Lyc.o.
183,1

12 colorierte Kupfer

Lyc.o. 183(1
Zool. 1,1

Aug. 00

Gottfried

Neumüller

Herrn von Buffons

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

Erster Band.

Phil. theol. Hochschule
Bamberg

Mit k. k. Hofcensurfreiheit.

Troppau,
gedruckt bei Joseph Georg Traßler, und im Verlage der Kompagnie.

1785.

G. H. v. Arx

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Herrn von Buffons

Naturgeschichte

der

vierfüßigen Thiere.

I. Band.

Von den zahmen

oder

Hausthieren.

Dem Menschen wurde das große Vorrecht bewilliget, den natürlichen Zustand der ihm unterworfenen Thiere verändern, sie zu seinem Gehorsam zwingen und sich ihrer nach seinem Gutbefinden bedienen zu können. Ein Hausthier ist als ein Sklave zu betrachten, der uns die Zeit vertreiben und unsere Vergnügungen befördern helfen muß; wir sind gewohnt, von zahmen Thieren allerlei Gebrauch, aber noch mehreren Mißbrauch zu machen, sie aus ihrem Vaterland, von ihrer gewöhnlichen Kost und natürlichen Lebensart gänz-

lich zu entwöhnen. Sie sind völlig dem Willkühr und Eigensinn der Menschen ausgesetzet; wenn indessen die wilden Thiere der gütigen Natur allein gehorchen, und von keinen andern Gesetzen wissen, als welche Bedürfniß und Freiheit ihnen vorschreiben. Die Geschichte von einem wilden Thier ist also nur auf eine geringe Anzahl solcher Begebenheiten eingeschränket, wobei die einfache Natur ganz allein im Spiel ist. In die Geschichte jedes Hausthieres hingegen muß alles mit eingewebet werden, was die menschliche Kunst anwendet, es zahm zu machen und unter das Joch zu bringen. Da man indessen so genau noch nicht bestimmen kann, wie stark der Einfluß des Beispieles, des Zwanges, der mächtigen Gewohnheit auf solche Thiere zu wirken, und wie sehr dergleichen Umstände ihre Bewegungen, ihre Bestimmung und Neigungen zu verändern fähig sind; so muß die Absicht eines Naturforschers vorzüglich dahin gerichtet seyn, durch die genauesten Beobachtungen sich in den Stand zu setzen, alle Vorfälle, die blos von ihren natürlichen Trieben abhängen, richtig von denenjenigen zu unterscheiden, welche der Zucht allein beizumessen sind; er muß einsehen lernen, was ihnen von Natur eigen

gen ist, und was zu ihren angenommenen Kunsttrieben gehöret; er muß einen Unterschied machen zwischen dem, was die Thiere für sich thun würden und was der Mensch sie zu thun gelehrt oder genöthiget hat; kurz, er muß nie das Thier mit dem Sklaven, oder das Lastvieh mit dem Geschöpfe Gottes verwechseln.

Die Herrschaft der Menschen über die Thiere hat soviel Rechtmäßiges zum Grunde, daß keine Veränderung der Umstände fähig ist, ihr Abbruch zu thun. Sie besteht in der Herrschaft des Geistes über die Materie. Sie ist also nicht allein ein Recht der Natur, eine durch unveränderliche Gesetze bestätigte Gewalt, sondern auch ein Geschenke Gottes, welches den Menschen jeden Augenblick an den Adel seines Wesens erinnern kann. Er ist Beherrscher der Thiere, nicht weil er unter ihnen das vollkommenste, das stärkste oder das gegeschickteste vorstellet; — denn wenn er nichts weiter, als nur das erste Geschöpf in eben der Ordnung wäre, so würde das zweite Geschlecht sich vereinigen, um ihm die Herrschaft streitig zu machen, — sondern weil das Regieren und Gebiethen unter die natürlichen Vorrechte des Menschen gehöret. Er denket, und das macht ihn

schon allein zu einen Herrn über gedankenlose Wesen. *)

Der Mensch ist Herr über alle rohe Körper, die seinem Willen sonst nichts entgegen zu setzen haben, als einen ohnmächtigen Widerstand oder unbiegsame Härte, die seine Hand allemal überwinden und besiegen kann, wenn er einen gegen den andern wirken läßt. Seine Herrschaft breitet sich auch über die Gewächse aus. Durch seinen geschäftigen Fleiß kann er die Pflanzen vergrößern und verkleinern, erneuern und verändern, zerstören oder ins Unendliche vervielfältigen. Die Thiere sind seiner Herrschaft unterworfen, weil er mit ihnen nicht blos Bewegung und Empfindung gemein, sondern vor ihnen das Licht der Vernunft noch voraus hat, weil er Absichten und Mittel erkennet, seine Handlungen alle nach gewissen Absichten bestimmen und nach richtigen Planen wirken, seine Bewegungen abmes-

*) Ob wir uns gleich hier auf das berufen können, was wir in den einzelnen Anmerkungen zum vorigen siebenten Band gesagt haben, so können wir doch nicht umhin, uns zu verwundern, daß Herr von Buffon hier die Thiere gar unter die gedankenlosen Wesen zu zählen scheint. Eine Meinung, die so leicht niemand ihm abzuborgen in Versuchung gerathen wird! M.

messen, die fehlende Kräfte durch Verstand ersetzen, und vermittelst eines guten Gebrauchs der Zeit, die Geschwindigkeit selbst überwinden kann.

Indessen scheinen unter den Thieren selbst einige viel geselliger, einige wilder, einige zahmer, und einige grausamer, als andere, zu seyn. Man vergleiche die gelehrige Folgsamkeit eines Hundes mit der trotzigen Wuth eines Tigers. Wird man den ersten nicht für einen Freund, und den letzten für einen Feind des menschlichen Geschlechtes halten müssen? Folglich kann der Mensch wohl nicht ein unumschränkter Beherrscher aller Thiere seyn. Wie viele Gattungen wissen nicht, sowohl durch die Schnelligkeit ihres Fluges, als durch die Geschwindigkeit ihres Laufes, durch die Verborgenheit ihres Aufenthaltes, oder durch die Entlegenheit des Elementes, worin sie leben, gänzlich der menschlichen Gewalt auszuweichen? Wie viele bleiben nicht, um ihrer Kleinheit willen, vor dem Menschen verborgen? Wie viel giebt es endlich nicht solcher Thiere, welche, statt ihn als ihren Beherrscher zu huldigen, ihn mit offenbarer Gewalt angreifen? Und könnten wir nicht hier auch das Ungeziefer anführen, welches durch seine beschwerliche

Stiche ihm lästig wird; oder die Schlangen, welche durch ihren Biß Gift und Tod unter den Menschen verbreiten; oder unzählig viel andere, unreinliche, beschwerliche, unnütze Thiere, welche blos darum geschaffen zu seyn scheinen, um hinlängliche Abwechslungen zwischen dem Guten und Bösen in der Welt zu erhalten und den Menschen recht nachdrücklich an die Entehrung zu erinnern, die er, nach seinem Fall, erlitten?

Hier lernet man die unumschränkte Macht und Herrschaft Gottes von der Herrschaft des Menschen unterscheiden. Gott, als der Schöpfer aller Wesen, ist allein Herr der Natur. Der Mensch vermag wenig oder nichts über die Geschöpfe, nichts über die Bewegungen der himmlischen Körper, nichts über die Umwälzungen des Erdballes, den er bewohnet, nichts überhaupt betrachtet, weder über die Thiere, noch über die Pflanzen und Mineralien. Seine Gewalt erstreckt sich nicht über die Arten, sondern blos über einzelne Dinge: denn die Arten überhaupt, oder die Materie im Ganzen, sind ein Eigenthum der Natur, oder sie sind vielmehr die Natur selbst. Alles entstehet und geschiehet, alles erfolget und vergehet, alles erneuert und bewegt sich

durch

durch eine Macht, der sich nichts widersetzen kann. Der Mensch selbst wird vom Strome der Zeit mit hingerissen, ohne das Ziel seiner eignen Dauer bestimmen zu können. Mit seinem Körper an die Materie gefesselt und in den Wirbel körperlicher Wesen mit eingemischet, kann er unmöglich eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze seyn. Er gehorcht eben der Nacht, wird geboren, wächset und vergehet (in Ansehung des Körpers) wie alles, was ihn umgiebt.

Nur allein der göttliche Stral, welcher den Menschen belebet, macht seinen Adel aus, welcher ihn über alle körperliche Wesen erhebet. Nur diese geistige Substanz, welche der Materie keinesweges unterworfen ist, hat sich des hohen Vorrechtes zu rühmen, die Materie zum Gehorsam zu bringen. Wenn ihre Herrschaft sich nicht über die ganze Natur verbreitet, so erstreckt sie sich doch auf unzählig viel besondere Wesen. Die einzige Quelle des Lichtes und der Vernunft, Gott allein, regieret die ganze Welt und alles, was darinnen ist, mit einer unendlichen Macht. Der Mensch hingegen, der nur mit einem Stral dieses göttlichen Verstandes erleuchtet ist, hat auch nur eine sehr eingeschränkte Macht

über

über einen kleinen Theil der Materie, und sich blos einer Herrschaft über einzelne Dinge zu rühmen.

Blos durch die vorzüglichen Gaben des Geistes konnte sich der Mensch die Thiere unterwürfig machen. Weder seine Stärke noch die übrigen Eigenschaften der Materie konnten hierzu etwas beitragen. In den ersten Zeiten wußten die Thiere überhaupt nichts von einer Unterwürfigkeit. Der Mensch, so bald er strafbar und wild geworden, hatte wenig Fähigkeiten, sie zahm und folgsam zu machen. Es wurde viel Zeit erfordert, ehe man es wagen konnte, sich ihnen zu nähern, sie kennen zu lernen und eine Wahl unter denjenigen zu treffen, die man zu bändigen hoffen durfte. Der Mensch mußte selbst erst gesittet werden, bevor er sich einfallen lassen konnte, Thiere abzurichten und sich eine Herrschaft über sie zu erwerben; denn überhaupt konnte die Herrschaft über die Thiere, wie alle übrige Arten der Herrschaft ehe nicht statt finden, bis erst Gesellschaften oder gesellige Verbindungen gestiftet waren.

Durch die Gesellschaft wurde der erste Grund zu aller menschlichen Macht geleget. Nur ihr hat er die Verbesserung seiner

Ver=

Vernunft, die Uibung seines Verstandes, und die Vereinigung seiner Kräfte zu verdanken. Vorhero mochte der Mensch vielleicht das wildeste, zugleich aber am wenigsten furchtbare Thier vorstellen. Dem nackenden, unbewafneten, unter freiem Himmel sich aufhaltenden Menschen war die Erde blos eine mit solchen Ungeheuern bevölkerte Wüste, denen er öfters zur Beute dienen mußte. Aus der Geschichte wissen wir so gar, daß die ersten Helden, lange nachher, weiter nichts, als muthige Würger bezwinglicher Thiere gewesen.

Weil sich indessen mit der Zeit das menschliche Geschlecht weiter ausgebreitet und stark vermehret hat, weil der Mensch durch Hilfe neu erfundner Künste und häufig errichteter Gesellschaften, mit starker Macht auf die Eroberung der Welt ausgehen konnte; so hat er die wilden Thiere nach und nach in die Enge getrieben, die Erde von jenen riesenartigen Geschöpfen gereiniget, deren ungeheure Gerippe wir noch hin und wieder in der Erde finden, und alle Gattungen von schädlichen Raubthieren, bis auf eine geringe Zahl einzelner solcher Thiere, verheeret. Er hat sich des Vortheils bedienet, eine Art von Thieren zu Bekämpfung einer andern zu brauchen. Nachdem

er

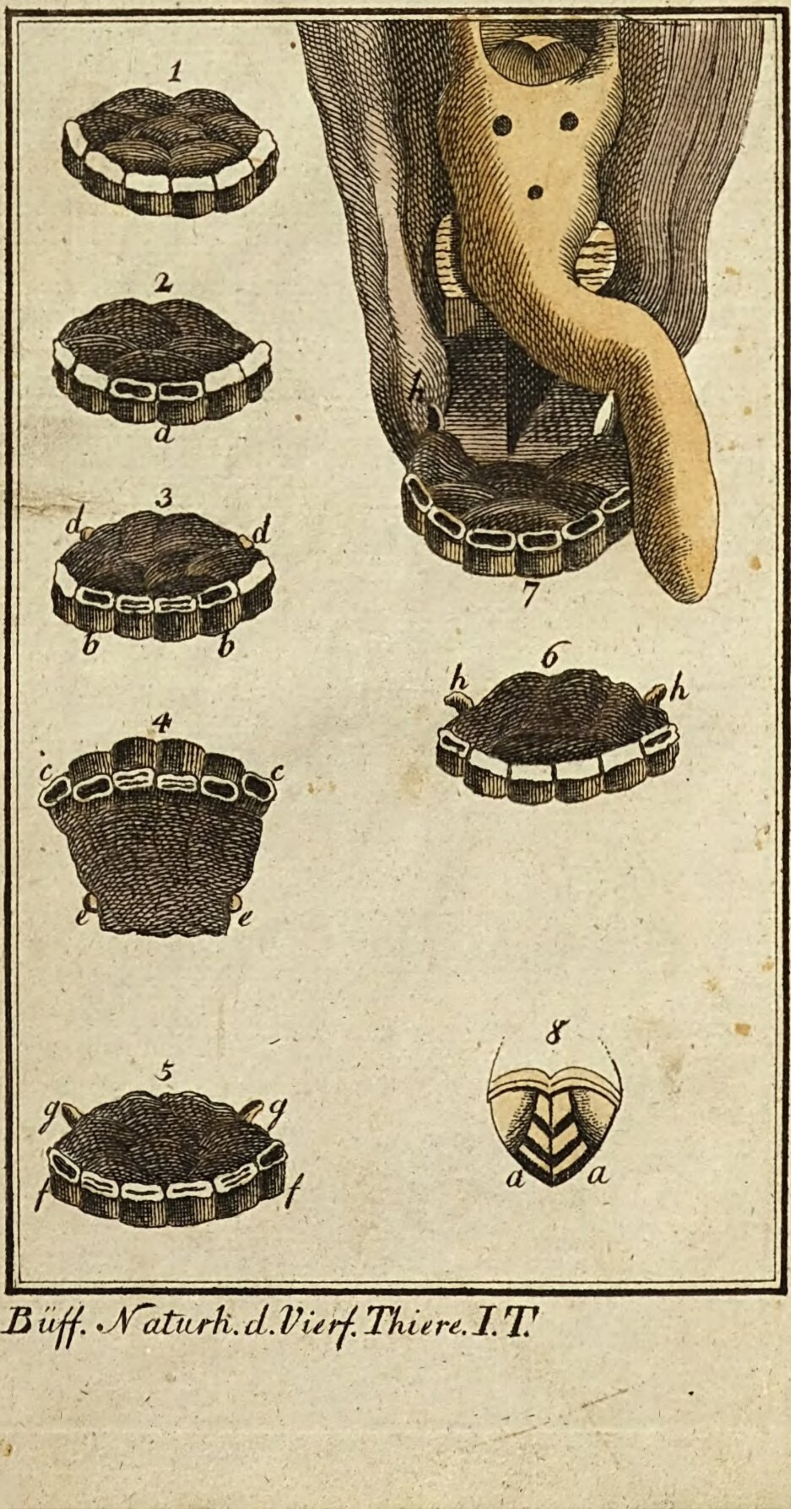
er ferner einige durch bloße Geschicklichkeit, andere mit Gewalt unter das Joch gebracht oder zerstreuet, und sie alle durch vernünftige Mittel überraschet hatte, gelang es ihm, seine Sicherheit zu befestigen und sich eine Herrschaft zu stiften, deren Grenzen blos in unübersteigbaren Oertern, entlegenen Einöden, brennenden Sandwüsten, Eisgebirgen und finstern Höhlen zu suchen sind, welche der geringern Anzahl unbändiger Thiere noch zu einer Freistadt übrig gelassen worden.

Beson-

Besondere Geschichte

der

vierfüßigen Thiere.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. I. T.

L
B
D
G
F
E
I
H
M
Q
R
S
Z
Y
N
O
P
C
V
e
n
m
k
K

Das Friesische Pferd. Tab. V.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. I. T.

Das Neapolitanische Pferd. Tab. IV.

Das Barbarische Pferd. Tab. I.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

Das Pferd. *)

Der Mensch hätte unter allen Thieren, worüber er seine Herrschaft bestätiget, nicht leicht eine größere Eroberung machen können, als durch Zähmung dieses edlen, stolzen und flüchtigen Thieres, welches die Be-

*) Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 100. Equus, Caballus caudâ undique setosâ. Ejusd. Faun. Suec. 1761. p. 15 n. 47 Idem. Nom. Gesn. Quadr. p. 132. Equus, Caballus, Equa. Aldrov. Quadr. p. 12. Equus. Iohnst. Quadr. p. 1. Tab. I —V. Charlet. Onom. 2. Raj. Quadr. p. 4. Equus domesticus, cicuratus. Gr. Ἵππος. Ἵππαδα Rzac. Hist. Nat. Polon. p. 240. Sloane Nat. History of Jam. Vol. II. p. 327. Franz. Cheval. (der Wallach) Cheval ongre, (die Stute) Jument, (das Füllen) Poulain. Hebr. Sus. Susah. Chald. Sussatha. Arab. Baiel. Pers. Asbecha. Span. und Ital. Cavallo. Böhm. Kun. Illyr. Kobyla. Pohln. Kon. Engl. Horse. In Flandern. Peert Heinst. (Wallach.) Rugn. (Stute) Merri. Schwed.

Beschwerden so wohl und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs zu theilen willig ist. So unerschrocken, als der Held, den es trägt, sieht es die Gefahr und trotzet ihr. Es stürzt sich mitten in das Geräusch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran und belebt sich mit eben dem Feuer, welches in der Heldenseele seines Herren auflodert. Mit gleicher Bereitwilligkeit theilet es die heroischen Ergötzungen seines Beherrschers auf der Jagd, bei Ritterspielen und Wettlaufen. Sein Ansehen ist glänzend und seine Augen funkeln. Eben so gelehrig, als muthvoll, läßt es sich nicht ganz von seinem Feuer hinreißen. Es hat seine Bewegungen mäßigen gelernt. Es schmieget sich nicht al-

lein

Häst. Jo. Elias Ridingers Entwurf einiger Pferde, nach ihrem unterschiedlichen Alter und Gebrauch, nach dem Leben gezeichnet. Mit beigefügten Anmerkungen IV. Th. Augsbg. 1755. Fol. 22 Kpf. Hallens Nat. Gesch. der Thiere. 1 B. p. 227 — 245. Briss. Regn, animale T. I. Quadr. Lugd. Bat. 1762 8vo *p.* 79. Equus auriculis brevibus. erectis, jubâ longâ. Le Cheval. Vall. de Bom. Dict. d'Hist. Nat. Tom. III. *p.* 69. — 102. Encyclop. Oecon. Vol. V. p. 3 — 136. D. Merkleins Thierb. Nürnb. 1751 8vo. p. 160 — 172.

M.

lein unter die Hand seines Führers, sondern es scheint sich ganz nach dessen Wünschen zu bequemen. Beständig folgsam, bei allen Eindrücken, die es von ihm erhält, läuft es bald schnell, bald langsam, bald stehet es stille, wie es der Wink seines Herrn zu fordern scheint. Das Pferd ist eins von den Geschöpfen, die sich selbst verleugnen, um blos dem Willen eines andern Wesens gehorsam zu seyn und seinem Verlangen immer zuvor zu kommen, dem es, durch seine geschwinde und abgemessene Bewegungen vollkommen Genüge leistet. Es ist gerade so fühlbar, als man wünschet und leistet nicht mehr, als man verlanget. Indem es ohne Ausnahme, sich zu allen möglichen Diensten bereit finden läßet, strenget es alle Kräfte zum Dienste seines Herrn an, und überschreitet oft so sehr das Maß seiner Kräfte, daß es, aus allzu großem Gehorsam, zuweilen des Todes ist.

So ist ein Pferd beschaffen, dessen Naturgaben sich in ihrem ganzen Lichte zeigen, weil die Kunst seine natürlichen Eigenschaften zur möglichen Vollkommenheit erhöhet, und das von Jugend auf sorgfältig gepflegt, hernach wohl geübet und so zum Dienste der Menschen abgerichtet wor-

den. *) Die Erziehung eines Pferdes fängt mit dem Verlust seiner Freiheit an und endiget sich mit dem Zwange. Die Sklaverei oder die Hausgenossenschaft dieser Thiere ist schon so allgemein, daß wir sie nur höchst selten in ihrem natürlichen Zustande beobachten können. Bei allen in ihren Arbeiten sind sie beständig aufgeschirret. Niemals, nicht einmal zur Zeit ihrer Ruhe, sind sie von allen Banden frei. Wenn sie auch zuweilen auf der Weide frei herum irren können, so tragen sie doch wenigstens, auch hier, gewisse Merkmale der Knechtschaft an sich und sind beständig mit grausamen Abdrücken der Arbeit und des Schmerzes bezeichnet. Das Maul ist durch die vom Gebiß verursachete Falten entstellet; die weichen Seitentheile des Leibes pflegen entweder vom Geschirr kahl und wund gerieben oder von den Sporen verwundet und zerkratzt; die Hufe aber durchaus mit Nägeln durchbohret zu seyn. Der beständige Druck des gewöhnlichen Geschirres ertheilet ihrem Körper eine gezwungene Stellung. Man würde

*) Die vorzüglichsten Werke, welche theils die Kenntniß der Wartung, theils die Abrichtung und Erhaltung der Pferde hinlänglich beschreiben, haben wir am Ende dieses Artikels angeführet.

e diese von Jugend auf gewohnte Fesseln ihnen vergeblich abnehmen, sie würden darum nicht freier seyn. Selbst diejenigen, welche in einer gelindern Sklaverei leben, die man blos zum Staat oder zur Pracht unterhält, und denen man güldene Fesseln, mehr zu Befriedigung der Eitelkeit ihrer Herrn, als zu ihrer Zierde, anleget, werden durch ihren Kopfputz, durch ihre geflochtne Mähnen, durch die goldnen und seidenen Decken mehr, als durch ihre Hufeisen, entehret.

Die Natur übertrift alle Kunst an Schönheit. In den freien Bewegungen aber eines belebten Wesens bestehet eigentlich die schöne Natur. Man betrachte die Lebensart jener wilden Pferde, die sich im spanischen Amerika, bei völliger Freiheit, so stark vermehret haben. Welch ein freier, unabgemessener Gang! wie flüchtig! welche Sprünge! Stolz auf ihre rühmliche Unabhängigkeit, fliehen sie die Gegenwart jedes Menschen, und verachten seine eigennützige Pflege; sie suchen und finden, ohne Anweisung, Unterhalt und Nahrung. Froh genießen sie ihrer Freiheit und irren und springen auf unübersehbaren grünen Ebenen herum, welche ihnen freiwillig den ungestörten Genuß der nahrhaften Reichthümer

eines immer wiederkehrenden Frühlings anbiethen. Ohne einen bestimmten Aufenthalt zu haben, ohne anderes Obdach, als welches ihnen ein reiner, heiterer Himmel gewähret, athmen sie eine weit reinere, weit gesundere Luft ein, als in den gewölbten Pallästen, wo man ihnen einen engen abgetheilten Raum zu ihrem Aufenthalt anweiset. Aus diesem Grunde sind auch alle wilde Pferde weit stärker, flüchtiger und nervichter, als die meisten zahmen. Sie erhalten aus der freigebigen Hand der Natur, Stärke und edlen Anstand. Den zahmen kann die Kunst nichts, als eine gefällige Geschicklichkeit ertheilen.

Die Pferde haben in ihrer Gemüthsart nichts Grimmiges, nichts Grausames. Blos muthig und wild erscheinen sie in ihrer Freiheit. An Stärke sind sie zwar den meisten Thieren überlegen; sie bedienen sich aber dieses Vorzuges nie, um andere anzufallen. Sind andere so verwegen, sich feindselig an sie zu wagen, so greifen sie zu einem von den drei Mitteln ihrer Rache. Sie verachten, verjagen oder tödten ihre Feinde. Sie ziehen heerdenweise herum und vereinigen sich blos um des Vergnügens willen, das ihnen die Geselligkeit gewähret. Aus Furcht hätten sie nicht nöthig, es zu thun.

Es

Es geschieht blos aus gegenseitiger Zuneigung. Unter ihren Tritten wachsen mehr Kräuter und Pflanzen empor, als die bloße Befriedigung ihres Hungers nothwendig erfordert. Nach dem Fleisch der Thiere sind sie niemals lüstern. Daher pflegen sie weder mit andern Thieren, noch unter sich selbst Krieg führen. Um des Unterhaltes willen haben sie keine Streitigkeiten untereinander nöthig. Die Gelegenheiten, sich eine Beute abzujagen, oder ein fremdes Eigenthum an sich zu bringen, können sich nie bei ihnen ereignen. Bei fleischfressenden Thieren sind dieses die gewöhnlichsten Quellen alles Zankes und Streites. Die Pferde hingegen leben in einem beständigen Frieden, weil sie bei ihrem einfachen und gemäßigten Appetit, immer Nahrung genug haben, um sich nicht beneiden zu dürfen.

Wer dieses unwahrscheinlich finden sollte, der beobachte doch einmal junge Füllen, die man zusammen erziehet und heerdenweise auf die Weide bringet, wie schmeichelhaft, wie gesellig sie da mit einander umgehen! Sie geben von ihrer Stärke und jugendlichen Feuer keine weitern Beweise, als aufmunternde Zeichen der Nacheiferung. Sie bemühen sich scherzend, eines vor dem andern einen Vorsprung zu gewinnen, sich selbst

der Gefahr, durch einen Fluß oder über einen Graben zu setzen, muthwillig blos zu stellen und sich dazu aufzumuntern. Die Füllen, welche bei diesen natürlichen Uibungen die erste Veranlassung geben, und sich allenthalben an der Spitze befinden, können ohnstreitig für die muthigsten und besten, und, wenn sie einmal zahm gemacht sind, für die gelehrigsten und folgsamsten gehalten werden.

Einige alte Schriftsteller thun der wilden Pferde sowohl Erwähnung, als der Gegenden, wo sie sich aufhalten. An den Ufern des Hypanis, heißt es beim Herodot, findet man weiße, im nördlichen Theil Thraciens noch andre wilde Pferde, deren ganzer Körper mit fünf Finger langen Haaren besetzt ist. Aristoteles nennet Syrien, Plinius die nördlichen Länder, Strabo die Alpen und Spanien, unter den Oertern, wo sich wilde Pferde aufhalten. Kardanus unter den Neuern, behauptet eben dieses von Schottland und den Orkaden. *) Olaus von Moskau; Dapper von der Insel Cypern, wo es, nach seiner Aussage, **) sehr schöne

starke,

*) S. Aldrovandus de Quadrupedibus Solipedibus Lib. I. S. 19.

**) Man sehe dessen Beschr. der Inseln des Archipelagus. S. 50.

starke, flüchtige wilde Pferde geben soll; Struys *) von der Insel May am grünen Vorgebirge, wo er sie besonders klein angetroffen; Leo Afrikanus **) von den afrikanischen und arabischen Wüsten. Er hat selbst in den Einöden Numidiens ein weißes Füllen mit krausen Mähnen gesehen. Marmol a) versichert, zur Bestätigung des struysischen Berichts, daß es in den Wüsten Arabiens und Lybiens kleine, aschgraue, auch weiße Pferde mit kurzen borstigen Haaren und Mähnen gebe, die es den Hunden und zahmen Pferden in der Hurtigkeit ihres Laufes weit zuvor thäten. In den erbaulichen Briefen b) wird auch von China behauptet, es fänden sich daselbst viel kleine wilde Pferde.

Weil heut zu Tage ganz Europa, in allen seinen Theilen, bevölkert und gleich stark bewohnet ist, so würde man daselbst vergeblich wilde Pferde suchen. Die amerikanische frei herumirrende Pferde sind eigentlich zahme, von europäischer Abkunft. Die

*) S. Les Voyages de Jean Struys. Rouen. 1719 Tom. 1. p. 11.

**) In Descriptione Africae Pars II. Vol. 2. p. 750 — 51.

a) S. L' Afrique de Marmol, à Par. 1667. T. I. p. 95.

b) S. Lettres édifiantes. Recueil XXVI. p. 371.

Spanier hatten sie dahin gebracht, und sie haben sich dann in den ungeheuren Wüsten dieser unbewohnten und unbevölkerten Länder vermehret. In der neuen Welt gab es ehemals gar keine Thiere dieser Art. Aus dem Erstaunen und Schreck der Einwohner von Mexiko und Peru, bei Erblickung der Pferde und Reiter, konnten die Spanier den sichern Schluß ziehen, daß in diesen Himmelsstrichen die Pferde ganz unbekannte Geschöpfe wären. Sie ließen also eine große Menge dahin bringen, theils um sich derselben auf eine vortheilhafte Art zu bedienen, theils auch um die Vermehrung derselben in dasigen Gegenden zu befördern. In der letzten Absicht ertheilten sie vielen, sowohl auf unterschiedenen Inseln, als auf dem festen Lande, die Freiheit, wodurch die Pferde sich daselbst, wie andre wilde Thiere, vermehret haben. *)

Herr

*) In der That giebt es in Amerika viel Pferde, die daselbst nicht so viel Krankheiten, als in Europa, zu dulden haben. Ihre Füllen werden auch schöner, als die alten, man sagt von den Wilden, daß sie ungemein gern reiten, weil sie sich alle für Edelleute halten. S. Hamb. Mag. VI B. p. 592. M.

Herr de La Salle *) hat 1685 von diesen Pferden im nördlichen Amerika, bei Sankt Ludwigs Bai, viele auf den Wiesen herumirren und weiden gesehen. Sie waren so wild, daß man es, ohne Gefahr nicht wagen konnte, sich ihnen zu nähern. Der Verfasser der Geschichte von den Begebenheiten der amerikanischen Seeräuber **) saget: „ Auf der Insel St. Domingo trift „ man zuweilen ganze Heerden, von mehr „ als fünfhundert Pferden beisammen an. „ Sie schwärmen daselbst frei herum und „ stehen gleich stille, sobald sie einen Menschen erblicken. Der Anführer der Heerde nähert sich auf eine gewisse Weite, „ schnaubet entsetzlich durch die Nase, nimmt „ alsdann die Flucht und die ganze Heerde „ folget ihm nach. Er ist ungewiß, ob „ er diese Thiere für ausgeartete, wild„ gewordene Pferde halten soll, weil er sie „ zwar von der Art, aber nicht so schön, „ als die spanischen, gefunden. Sie ha„ ben, fährt er fort, große Köpfe, dicke

„ und

*) S. Les dernieres decouvertes dans l' Amerique Septentrionale de Mr. de la Salle, mises au jour par Mr. le Chevalier Tonti. à Par. 1697 p. 250.

**) S. Hiſtoire des Avanturiers Flibuſtiers par Oexmelin. à Paris 1686. Tom. I. p. 110. 111.

„ und überdies noch höckerichte Beine, lan-
„ ge Ohren und einen langen Hals. Die
„ Einwohner des Landes können sie, ohne
„ viel Mühe zahm machen und zur Arbeit
„ gewöhnen. Die Jäger bedienen sich ih-
„ rer Hilfe zu Fortschleppung ihrer Thier-
„ häute. Die Art, wie sie gefangen wer-
„ den, ist ganz einfach. Man legt Schlin-
„ gen und Stricke an Oerter, wo sie oft
„ hinzukommen pflegen. Sie weichen die-
„ sen Fallen eben nicht sorgfältig aus.
„ Wenn sie aber eine um den Hals fühlen,
„ ergurgeln sie sich selbst, wofern sie nicht
„ bald aus derselben befreiet werden. Man
„ faßet sie beim Leibe und Beinen, fesselt
„ sie mit Stricken an Beinen an, und läßt
„ sie in dieser Stellung zween Tage lang
„ hungern und dürsten. Dieser erste strenge
„ Versuch, sie zahm zu machen, thut seine
„ Wirkung vollkommen. Mit der Zeit wer-
„ den sie so gelehrig, daß man gar keine
„ Spur ihrer vorigen Wildheit mehr an
„ ihnen wahrnehmen kann. Wenn sie,
„ durch einen ohngefähren Zufall, auch
„ wirklich ihre Freiheit gänzlich wieder be-
„ kommen, so nehmen sie zum zweitenmal
„ ihre Unbändigkeit nicht wieder an. Sie
„ kennen beständig ihren Herrn. Er darf
„ sich ihnen ungehindert nähern, und sie,

„ wann

„ wann es ihm beliebet, wieder anhalten
„ und fangen *).

Ein sicherer Beweis der natürlichen Sanftmuth und der Neigung dieser Thiere, sich unter den Menschen aufzuhalten! Wer hat auch

*) Herr von Garsault giebt ein ander Mittel an die Hand, wilde Pferde zahm zu machen „Wenn „man, sagt er, die Füllen in ihrer ersten Jugend „nicht zahm gemacht hat, so pflegt ihnen die „Annäherung und das Anrühern eines Menschen „oft so schreckhaft vorzukommen, daß sie, durch „beständiges Beißen und Schlagen, es unmöglich machen, sie putzen oder ihren Huf mit Eisen „belegen zu können. Wo schon Geduld und Gelindigkeit vergeblich angewendet worden, da muß „man sich zu ihrer Bändigung des Mittels bedienen, wodurch man in der Falkenierkunst einen Vogel, der erst gefangen worden, zahm zu „machen und zur Beute abzurichten pfleget. Man „hält ihn so lange vom Schlaf ab, daß er endlich „für Mattigkeit hinfällt. Gerade so muß man bei „unbändigen Pferden verfahren. Wenn man es „mit dem hintern Theil nach der Krippe stellet „und einen Menschen Tag und Nacht vor seinem „Kopfe stehen und ihm von Zeit zu Zeit eine „Hand voll Heu vorhalten läßet, ohne zu gestatten, daß es sich niederlege, so wird man verwundernd sehen, wie geschwind ein solches Pferd „von seiner Unbändigkeit abläßt. Doch giebt es „Pferde, welche diesen harten Versuch wohl 8 Tage lang aushalten, ehe sie sich bequemen. S. Nouveau parfait Maréchal p. 89. oder Herrn von Garsault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. A. d. Franz. übers. v. D. J. G. Krünitz. Berlin 1770 8vo S. 99. 100.

auch wohl jemals gesehen, daß ein Pferd unsre Häuser verlassen, um in Wälder und Wüsten zu fliehen? Aeußern sie nicht vielmehr ein sichtbares Verlangen, wieder in ihre Ställe zu kommen? Und doch finden sie daselbst nur ein grobes und immer einerlei Futter, das noch überdies mehr nach wirthschaftlichen Absichten, als nach ihrem Appetit, eingerichtet und abgemessen wird. Allein die Gemächlichkeit, welche sie genießen, ersetzt ihnen auf der einen Seite alles, was ihnen auf der andern abgehet. Wenn sie vorher bis zur Entkräftung, sich anstrengen mußten, so ist alsdann der Ort, wo sie hoffen können, wieder auszuruhen, für sie ein Ort voller Annehmlichkeiten, den sie schon von weitem merken, und mitten in großen Städten zu finden wissen. Ueberhaupt scheinen sie durchgängig die Sklaverei der Freiheit vorzuziehen. Die Gewohnheiten sogar, wozu man sie gezwungen und denen sie sich einmal unterworfen haben, pflegen bei ihnen zur andern Natur zu werden. Man weiß ja, daß Pferde, die man frei in Waldungen laufen ließ, durch beständiges Wiehern ihre Gegenwart zu erkennen gegeben und der Stimme jedes Menschen entgegen gelaufen sind. Noch mehr, sie sind (in dieser ungewohnten Einsamkeit)

bei

bei einem Uiberfluß abwechselnder Nahrung, dermaßen abgezehret, daß ihr Leben in kurzer Zeit in Gefahr gerathen.

Das Betragen und die Sitten der Pferde sind fast gänzlich das Werk der Erziehung, welche mehr Sorgfalt und Mühe voraussetzet, als der Mensch an irgend ein anderes Thier verwendet, wofür er aber, durch die beständigen und willigen Dienste der Pferde hinlänglich entschädigt wird. Im ersten Alter dieser Thiere pflegt man die Füllen gleich von ihrer Mutter zu entfernen, wenn sie vorhero fünf, sechs oder höchstens sieben Monate gesogen haben. Die Erfahrung hat gelehret, daß diejenigen, welche zehn oder eilf Monate die Muttermilch genossen, lange nicht so gut, als andere gerathen, die man früher absetzet, ob sie gleich dadurch mehr Fleisch auf dem Leibe zu setzen pflegen. Sobald ein Füllen sechs oder sieben Monate hindurch die Muttermilch allein genossen, wird es hernach zu einer dichtern Nahrung gewöhnet. Es bekömmt alsdann zweimal des Tages Kleie und etwas Heu und zwar allmählig immer etwas mehr, je älter sie werden. So lange sie noch einige Sehnsucht nach der Mutter spüren laßen, behält man sie im Stalle. Wenn sich aber keine Merkmale dieser Un-

ruhe mehr äußern, bringet man sie, bei gutem Wetter, auf die Weide. Nur muß man sich hüten, sie nüchtern weiden zu lassen. Eine Stund vorher, ehe sie aufs Gras kommen, müssen sie erst etwas Kleie genossen und einmal gesoffen haben. Bei starker Kälte oder im Regen darf man sie ja nicht lange in Freiheit lassen. Sie können beides noch nicht wohl ertragen. Dies ist ohngefähr das Verhalten, welches man im ersten Winter mit ihnen zu beobachten hat. Im folgenden Mai kann man sie nicht allein täglich auf die Weide gehen, sondern auch den ganzen Sommer hindurch, bis zu Ende des Oktobers, unter freiem Himmel auf der Weide schlafen lassen. Die einzige Vorsicht muß man aber nicht versäumen, sie nie auf das Grummet (oder Nachheu) zu bringen; denn wenn sie dieses zartere Futter einmal gewohnt sind, würden sie beim Heu nicht gern anbeißen, welches doch, nebst Kleie mit gemahlner Gerste oder Hafer vermischet, den 2ten Winter ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen muß. Auf diese Art läßet man sie die ersten vier Jahre hindurch im Winter nur des Tages, im Sommer aber Tag und Nacht weiden, bis man sie von der Weide nehmen und mit Heu erhalten kann. Diese Veränderung des Futters

ters erfordert einige Vorsichtigkeit. In den ersten acht Tagen dürfen sie nichts als Stroh genießen, und man wird sehr wohl thun, wenn man ihnen zugleich einige Tränke wider die Würmer giebt, welche durch unverdaute rohe Kräuter vielleicht erzeuget worden. Herr von Garsault, welcher dieses Verfahren eigentlich für das beste hält, *) wird es ohnstreitig in der Erfahrung bewährt gefunden haben. Indessen wird man wahrnehmen, daß der Magen aller Pferde zu allen Zeiten und in jedem Alter mit einer so ungeheuren Menge von Würmern angefüllet ist, als ob sie einen wesentlichen Theil derselben ausmacheten. Wir haben sie in gesunden so häufig, als kranken Pferden, in Graspferden sowohl, als in Stallpferden, die lauter Hafer und Heu fressen, durchgängig bemerket. Auch die Esel, welche unter allen Thieren der Natur der Pferde noch am allernächsten kommen, beherbergen in ihrem Magen eine nicht minder große Menge von Würmern, ohne davon einige Beschwerden zu dulden. Kann man also wohl die Würmer, von welchen hier die Rede ist, als eine zufälligye, von einem ro-

*) S. Le Nouveau parfait Maréchal par Mr. de Garsault. à Paris 1746 p. 84. 85.

rohen unverdauten Kraut verursachete Krankheit betrachten? Sind sie nicht vielmehr als eine Wirkung der Nahrung und gewöhnlichen Verdauung dieser Thiere anzusehen?

Bei Absetzung eines jungen Füllens hat man vornämlich darauf zu denken, daß man sie in einen tauglichen, reinen, und nicht allzu warmen Stall bringet, sonst würden sie aus erkünstelter Weichlichkeit gegen die Eindrücke der Luft allzu empfindlich werden. Man muß nicht vergessen, ihnen oft frische Streue zu geben, sie beständig reinlich zu halten, und von Zeit zu Zeit mit einem Lappen oder Strohwisch ihnen den Staub abreiben. Das Anlegen oder Striegeln können sie nicht wohl ehe dulden, bis sie wenigstens zwei und ein halbes, oder drei Jahre alt sind. Sie würden ein so scharfes Reiben der Striegeln in der That mit Schmerzen empfinden, und, weil ihre Haut noch zu zärtlich ist, es zu dulden, viel eher eingehen, als gedeihen. Auch dürfen weder die Raufe noch Krippe zu hoch angebracht seyn. Die Nothwendigkeit, den Kopf immer nach dem Futter in die Höhe zu recken, könnte zu einer Gewohnheit werden, und einen schlechten Anstand des Halses veranlassen. Wenn sie erst ein Jahr

und

oder achtzehen Monate alt sind, kann man ihnen den Schwanz beschneiden, wodurch die von neuem treibende Haare stärker und dichter werden *). Sobald sie das zweite Jahr vollendet haben, muß man sie trennen, und die männlichen zu den Hengsten, die weiblichen aber zu den Stuten gesellen; weil ohne diese Vorsicht die jungen Hengstfüllen sich unausbleiblich bei den Mutterfüllen abmatten, und vergebens entkräften würden.

Sobald sie drei Jahre oder ein halbes Jahr darüber sind, muß man darauf bedacht seyn, sie abzurichten und gelehrig zu machen. Anfänglich muß man ihnen einen leichten und bequemen Sattel auflegen, und sie täglich zwo bis drei Stunden darunter stehen lassen. Zugleich pflegt man ihnen ein leichtes Gebiß ins Maul zu geben, die Füße aufheben zu lassen, und einige Schlä-

*) Der Verf. des Essai sur les Haras à Turin 1769 macht hierbei die Anmerkung, daß dieses erzwungene Wachsthum des Haares im Schweife nur auf Unkosten des Wachsthums und der Kräfte eines Fohlens überhaupt geschehen könne; weil er gesehen, daß die Pferde mit ungewöhnlich starken Schweifen und eben so dicken Mähnen gemeiniglich die schwächsten und weichlichsten gewesen.

M.

ge auf den Huf zu thun, als ob man sie beschlagen wollte, damit sie bei Zeiten hierzu gewöhnet werden. Will man sie zu Kutschenpferden oder Zugpferden abrichten, so muß man ihnen abwechselnd Geschirr und Gebiß, anfänglich aber keinem von beiden einen Zaum anlegen. Hernach läßt man sie ohne Reuter auf einer Ebene mit einem Kappzaum, Sattel oder Geschirr an einer Leine herum traben. Merkt man, daß das gesattelte Pferd sich leicht herumdrehet, und wilkig auf denjenigen losgehet, welcher die Leine hält, so muß man versuchen aufzusteigen, und auf eben der Stelle gleich wieder absteigen, ohne das Füken ehe mit seinem Reiter gehen zu lassen, bis es erst vier Jahre alt geworden; denn vor dieser Zeit ist es noch zu schwach, das Gewicht eines Reiters ohne überlästige Beschwerde tragen zu können. Nach dem vierten Jahr kann man aber sicher aufsitzen, und es abwechselnd, aber nie lange hinter einander, bald im Schritt, bald im Trabe gehen lassen *).

Wenn

*) Man sehe die Elemens de Cavallerie de Mr. de la Gueriniere. à Par. 1741. Tom I. p. 140. &c.

Wenn ein Kutschenpferd schon gewöhnet ist, Geschirr auf sich zu leiden, so spannet man es neben ein anderes bereits abgerichtetes Zugpferd, legt ihm einen Zaum an, und führet es an einer durch den Zaum gezognen Leine, bis es anfängt sich beim Zuge gut und geduldig anzustellen. Hierauf muß der Kutscher versuchen, es rückwärts gehen zu lehren. Er bedienet sich dazu eines Gehilfen, der vor dem Pferde stehen, und es mit Gelindigkeit zurücke treiben, auch wohl einige kleine Stöße geben muß, um es zum Weichen zu nöthigen. Alles dieses muß noch vor der Zeit geschehen, ehe die jungen Pferde ander Futter, als jedes Füllen bekommen. Denn wenn sie erst mit Körnern und Hexel gefüttert worden, so weiß man schon aus Erfahrungen, daß sie in eben der Maße, wie sie an Kräften zunehmen, auch minder folgsam und schwerer abzurichten sind *).

Gebiß und Sporne sind als bloße Zwangmittel zum Gehorsam erfunden worden; das erste, um sie zu abgemessenen, die letztern um sie zu hurtigern Bewegungen zu nöthigen. Zwar schien die Natur das

*) S. Le Nouveau parfait Maréchal par Mr. de Garsault, p. 86.

Maul nur zu den Eindrücken des Geschmackes und Appetits bestimmet zu haben. Bei den Pferden wird man auch in der That eine so große Fühlbarkeit im Maule gewahr, daß man darum, weil sie hier empfindlicher, als an Augen und Ohren sind, vorzüglich das Maul zu dem Werkzeug wählete, wodurch man den Pferden von seinem Willen einen verständlichen Wink geben kann. Die kleinste Bewegung, der kleinste Druck des Gebißes ist hinlänglich, das Thier nach unserm Willen zu lenken. Der einzige Fehler dieses empfindlichen Werkzeuges besteht in seiner Vollkommenheit selbst. Sein allzu hoher Grad von Empfindlichkeit erfordert außerordentlich viel Schonung. Der geringste Mißbrauch verdirbet das Maul eines Pferdes, und benimmt ihm das Gefühl der Eindrücke des Gebißes. (Oder macht sie zu sogenannten hartmäuligen Thieren.) Gesicht und Gehör würden freilich zu einer solchen Veränderung gar nicht fähig, und so leicht nicht auf solche Weise stumpf zu machen gewesen seyn. Allein man hat unstreitig viel Schwierigkeiten dabei gefunden, wie man die Pferde durch diese sinnlichen Werkzeuge regieren sollte. Uiberhaupt wirken die Zeichen, die man einem Thier verständlich machen will,

will, viel stärker auf dasselbe durchs Gefühl, als durch die Augen und Ohren. Darzu kömmt noch, daß ein Reiter oder Kutscher in der Stellung, die sie auf oder hinter einem Pferde nehmen müssen, gar nicht verstattet, sie durch die Augen zu regieren; denn die Pferde sehen vor sich hin, und würden die Zeichen, die man ihnen geben wollte, nicht anders bemerken, als wenn sie eben den Kopf rückwärts drehe-ten. Obgleich das Ohr einer von den Sinnen ist, wodurch man sie zuweilen aufzumuntern und anzuführen pfleget, so scheint man doch nur bei plumpen Pferden von diesem Sinne Gebrauch zu machen. Denn auf der Reitbahn, als der eigentlichen hohen Schule der Pferde, redet man sie fast gar nicht an, und es darf auch nicht einmal das Ansehen haben, als ob man sie regierte. Bei einem schulrechten Pferd ist auch wirklich der geringste Druck der Schenkel, die leichteste Bewegung des Gebißes zureichend, sie zu leiten. Der Sporn wird entweder gar nicht, oder nur in den Fällen gebraucht, wenn man heftige Bewegungen von ihnen zu erzwingen sucht. Geschieht es zuweilen, daß ein ungeschickter Reuter beim Anspornen zugleich den Zügel anhält, so fühlt es auf der einen Seite

den Reiz, auf der andern einen eben so starken Widerstand, es kann also nicht umhin, einen Sprung aufbäumend zu thun, ohne sich aus der Stelle zu bewegen.

Man gewöhnet ein Pferd vermittelst des Zügels den Kopf mit Anstand in die Höhe zu tragen. Man richtet ihn, wie man ihn haben will. Es bedarf nur das mindeste Zeichen, die kleinste Bewegung des Reiters, um das Pferd aus einem seiner gelernten Gänge in den andern zu bringen. Der natürlichste Gang ist wohl das Traben; Schritt und Galop sind aber für den Reuter am bequemsten, daher man sich auch die ernstlichste Mühe giebt, in diesen beiden Gangen die Pferde am stärksten zu üben. Wenn ein Pferd seinen Vorderfuß zum Fortschreiten aufhebet, so verlangt man, daß diese Bewegung frei sey und leicht geschehen soll. Das Knie muß genugsam gebogen, und der aufgehobne Schenkel gleichsam einen Augenblick in der Höhe gehalten, der Fuß aber auf der Erde fest und gerade aufgesetzet werden, ohne daß der Kopf des Pferdes von dieser Bewegung den mindesten Eindruck erhalte. Wenn das Pferd dem Schenkel plötzlich niedersinken läßet, so hat dieses gemeiniglich die Erleichterung des andern Schenkels zur Absicht, welcher die

gan-

ganze Last des Körpers nicht lange allein zu ertragen vermag. Das ist ein eben so beträchtlicher Fehler, als wenn ein Pferd seinen Schenkel aus- oder einwärts wirft, weil er in eben derselben Richtung wieder wieder herabsinket. Wenn ein Pferd sich auf den Stral des Fußes (Talon *) stützet, hat man es als ein Zeichen seiner Schwäche zu halten; wenn es hingegen mit dem Schuße oder dem vordern Rande des Hufes (Pince) auftritt, so ist dieses eine sehr erzwungene abmattende Stellung, die kein Pferd lange aushalten kann.

Der Schritt, als der langsamste unter allen Gängen eines Pferdes, muß dennoch beschleunigt werden; er muß aber weder zu weit ausgreifen, noch zu kurz abgemessen, und mit einer Leichtigkeit im Auftritt begleitet seyn. Diese Leichtigkeit gründet sich blos auf die Freiheit der Schultern, und ist am besten aus der Art, wie das Pferd im Gange seinen Kopf zu tragen pfleget, zu beurtheilen. Hält es diesen hoch und

*) Wir folgen hier dem gelehrten Herrn D. Krünitz, welcher in des Herrn von Garsaults Unterricht für Liebhaber der Pferde ꝛc. Berl. 1770 p. 12. das Wort Talon durch, Stral übersetzet.

steif, so hat man es für ein rasches leichtes Pferd zu halten. Fehlt es aber den Schultern an hinlänglicher Freiheit, so pflegen sich die Schenkel nicht genugsam zu heben, das Pferd selbst aber pflegt alsdann oft Fehltritte zu thun, und über alle Ungleichheiten des Erdbodens hinweg zu stolpern. Hat es überdies noch enge Schultern, ohne daß die Bewegung der Schenkel davon abzuhängen scheinet, so wird es gleich müde, stürzet oft, und ist gar nicht zum Dienste zu brauchen. Ein gutes Pferd muß völlig bewegliche Schultern haben, es muß im Gange die Schultern heben, und die Hüften sinken lassen, auch den Schenkel hoch und lange genug halten können. Hält es ihn aber allzulange in der Höhe, und läßt ihn allzu langsam wieder niedersinken, so verliert es allen Ruhm und Vortheil der Leichtigkeit. Es wird schwer, und weiter zu nichts tauglich, als zur Parade vor einer Kutsche.

Die Leichtigkeit ist noch nicht alles, was man von den Bewegungen eines guten Pferdes fordern kann. Sie müssen auch, wenn das Pferd sowohl seine Vorder- als Hinterschenkel fortsetzet, eben so gleich und einförmig seyn. Denn die Bewegung eines schwankenden Kreuzes, zu der Zeit, in welcher

cher die Schultern sich in die Höhe halten, pflegt einem Reiter durch beständige Stöße sehr beschwerlich zu fallen. Das geschiehet auch, wenn ein Pferd mit dem Hinterschenkel zu weit und bis über den Ort vorschreitet, wo der Vorderfuß gestanden. An kurz gebauten Pferden tadelt man gemeiniglich diesen Fehler. Pferde, welche ihre Schenkel oft über einander oder an einander schlagen, haben einen sehr unsichern Gang *). Uiberhaupt sind allemal die langgebauten Pferde für einen Reuter die bequemsten, weil er sich bei solchen am weitsten von den Schultern und Hüften, als den beiden Mittelpunkten der Bewegung, entfernt, und allen Eindrücken oder Stößen am wenigsten ausgesetzt findet.

Ge=

*) Dieses ist ein gewöhnlicher Fehler solcher Pferde, deren Schultern schmal und enge sind; weil das Gelenk am untern Theil des Schulterblattes und am obern Theil des Vorderfußes, welches nach den Ribben der Brust gehet, selbige stark einschnüret und enger macht. Bei solchen Pferden stehen die Vorderschenkel oben, nach innen so nahe an einander, daß sie sich fast berühren. Dadurch werden sie am Vordertheile schwach, und sind, wenn sie gehen, in Gefahr, die Schenkel über einander zu schlagen und zu fallen. S. von Garsaults Unterricht ꝛc. p. 8.

M.

Gemeiniglich pflegen die vierfüßigen Thiere in ihrem Gange zu gleicher Zeit ein Vorder- und ein Hinterbein fortzusetzen, und dem rechten Vorderbein erst sogleich das linke Hinterbein, hernach aber dem linken Vorderbein zugleich das rechte Hinterbein folgen zu lassen u. s. w. Insofern sich ihr Körper auf vier Punkte stützet, die ein längliches Viereck ausmachen, so können sie wohl nicht leicht eine bequemere Bewegung annehmen, als wenn zwei übereckliegende Bewegungspunkte auf einmal so verändert werden, daß der Mittelpunkt der Schwere des thierischen Körpers nur eine kleine Bewegung machet, und beständig fast in einerlei Richtung der beiden Unterstützungspunkte bleibet, die nicht in Bewegung sind. Diese Regel wird bei allen drei natürlichen Bewegungen des Pferdes, dem Schritte, dem Trab und Galop beständig aufs genaueste befolgt. Nur mit einigem Unterschied. Beim Schritte bemerkt man vier abwechselnde Zeitpunkte der Bewegung. Wenn der rechte Vorderschenkel zu erst und einen Augenblick darauf der linke Hinterschenkel fortgesetzt wird, so ist alsdann die Reihe am linken Vorderschenkel, und gleich darauf am rechten Hinterschenkel. Erst wird also der rechte Vorderfuß und nach ihm der linke Hin-

Hinterfuß, dann drittens der linke Vorderfuß und auf diesen viertens der rechte Hinterfuß die Erde berühren. Hieraus entsteht eine Bewegung von vier Zeitpunkten und von drei Zwischenzeiten, deren erste und letzte kürzer, als die mittelste, sind. Im Trabe können mehr nicht als zween Zeitpunkte der Bewegung statt finden. Mit dem rechten Vorderfuß wird ohne die mindeste Zwischenzeit allemal der linke Hinterfuß und hernach mit dem linken Vorderfuß zugleich der rechte Hinterfuß auf gleiche Art fortgesetzet. Folglich hat eigentlich die Bewegung des Trabes nicht mehr als zween Zeitpunkte und eine Zwischenzeit; weil allemal erst der rechte Vorder- und linke Hinterfuß, hernach aber der linke Vorder- und rechte Hinterfuß zu gleicher Zeit auf die Erde gesetzt werden. Beim Galop werden gemeiniglich drei Zeitpunkte beobachtet. Weil aber in dieser Bewegung, als einer Art von einem Sprung, die vordern Theile des Pferdes anfänglich keine eigenthümliche Bewegung machen, sondern vielmehr durch die Kraft der Hüften und Hintertheile fortbeweget werden, so muß das Pferd, wenn von beiden Vorderschenkeln der rechte weiter, als der linke, gehen soll, den linken Hinterfuß erst auf die Erde setzen, und

ihn zum Ruhepunkte dieser springenden Bewegung wachen. Der linke Hinterfuß macht also den ersten Zeitpunkt der Bewegung, indem er zuerst auf dem Erdboden angestämmet wird. Hierauf erhebt sich der rechte Hinterfuß zugleich mit dem linken Vorderfuß, und beide fallen zu gleicher Zeit wieder auf die Erde. Der rechte Vorderfuß, der sich einen Augenblick nach dem linken Vorder- und dem rechten Hinterschenkel erhebet, kömmt endlich zuletzt wieder auf die Erde, und hierdurch wird der dritte Zeitpunkt vollendet. Die Bewegung im Galop hat also drei Zeitpunkte und zwo Zwischenzeiten, in deren ersten sich, wenn die Bewegung recht geschwinde gemacht wird, ein Augenblick entdecken läßt, wo sich alle vier Schenkel zu gleicher Zeit in der Luft befinden, und alle vier Hufeisen auf einmal zu sehen sind. Wann das Pferd geschmeidige Hüften und Kniebeugungen hat, wenn es diese geschwind und fertig beweget, so erhält hierdurch der Galop eine desto größere Vollkommenheit, und wird alsdann nach vier Zeitpunkten abgemessen. Das Pferd setzt nämlich den linken Hinterfuß zuerst auf; darinne besteht der erste Zeitpunkt. Der Rückfall des rechten Hinterfußes macht hierauf den zweiten; das bald

dar-

darauf erfolgende Aufsetzen des linken Vorderfußes den dritten, und endlich das Aufstützen des rechten Vorderfußes, welches zuletzt geschiehet, den vierten Zeitpunkt der Bewegung aus.

Die Pferde fangen ihren Galop meistentheils mit dem rechten Fuß an, den sie auch bei ihrem Schritt und beim Trabe zuerst vorzusetzen pflegen. Sie greifen auch im Galopiren zuerst mit ihrem rechten Vorderschenkel aus, der immer weiter, als der linke, vorangehet. Eben so verfähret auch ein Pferd, so lange es galopiret, mit dem rechten Hinterschenkel, welcher sich unmittelbar nach dem rechten Vorderschenkel in Bewegung setzet, und gleichfalls weiter, als der linke vorausgehet. Dahero wird auch der linke Schenkel, weil er die ganze Last des Körpers tragen und forttreiben muß, am stärksten angegriffen. Es würde deswegen sehr vortheilhaft seyn, wenn man die Pferde zu einem wechselsweisen Galop, bald mit dem rechten, bald mit dem linken Fuß gewöhnete, wodurch sie vermögend würden, diese heftige Bewegung länger auszuhalten. Auf der Reitbahn pflegt man dieses auch wirklich, aber vielleicht aus einem ganz andern Grunde, zu thun. Weil sie nämlich daselbst oft die Hand verändern,

oder einen Zirkel umschreiben müssen, dessen Mittelpunkt bald zur rechten Hand, bald aber zur linken ist, so werden sie dadurch in die Nothwendigkeit gesetzet, bald rechts, bald links zu galopiren.

Beim Schritt pflegen die Schenkel sich nicht sonderlich zu heben, und die Füße ziemlich nahe am Fußboden hinzustreichen. Beim Trabe sind sie schon höher aufgehoben, und weiter von dem Erdboden entfernet. Am höchsten werden die Schenkel beim Galop erhoben, und die Füße scheinen hüpfend auf den Erdboden zu stampfen. Zu einem guten Schritt wird erfordert, daß er hurtig, leicht, sanft und sicher; zu einem Trabe, daß er flüchtig, rasch und gleichförmig sey. Das Hinterroß muß das Vorderroß ordentlich forttreiben, das Pferd aber im Trabe den Kopf hoch und die Lenden gerade tragen. Denn wenn sich bei jedem Zeitpunkte des Trabes die Hüften wechselsweise bald erheben, bald niedersinken, wenn das Kreuz wanket, und das Pferd sich wieget, so ist sicher eine gewisse Schwäche die Ursache dieses schlechten Trabes. Ein anderer Fehler der Pferde bestehet darin, wenn es die Vorderschenkel nach außen wirft, welche von rechtswegen mit den Hinterschenkeln Eine Linie halten, und diese beständig de=

decken oder verbergen müßten. Wenn der eine Hinterschenkel gleichsam geschleudert und auf eben dieser Seite, der Vorderschenkel ein wenig zu lange auf einer Stelle erhalten wird, so entstehet aus diesem Widerstand eine härtere Bewegung. Man siehet hieraus, warum die Zeit zwischen den beiden Zeitpunkten der trabenden Bewegung kurz seyn muß. Indessen mag diese Zwischenzeit so kurz seyn, als nur immer möglich ist, der Widerstand ist in diesem Gange doch immer groß genug um ihn härter, als den Schritt und Galop zu machen; denn beim Schritte sind alle Bewegungen besser mit einander zusammenhängend, sanfter, und mit geringerem Widerstand begleitet; im Galop ist aber fast gar kein horizontaler Widerstand, als der einzige, welcher dem Reiter beschwerlich fällt, wahrzunehmen; weil sich die Gegenwirkung der bewegten Vorderschenkel fast gänzlich von unten hinauf, in einer senkrechten Richtung äußert.

Zur Bewegung des Galops muß die Schnellkraft sowohl der Kniebeugungen, als der Nieren oder Lenden, das ihrige beitragen. Indem die letztern sich anstrengen, um das Vorderroß zu heben und fortzutreiben, zeigt die gebogene Kniekehle ih-

re Federkraft, und verhindert zu gleicher Zeit Stoß und Erschütterung. Je einförmiger und gelinder die Kniekehle sich ausdehnet, um so viel sanfter wird allemal die Bewegung des Galopes, desto hurtiger aber und rascher, je kräftiger die Kniekehlen sind, und desto gewisser, jemehr sich das Pferd auf den Hüften trägt, und jemehr die Schultern durch die Stärke der Lenden unterstützet werden. Uibrigens darf man die Pferde, welche die Vorderschenkel am stärksten heben, ja nicht für die besten Springer halten; denn sie kommen in ihrem Galop lange nicht so weit, als die andern, und werden viel eher müde. Sie thun es auch gemeiniglich aus keiner andern Ursach, als wenn sie nicht völlig freie, bewegliche Schultern haben.

Die gewöhnlichsten und natürlichsten Bewegungen der Pferde pflegen sich dennoch in den Schritt, in den Trab und Galop einzuschränken. Doch giebt es Pferde, welche von Natur einen sonderbaren Gang haben, der einen Mittelgang zwischen dem Trab und Schritt ausmachet und von den Franzosen l'Amble, von den meisten Deutschen der Paß, genennet wird. Außer daß er von den gewöhnlichen Gängen sehr abweichet, scheint er, beim ersten Anblick,

so-

sogar, wider die mechanische Gesetze zu laufen und für das Pferd ungemein ermüdend zu seyn, ob gleich das Pferd bei diesem Gange so hurtig noch lange nicht, als beim Trab und Galop, von der Stelle kömmt. Der Huf streichet in diesem Falle noch näher an der Erde hinweg, als im Schritt und an sich ist auch der Gang viel gestreckter. Was uns aber vorzüglich befremdend scheinen muß, ist vornämlich der Umstand, daß bei einem Schritte die beiden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder- und Hinterschenkel, zugleich sich fort bewegen, und daß hernach die beiden linken Schenkel im Fortschreiten den zweiten Schritt ausmachen u. s. w. Fehlt es auf solche Art den beiden Seiten des Körpers nicht wechselsweise an einem Ruhepunkt und an Gelegenheit sich einander im Gleichgewichte zu erhalten? Und muß dieses ein Pferd nicht ungemein abmatten, wenn es sich in der Nothwendigkeit befindet, sich durch eine so schnelle Bewegung, wobei es fast gar nicht von der Erde kömmt, in einem erzwungenen Gleichgewichte zu erhalten? Denn in der That, wenn es bei diesem Gange die Schenkel eben so hoch, als beim Trabe, oder auch nur bei einem guten Schritt, aufheben wollte, so würde gewiß ein so

starkes Schwanken daraus entstehen, daß der Umsturz eines solchen Pferdes nach der Seite ganz unvermeidlich wäre. Denn blos durch die sehr nahe Berührung des Erdbodens und durch die ungemein schnell abwechselnde Bewegung erhält es sich, ohne seitwärts zu fallen in einem Gange, wobei nicht allein der Hinterschenkel zugleich mit dem Vorderschenkel der einen Seite fortgerückt, sondern auch einen oder anderthalb Fuß weiter über den Ort hinaus gesetzt werden muß, wo der letzte vorher gestanden. Je weiter nun ein solches Pferd mit seinem Hinterschenkel dem Vorderschenkel vorgreifet, desto besser hält es den sogenannten Paß oder Mittelgang zwischen Trab und Schritt, und desto hurtiger geht alsdann die ganze Bewegung von statten. Es giebt also bei diesem Gange, wie beim Trabe, nur zween Zeitpunkte der Bewegungen und es herrschet zwischen beiden Gängen kein anderer Unterschied, als daß im Trabe beide zugleich fortgesetzte Schenkel einander überzwerg entgegen gesetzet sind, beim erwähnten Mittelgang aber beide Schenkel auf einerlei Seite, zu gleicher Zeit sich fort bewegen. Dieser Gang, welcher die Pferde sehr abmattet, und den man ihnen blos auf glatten Ebenen erlauben

ben darf, ist für den Reiter ungemein bequem. Er stößet lange nicht so sehr, als der Trab wegen des Widerstandes stoßen muß, den der vordere Schenkel thut, indem der hintere sich hebet. Denn hier geschiehet das Aufheben des vordern und hintern Schenkels zugleich auf einerlei Seite; beim Trabe hingegen bleibt der Vorderschenkel der einen Seite in Ruhe und widerstehet dem Antriebe so lange, als der Hinterschenkel in Bewegung bleibt.

Die Pferdekenner behaupten, alle Pferde, welche sich von Natur zu einem solchen Mittelgang oder zum Paße gewöhnt hätten, pflegten fast nie zu traben und immer viel schwächlicher, als andre zu seyn. Von den Füllen weiß man, daß sie wirklich diesen Gang leicht annehmen, besonders wenn sie zu einem schnellen Lauf gezwungen werden, und noch nicht Stärke genug zum Traben und Galopiren besitzen. Man hat auch schon bei den meisten guten Pferden, die zu stark angestrenget werden, die Bemerkung gemacht, daß sie, wenn sie anfangen stumpf zu werden, diesen Gang von selbst annehmen, sobald man sie zwinget, eine schnellere Bewegung, als der Schritt ist, zu machen. *)

*) Man sehe Mr. de la Gueriniere Ecole de Cavalerie. à Par. 1741. Fol. p. 77.

Ob also gleich der Paß für den Reiter ungemein bequem ist, so hat man ihn doch, in Ansehung des Pferdes selbst allerdings für einen fehlerhaften Gang zu halten, weil er nicht allein etwas Ungewöhnliches und nur wenigen Pferden eigen zu seyn scheinet, sondern, weil fast alle Paßgänger viel schwächlicher, als andere Pferde sind, und weil die stärksten unter ihnen durch diesen Gang viel eher, als durchs Traben und Galopiren, zu Grunde gerichtet werden.

Es giebt auch außerdem noch zween andere Gänge, den Antritt, *) und den kurzen Galop, **) welche die schwachen oder in der Arbeit übertriebenen Pferde von selbst anzunehmen pflegen. Sie sind noch fehlerhafter, als der Paß, und haben daher die Benennung der abgebrochnen, unordentlichen und zusammengesetzten Gänge ***) von Pferdekennern erhalten. Der Antritt ist ein Mittelgang zwischen dem Schritt und Paß, der kurze Galop aber, zwischen dem Trab und ordentlichen Galop. Beide haben ihren Grund in übertriebenen und anhaltenden Ermüdungen oder in einer natürlichen Schwäche der Lenden. Uiberlade-

re

*) Entre — pas.
**) Aubin.
***) Trains rompus, defunis & composés.

ne Landkutschenpferde gehen, statt eines Trabes, den Antritt, sobald sie anfangen, den Verfall ihrer Kräfte zu fühlen, und verdorbne Post- oder Courirpferde fallen in einen kurzen Galop, sobald sie angetrieben werden, ordentlich zu galopiren.

Unter allen Thieren ist ohnstreitig das Pferd, bei seiner lang gestreckten Leibesbeschaffenheit, an allen Theilen seines Körpers am regelmäßigsten und zierlichsten gebauet. Man vergleiche nur einmal die Thiere mit demselben, die nach der Ordnung der Natur unmittelbar über oder unter ihm stehen. Wie schlecht ist nicht, in Vergleichung mit einem Pferde, der Esel gebauet? Was hat nicht der Löwe für einen ungeheuren Kopf! und der Ochse? Wos für dünne, kurze Füße, zu seinem großen, plumpen Körper! Wie häßlich fällt nicht die Gestalt eines Kamels in die Augen! Und sind nicht jene große Lasten der Erde, die Nasenhörner und Elephanten, gleichsam bloße ungestaltete, von Fleisch und Knochen zusammengehäufte Klumpen? In der großen Verlängerung der Kinnladen bestehet der vorzüglichste Unterschied zwischen der Figur der Köpfe von Menschen und vierfüßigen Thieren, und zugleich der unedelste Charakter unter allen übrigen.

Ob indessen gleich das Pferd mit sehr lan=gen Kinnbacken versehen ist, so hat man ihm doch weder die blödsinnige Mine des Esels, noch das tumme Ansehen des Och=sen vorzuwerfen. Die regelmäßigen Ver=hältnisse der Theile seines Kopfes geben ihm ein freies, lebhaftes Ansehen, wel=ches durch die Schönheit seines Halses noch mehr erhöhet wird. Es scheint als ob das Pferd, indem es den Kopf in der Höhe trägt, sich über den Rang der vier=füßigen Thiere hinauszusetzen bestrebe. In dieser edlen Stellung sieht es den Menschen gerade ins Gesicht. Seine lebhafte Augen öfnen sich in verhältnißmäßige Weite. Die Ohren haben ihren gehörigen und regel=mäßigen Bau. Sie sind weder zu kurz, wie bei dem Ochsen, noch zu lang, wie bei dem Esel. Indem der Haarbüschel über der Stirne seinem Kopf, und die Mähne dem Hals zu wahren Zierde gereichet, scheinen diese Zierrathen zugleich Stärke, Muth und Stolz anzukündigen. Nichts konnte den hintern Theil des Pferdes vor=theilhafter decken und endigen, als der lan=ge, schleppende, dickhaarige Schweif, wel=cher der kurzen Blume des Hirsches, dem kurzen Bürzel des Elephanten, u. s. w. dem kahlen Schwanz des Esels, Kamels,

Rhinoceros und anderer Thiere, im Ansehen so weit vorzuziehen ist. Den Pferdeschwanz bildet ein Schweif dicker und langer Haare, welcher gleich aus dem Kreuze herausgewachsen zu seyn scheinet, weil die Haare nur an einer ganz kurzen Schwanzriebe festsitzen. Das Pferd kann zwar seinen Schwanz nicht, wie der Löwe, in die Höhe werfen, indessen giebt ihm der herabhängende Schweif ein desto vorzüglicheres Ansehen. Da ihm außerdem eine freie Bewegung des Schwanzes nach allen Seiten verstattet ist, so weiß es denselben sehr vortheilhaft zu Verjagung der Fliegen zu gebrauchen, wovon es oft beunruhiget wird. Denn ob es gleich mit einer festen, allenthalben stark mit Haaren bewachsenen Haut bedecket ist, so pflegt es doch an dieser starken Haut außerordentlich empfindlich zu seyn.

Das edle Ansehen eines Pferdes ist mehr in der Art, wie es Kopf und Hals zu tragen pfleget, als in der Stellung aller übrigen Theile seines Körpers, zu suchen. Der obere Theil des Halses, woran die Mähne sitzet, muß an der Stelle, wo er aus dem Vorderroß entspringet, sich in gerader Linie heben, hernach aber, näher am Kopf, einen Bogen, wie der Hals

eines Schwanes, bilden. Der untere oder vordere Theil des Halses muß gar keinen Bogen machen. Seine Richtung muß von der Brust bis an die Kehle gerade, doch etwas vorwärts gebogen seyn. Einen unterwärts völlig senkrechten Hals würde man für einen Fehler zu halten haben. Außerdem verlanget man von einem wohlgebildeten Halse, daß der obere Theil schmal und nicht sehr fleischicht an der Mähne, von dieser aber, daß sie nicht allzustark mit langen, feinen Haaren besetzet sey. Obgleich ein schöner Pferdehals lang und erhaben seyn soll, so muß er doch mit der ganzen Leibesgestalt in einem genauen Verhältniß stehen. Lang und dünnhälsige Pferde pflegen gern Kopfstöße zu geben und Pferde mit kurzen fleischigen Hälsen, sich schwer lenken zu lassen. Die vortheilhafteste Richtung des Kopfes ist, wenn die Stirne senkrecht nach dem Horizonte steht.

Der Kopf muß nicht allzulang, er muß aber mager und dünne, die Ohren müssen nicht weit von einander entfernet, klein, gerade, unbiegsam, enge, zart und recht oben auf dem Kopf angebracht; die Stirne muß schmal und erhaben, die Augengruben wohl ausgefüllet, die Augenlieder dünne, die Augen selbst helle, voll eines leb-

lebhaften Feuers, groß und bis zur Fläche des Kopfes hervorragend, der Stern groß, die Kinnlade mager und nicht zu dicke; die Nase muß etwas gebogen, die Nasenlöcher weit offen und wohl gespalten, die Scheidewand beider Nasenlöcher dünne, die Lefzen zart und das Maul nicht allzuweit gespalten seyn. Ferner verlanget man an wohlgebauten Pferden ein hohes, scharfes Vorderroß, trokne, platte, nicht allzuschmale Schultern, einen gleichen, ebenen, der Länge nach unmerklich gebogenen, an beiden Seiten des eingedrückten Rückgrads erhobnen Rücken, ausgefüllte kurze Flanken oder Dünnungen, ein rundes starkes Kreuz, fleischichte Hüfte, eine dicke, feste Schwanzriebe, große, fleischichte Oberschenkel, vornher ganz runde Knie, weite, ausgeschweifte Kniekehlen, vorn dünne, an den Seiten aber breite Röhren, bloßliegende Flechsen, kleine Kugeln, nicht stark behaarte Köhden, dicke, nicht allzulange Fesseln, nicht sonderlich erhabne Kronen, schwarzes, glatt und glänzendes Horn, einen hohen Huf, runde Quartiere, einen breiten mittelmäßig erhabnen Strahl, eine dünne spitzige Gabel, dicke und ausgehölte Sohle.

Es ist natürlich, daß nur bei sehr wenigen Pferden alle diese Vollkommenheiten zusammen angetroffen werden. Die Augen sind unterschiedenen Fehlern unterworfen, die man sogleich nicht erkennen wird. In einem gesunden Auge muß man durch die Hornhaut zween oder drei rusfarbige Flecken über dem Stern wahrnehmen können; das ist aber nur bei einer hellen, reinen, durchsichtigen Hornhaut möglich. Wenn aber diese Haut entweder trübe oder von schlechter Farbe ist, zeigt es ein schlechtes Auge an. Eben dieses pflegt man auch von einem kleinen, schmalen oder mit einem weißen Ring umgebnen Stern zu sagen. Die blaulicht grüne Farbe des Sternes ist ein zuverläßiges Merkmal eines schlechten Auges und trüben Gesichtes.

Die umständlichere Nachricht von den Fehlern eines Pferdes wird unten, bei Erzählung aller Theile desselben mit beigefüget werden. Jetzo will ich nur einige Bemerkungen anführen, welche, nebst dem Vorhergehenden uns in den Stand setzen können, von den meisten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eines Pferdes ein richtiges Urtheil zu fallen. Von den Bewegungen der Ohren kann man gar wohl auf die natürliche Beschaffenheit und auf

den

den wirklichen Zustand eines Pferdes schließen. Im Gehen muß es die Spitzen der Ohren vorwärts richten; denn hängende Ohren sind ein Kennzeichen sehr abgemateter Thiere. Falsche und böse Pferde spielen mit den Ohren so, daß immer abwechselnd eines vorwärts, das andere hinterwärts gerichtet ist. Die Ohren gegen die Seite zu richten, wo sich ein Geräusche hören läßt, ist allen Pferden eigen. Wenn man aber ein Pferd auf den Rücken oder auf das Kreutz klopfet, so pflegt es die Ohren vorwärts zu schlagen. Pferde, deren Augen tief im Kopfe liegen oder von ungleicher Größe sind, haben gemeiniglich ein schlechtes Gesicht, und die trockenmäuligen sind lange nicht von so gutem Temperament, als die frischmäuligen, die unter dem Zügel schäumen.

Ein Reitpferd muß mit platten, beweglichen und leichten, ein Zugpferd aber mit starken, runden und fleischigen Schultern versehen seyn. Wenn sie aber an einem Reitpferd allzu mager sind, und wenn die Knochen stark unter der Haut hervorragen, so ist es ein Beweis, daß ein solches Pferd verwachsene Schultern hat und keinen schweren Ritt auszuhalten vermag. Eine zu-

weit hervorragende Brust und weit zurückstehende Vorderschenkel sind ebenfalls ein wichtiger Fehler eines Reitpferdes; denn solches Pferd pflegt, im Galopiren, mit seinen Vorderschenkeln zu hart aufzustoßen, ofte zu stolpern und leichte zu stürzen. Die Länge der Schenkel muß billig mit der Taille des Pferdes in gutem Verhältniß stehen. Allzulange Schenkel verursachen einen unsichern Gang, allzu kurze Schenkel aber machen, daß es dem Reiter schwer an der Hand werden muß. Man hat bemerket, daß fast alle Stuten vorn etwas niedriger, als die Hengste, und daß diese durchgängig mit einem dicken Hals versehen sind.

Das Alter eines Pferdes genau beurtheilen zu können, ist einer der wichtigsten Punkte für einen Pferdkenner *). An alten Pferden wird man gemeiniglich tiefe Augengruben gewahr. Indessen pflegen diese nur ein sehr zweideutiges Merkmal des Alters auszumachen, weil eben dieser Fehler auch an

*) Man kann hierüber das IIte Kapitel in Herrn von Garsaults Unterricht ꝛc. Berl. 1770 p. 19. von der Kenntniß des Alters eines Pferdes, oder den Anhang zur Geschichte des Pferdes, oder die Erklärung der 3ten Kupferpl. nachlesen.

an jungen Pferden, die von alten Hengsten erzeugt worden, schon bemerket wird. Von den Zähnen kann man die sichersten Anzeigen des Alters hernehmen. Vierzig Zähne lassen sich in einem Pferdemaul zählen. Vier und zwanzig Backzähne, vier Hundszähne und zwölf Schneidezähne. Die Stuten haben entweder gar keine, oder nur sehr kurze Hundszähne. Die Backzähne können zur Kenntniß des Alters gar nichts beitragen; es wird erst blos nach den Vordern und in der Folge nach den Hundeszähnen geschätzet. Die vordern zwölf Zähne pflegen gleich vierzehn Tage nach der Geburt hervorzutreten, rund, kurz und nicht sonderlich dichte zu seyn, auch einigemal auszufallen und durch andere wieder ersetzt zu werden. Von den vier mittelsten Vorderzähnen verliert ein junges Pferd in einem Alter von dritthalb Jahren, zuerst zweene oben und zweene unten; ein Jahr nachher vier andere, nämlich einen auf jeder Seite der erstern, die nun wieder gewachsen sind. Ohngefähr nach einem Alter von vier und einem halben Jahr fallen wieder vier andere, beständig an der Seite derjenigen aus, die schon einmal ausgefallen und wieder gewachsen sind. An der Stelle dieser

vier Milchzähne kommen wieder vier andere zum Vorschein, die lange nicht ein so schnelles Wachsthum haben, als diejenigen, welche die Stelle der acht ersten ersetzen mußten. Diese vier letzten sogenannten Eckzähne, die statt der vier letzten Milchzähne hervorwachsen, sind eigentlich die wahren Merkmale, woraus man das Alter der Pferde beurtheilet. Man erkennet sie ohne Mühe, weil sie oben so wohl, als unten, von der Mitte des äußersten Endes vom Kinnbacken gerechnet, allemal die dritten sind. Außer der Höhlung, welche man in diesen Zähnen bemerket, haben sie auch in derselben einen schwarzen Fleck. In einem Alter von vier und einem halben oder fünf Jahren ragen sie kaum sichtbar über das Zahnfleisch hervor, die Vertiefung aber ist ungemein deutlich zu sehen. Nach dem sechsten und einem halben Jahr fängt sie an, sich auszufüllen; das Mal beginnet von Zeit zu Zeit immer kleiner zu werden, bis nach sieben und einem halben oder nach acht Jahren, wo die Höhlung ganz ausgefüllet und das schwarze Mal verloschen ist. Weil man indeßen, nach dem achten Jahr, aus diesen Zähnen das Alter gar nicht mehr beurtheilen kann; so bemüht man sich alsdann es nach den Hundszähnen oder Haken zu

schätzen. Diese vier Zähne stehen an der Seite der vier angezeigten Milchzähne, und pflegen so wenig, als die Backzähne, Vorgänger zu haben, die erst wieder ausfallen müßten. Die zween untern Backzähne treiben gemeiniglich in einem Alter von 3 und einem halben Jahr, die beiden obern aber nach dem 4. Jahr. Bis ins 6. Jahr behalten sie oben ihre Spitzen, nach dem 10. Jahr aber pflegen die obersten schon stumpf, abgenutzt und lang zu erscheinen, weil sich, mit dem zunehmenden Alter, das Zahnfleisch immer weiter von ihnen ablöset und zurücke weicht. Ein Pferd ist also desto älter, in je größerm Grade die angezeigten Merkmale an den Backzähnen sichtbar werden. Zwischen dem zehnten bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahr ist es schwer, ein Kennzeichen des Alters anzugeben; nach diesem Zeitpunkt aber sieht man gemeiniglich einige Haare der Augenbraunen sich weiß färben. Dieses Merkma, ist aber nicht minder zweifelhaft, als die eingefallnen Augengruben; weil man aus Erfahrung weiß, daß Pferde, die von alten Hengsten gezeuget und von alten Stuten gefallen sind, schon im neunten oder zehnten Jahr ihres Alters graue Haare auf ihren Augenbraunen gezeiget haben. Einige Pferde haben Zähne,

die sich wegen ihrer vorzüglichen Härte, gar nicht abnutzen können und ihr schwarzes Mal nie verlieren. Allein dergleichen Pferde welche bei den Franzosen mit einem Wort Beguts oder Baigus heißen, kann man an der gänzlich verwachsnen und ausgefüllten Höhlung und an der Länge der Hundszähne gar leicht erkennen *). Uibrigens hat man beobachtet, daß viel mehr Stuten, als Hengste, mit so harten, verwachsenen Zähnen vorkommen. Die Furchen des Gaumes gehören auch unter die Merkmale, woraus man das Alter eines Pferdes, weil sie mit dem zunehmenden Alter eines Pferdes immer mehr vergehen, zwar beurtheilen, aber nicht sicher bestimmen kann.

Die Fähigkeit, seines Gleichen hervorzubringen, äußert sich bei den Pferden in einem Alter von zwei, oder zwei und einem halben Jahre; doch bei den Stuten, wie bei allen andern weiblichen Thieren, früher, als bei den Hengsten. Allein von so jungen Pferden hat man nichts, als Füllen zu erwarten, die schlecht gebaut und

von

*) S. l'Ecole de Cavalerie de Mr. de la Gueriniére p. 25 &c.

von sehr mittelmäßiger Leibesbeschaffenheit sind. Wenigstens muß ein Hengst vier bis fünftehalb Jahr alt seyn, ehe man ihn zu einer Stute läßt; und doch gilt eigentlich dieses nur von Zugpferden oder andern grossen Arten, die gemeiniglich ihr völliges Wachsthum etwas früher, als andere Pferde von feinerer Art, zu erreichen pflegen. Den letztern muß man bis ins sechste, und den schönen spanischen Hengsten wohl bis zum siebenten Jahre Zeit laßen. Die Stuten können wohl ein Jahr früher zu ihrer Bestimmung gebraucht werden. Im Frühling empfinden sie gemeiniglich vom Ende des Märzes bis zu Ausgang des Junius einen starken Trieb zur Paarung. Das stärkste Gefühl desselben pflegt aber kaum über vierzehn Tage bis drei Wochen zu dauern, und man muß diese Zeit genau zu beobachten suchen, wenn man ihr den Hengst zulassen will. In der Wahl des letztern, hat man darauf zu sehen, daß er auserlesen schön, wohlgebaut, vorne hoch, rasch, überall gesund, besonders aber aus einem Lande sey, welches durch vorzügliche Pferde berühmt ist. Wer schöne, feine, wohlgebaute Reitpferde ziehen will, muß zu ihrer Zeugung ausländische Hengste wählen. Die arabischen, türkischen, barbarischen, und

andalusischen sind in dieser Absicht allen andern vorzuziehen. Im Nothfall ersetzen englische, wohl ausgesuchte Pferde die Stelle der vorigen, weil sie Abkömmlinge von diesen und wegen der vortreflichen Futterung und beständigen Sorgfalt der Engländer, die Gattungen zu erneuern, gar nicht sonderlich ausgeartet sind. Von den italiänischen, besonders neapolitanischen Hengsten, welche zu eben der Absicht gebraucht werden können, hat man sich den doppelten Vortheil zu versprechen, daß sie mit feinen Stuten feine Reitpferde, mit gut ausgewachsenen und wohlgestallteten Stuten aber schöne Kutschpferde zeugen.

Man will bemerkt haben, daß in Frankreich, England und andern Orten die arabischen und barbarischen gemeiniglich grössere, die spanischen aber lauter kleinere Pferde, als sie selbst sind, erzeugen. Wer seine Absicht auf gute Kutschenpferde gerichtet hat, muß zu Hervorbringung derselben sich der neapolitanischen, der dänischen oder solcher Hengste bedienen, welche aus gewissen Gegenden Deutschlandes, oder Hollandes, zum Beispiel aus den Hollsteinischen oder Friesländischen, genommen sind. Solche Hengste müssen von gutem Gewächse seyn, oder als Reitpferde, vier Fuß und

8. 9 bis 10 Zoll, als Kutschpferde hingegen wenigstens fünf Fuß, haben. Von einem guten Hengst wird auch ein gutes Haar gefodert, es mag nun entweder pechschwarz, schön grau, schwarzbraun, fuchsroth, oder hochisabellfarbig, mit Eselsstreifen und sowohl an den Mähnen, als an den Enden der Glieder, schwarz seyn. Alle Pferde, die ein verbleichtes mattfarbiges Haar tragen, oder an den Enden der Glieder weiß gefärbet sind, müssen aus guten Stutereien verbannet werden. Das vortreflichste äußere Ansehen muß an einem vollkommenen Hrngst gleichsam die Ankündigung aller innern guten Eigenschaften, des feurigen Muthes, der Gelehrigkeit und schnellen Munterkeit seyn. Man fordert außerdem auch von ihm noch ein empfindliches Maul, freie Schultern, Sicherheit auf den Schenkeln, gelenke Hüften, am ganzen Körper stark gespannte Sehnen, besonders an den Kniekehlen; und wo möglich einigen Unterricht und Uibung auf einer guten Reitbahn. Mit den Pferden hat man, unter allen übrigen Thieren, die meisten und genauesten Beobachtungen angestellet und gefunden, daß es fast alle gute und schlimme, natürliche oder durch Kunst erhaltne Eigenschaften auf

seine Nachkommen erblich machet. Ein von Natur tückisches, scheues u. s. w. Pferd wird allemal Füllen von gleicher Gemüthsart hervorbringen. Und weil bekantermaßen die Fehler der Bildung und der Säfte viel gewisser, als die Eigenschaften des Naturels fortgepflanzet werden, so hat man desto sorgfältiger dahin zu sehen, alle mißgebildete, rotzige, haarschlechtige, mondsüchtige und dergleichen Pferde gänzlich von den Stutereien zu entfernen.

Zur Schönheit eines Füllen pflegt in unsern Himmelsstrichen die Stute so viel nicht, als der Hengst, beizutragen; vielleicht hat es aber der Mutter desto mehr von seinem Temperament und Wuchs zu danken. Daher müßen die Stuten vollständig, recht gut bei Leibe und mit hinlänglicher Nahrung für ein Füllen versehen seyn. Zu feinen Pferden wählet man spanische und italiänische, zu Kutschpferden aber vor allen die Stuten aus England und aus der Normandie. Indessen mögen die Stuten her seyn, aus welchem Lande sie wollen, so hat man sich, mit guten Hengsten, von ihnen allemal schöne Pferde zu versprechen, wenn sie selbst wohl gebauet und von guter Art sind. Denn wenn sie von einem schlechten Hengst beleget werden, so fallen von ihnen

auch

auch wieder eben so schlechte Pferde. Die Nachkommenschaft dieses Thiergeschlechtes gleichet oft wie bei den Menschen, ihren Vorfahren väterlicher und mütterlicher Linie; ob es gleich das Ansehen hat, als ob das Weibchen bei den Pferden wohl nicht völlig so viel, als bei den Menschen, zur Zeugung beitrage. Der Sohn hat viel öfter eine Aehnlichkeit mit seiner Mutter, als ein Hengstfüllen mit der Seinigen. Wenn ja zuweilen ein Füllen der Stute, von welcher es fiel, ähnlich siehet, so findet sich diese Aehnlichkeit mehrentheils an den vordern Theilen des Körpers, ingleichen am Kopf und am Halse.

Wenn man inzwischen ein richtiges Urtheil von der Aehnlichkeit einiger Kinder mit ihren Aeltern fällen wollte, so müßte billig die Vergleichung nicht in den ersten Jahren geschehen, sondern das Alter abgewartet werden, in welchem sich, nach vollkommner Ausbildung aller Theile, zuverläßiger eine sichtbarere Vergleichung anstellen läßet. Ohne die Entwickelung beim Wachsthum in Rechnung zu bringen, wodurch bei den Pferden die Form, das Verhältniß der Theile unter einander und die Farbe der Haare merkliche Veränderungen leiden, gehet auch zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit,

eine so plötzliche, so schleunige Entwickelung vor sich, welche mehrentheils andere Züge, einen andern Wuchs und eine veränderte Haltung der Schenkel u. s. w. hervorbringet. Das Gesicht wird länger, die Nase dick und groß, die Kinnbacken werden hervortretend und schwer, der Wuchs oder die Taille hoh und gebogen, die Knie biegen sich einwärts, die Schenkel verlängern sich, und werden so dünne, wie die Stäbe. Bei Menschen können diese Veränderungen der Gesichtsbildung und Leibesgestalt so beträchtlich seyn, daß es gar wohl möglich wäre, eine Person, die man vor der Mannbarkeit sehr gut gekennet, aber erst nach dieser Zeit wieder zu Gesichte bekäme, wenigstens beim ersten Anblick, gänzlich zu verkennen. Folglich muß man dieses Alter erst vorüber gehen laßen, ehe man eine Vergleichung zwischen einem Kind und seinen Aeltern waget, weil man ehe gar kein richtiges Urtheil über die Aehnlichkeit zwischen beiden, fällen kann. Alsdann erst entdecket man bei den Menschen oft eine Aehnlichkeit zwischen dem Sohn und seinem Vater, zwischen der Tochter und ihrer Mutter. Noch öfter pflegen sie allen beiden auf einmal zu gleichen und etwas Aehnliches

von

von dem einen sowohl, als von der andern, an sich zu haben. Dies geht so weit, daß man gar zuweilen Aehnlichkeiten zwischen Enkeln und Großältern, zwischen ihnen und Vater = oder Mutter = Brüder und Schwestern oder Onkeln und Tanten, wahrnimmt. Kinder von einerlei Vater und Mutter ähneln sich unter einander selbst weit stärker, als ihren Aeltern und Vorfahren. Sie pflegen insgesammt ein gewisses Familienansehen unter einander gemein zu haben.

Da nun aber bei den Pferden der Hengst allzeit mehr, als die Stute zur Zeugung beiträgt, so werfen die leztern sehr oft Füllen, welche dem Hengst fast ganz allein, wenigstens allemal stärker, als der Mutter gleichen. Zuweilen geschieht es, daß einige Füllen sogar eine größre Aehnlichkeit mit ihrem Großvater, als mit ihrer Mutter, zeigen. Hat etwa die Mutter selbst ihr Daseyn einem schlechten Hengst zu danken, so kann es sich zutragen, daß, wenn sie gleich von einem schönen Hengste belegt worden, und selbst ein gutes Ansehen hat, sie dennoch ein Füllen wirft, welches in seiner ersten Jugend vielleicht beim ersten Anblick schön und wohl gebauet aussiehet, bei zunehmendem Wachsthum

aber sehr aus der Art schläget. Von einer Stute aus einer guten Art läßt sich das Gegentheil sagen. Sie wirft Füllen, die anfänglich ein schlechtes Ansehen haben, deren Schönheit aber mit den Jahren in beständiger Zunahme bleibt.

Ob indessen gleich alle mit den Stuten, in Ansehung der Zeugung, angestellte Beobachtungen offenbar zu beweisen scheinen, daß bei den Pferden der Hengst einen weit weit größern Einfluß auf die Jungen haben müsse, als die Stute selbst oder das Mutterpferd; so getraue ich mir doch zu behaupten, daß eben diese Beobachtungen erst noch viel weiter müßten getrieben werden, wofern man in einer so wichtigen Sache alle Zweifel aus dem Grunde heben wollte. Vielleicht würde sich es ausweisen, daß zwar diese Beobachtungen an sich ganz richtig wären, den Stuten aber dennoch, überhaupt betrachtet, ein eben so starker Einfluß auf die Leibesfrucht, als den Hengsten, eingeräumet werden müßte. Mir kömmt es gar nicht befremdend vor, wenn Hengste, die allzeit unter einer grossen Menge von Pferden ausgesuchet, gemeiniglich aus warmen Ländern herbei geholet, mit überflüßiger Nahrung besorget, mit größter Aufmerksamkeit gewartet und ge-

gepfleget worden, mehr zur Bildung eines jungen Füllen beitragen, als gemeine Stuten, die aus einem kalten Himmelsstrich abstammen und überdies noch stark zur Arbeit angehalten werden. Da nun die erwähnten Vorzüge der Hengste, bei der Zeugung, in Stutereien immer bald in stärkerem, bald in geringerem Grade bemerket werden; so läßt sich gar wohl begreifen, daß ein Hengst blos aus angeführten Gründen, fast immer einen stärkern Einfluß, als die Stute, bei dem Werk ihrer Zeugungen habe. Ist es denn aber nicht eben so glaublich, daß schöne vorzügliche Stuten aus warmen Ländern, von gemeinen, schlechten Hengsten beleget, vielleicht noch einen weit größern Einfluß auf die Eigenschaften ihrer Füllen, als diese, haben und folglich, überhaupt genommen, eine Gleichheit, in Ansehung des Einflußes beiderlei Geschlechtes, auf ihre Nachkommenschaft statt finden könnte? Mir wenigstens scheint dieses gar natürlich und um so viel wahrscheinlicher zu seyn, je öfter man, besonders in Stutereien, die Beobachtung gemacht, daß fast eine gleiche Zahl von Hengst- und Mutterfüllen gefallen sind. Ein sicherer Beweis, daß der Einfluß der Stute, wenigstens in Absicht auf das Geschlecht,

eben so beträchtlich, als der Einfluß des Hengstes, sey.

Doch wir wollen hier von den Betrachtungen abbrechen, die uns von unserm Hauptgegenstand allzuweit abführen würden. Wenn die Wahl eines tauglichen Hengstes getroffen und die Anzahl von Stuten, die von ihm belegt werden sollen, versammlet ist; so muß man, zu Ausspürung der hitzigen Stuten, auch noch einen andern Hengst bei der Hand haben, welcher sie durch seine Anfälle zugleich noch stärker in Hitze bringet. Nun läßt man eine Stute nach der andern vor dem brünstigen und oft wiehernden Hengste vorbei führen. Er wird seinen Angriff bei allen wagen, von den unerhitzten aber abgewiesen und nur bei den hitzigen willkommen seyn. Indessen läßt man diesen Spürhengst nicht zur Büssung seiner Begierden gelangen, sondern man bringet ihn wieder bei Seite, um an seiner Stelle den eigentlichen Zuchthengst herbei zu holen. Man darf nicht glauben, daß diese Probe blos zum Zeitvertreibe erfunden worden. Sie hat ihren ungemeinen Nutzen, den rechten Zeitpunkt einer hitzigen, besonders einer solchen Stute auszuforschen, welche zum erstenmal belleget werden soll. Denn die schon gefohlet

let haben, pflegen gemeiniglich neun Tage nachher wieder in Hitze zu gerathen. Man kann sie also, gleich von diesem Zeitpunkt an, wieder von einem zugeführten Hengste belegen lassen. Neun Tage darauf pflegt man durch einen Spürhengst, auf eben beschriebene Weise, noch einmal zu versuchen, ob nun ihre Hitze gekühlet sey? Findet man das Gegentheil, so wird sie noch einmal, und zwar alle neun Tage so lange besprungen, bis man keine Spur der Erhitzung mehr an ihr wahrnimmt. Sobald sie völlig beleget sind, pflegt ihre Hitze sich allmählig zu verlieren und in wenigen Tagen gänzlich zu verschwinden.

Indessen werden allerdings viel Kosten, Aufmerksamkeit und Vorsicht erfordert, wenn alle diese Anstalten leicht, bequem und mit nützlichem Erfolge von statten gehen sollen. Die Stutereien müssen in einer ausgesuchten Gegend und an einem schicklichen Orte angeleget werden, welcher aufs genaueste der Menge von Zuchtstutten und Hengsten, die man daselbst halten will, angemessen ist. Ein solcher Strich Landes muß vielfältig abgetheilt, jede Abtheilung aber mit Pfälen, Graben und Zäunen wohl verwahret werden. Den belegten und säugenden Stuten werden die fet-

testen Theile der Weide angewiesen, die unbelegten aber abgesondert und mit den jungen Füllen auf einen magern Weideplatz gebracht, damit sie nicht allzu fett und zur Zeugung untüchtig werden. Den magersten und unebensten Theil des Platzes überläßt man den Hengstfüllen und Wallachen, um ihnen, durch die Nothwendigkeit an Hügeln oft auf- und abzusteigen, zu einer nöthigen Beweglichkeit ihrer Schenkel und Buchen oder Schultern behilflich zu seyn. Der für die Hengstfüllen bestimmte Raum muß ungemein sorgfältig von dem Behältniß der Stuten abgesondert seyn, damit jene nicht etwa durchbrechen und sich mit jungen Stuten entkräften können. Wenn es die Größe des Raums erlaubet, aus jeder einzelnen Abtheilung eine doppelte zu machen, und sie wechselsweise, ein Jahr um das andere, bald für die Pferde, bald für die Ochsen zu bestimmen, so befördert man dadurch einen viel dauerhaftern Grund zur Weide, als wenn er beständig von Pferden kahl gefressen wird; denn ein Ochse verbessert allemal die Weide, die ein Pferd ganz auszehret. In jeder Abtheilung sind auch gewisse Lachen oder Pfützen unentbehrlich, weil die stehende Wasser den Pferden viel besser, als die fließenden, bekommen,

von

von welchen letztern sie öfteres Bauchkrümmen empfinden. Die Bäume, welche man auf einem zur Stuterei bestimmten Strich Landes findet, muß man ja nicht ausrotten. Die Pferde pflegen sich, bei größerer Hitze, unter dem wohlthätigen Schatten solcher Bäume vortreflich wohl zu befinden. Große Stubben oder hohe Wurzeln von abgehauenen Bäumen, oder Gruben und Löcher sind auf einem solchen Platze gar nicht zu dulden. Die erstern müssen ausgerottet und die letztern angefüllet und eben gemacht werden, um alle widrige Fälle zu verhüten. Den Sommer hindurch können diese Weiden der Stuterei zur Fütterung dienen. Im Winter müssen die Stuten auf den Stall gebracht und mit Heu, wie die jungen Füllen, gefüttert werden. Doch ist es bei den letztern gar wohl erlaubt, sie bei recht heitern Wintertagen zuweilen auf die Weide zu führen. Die Zuchthengste müssen beständig im Stalle, mehr mit Stroh, als mit Heu gefüttert, und bis zur Belegezeit, welche mehrentheils vom Anfang des Aprils bis zu Ende des Junius dauert, in einer mäßigen Uibung erhalten werden. Während dieser Zeit aber verschonet man sie mit allen Arten von Uibungen und giebt ihnen reich-

lich,

lich, doch nur von ihrem gewöhnlichen Futter, zu fressen.

Wenn man den Zuchthengst einer Stute zuführen will, ist es nöthig, ihn, durch vorhergehendes Striegeln und Putzen, gewissermaßen zur Hitze zu reitzen. Auch die Stute muß bei dieser Gelegenheit reinlich und ihrer hintern Hufeisen entledigt seyn; denn es giebt unter den Stuten sehr kützliche Thiere, die bei Annäherung des Hengstes gewaltsam hinten ausschlagen. Die Stute wird von einem dazu bestellten Menschen an der Halfter gehalten, der Hengst aber durch zween andere, an zwo Leinen, derselben zugeführet. Wenn er sich in seiner gehörigen Stellung befindet, so sucht man sein Geschäfte ihm auf alle Weise zu erleichtern. Man bringt ihn selbst in die gehörige Richtung, und räumet den Schweif der Stute aus dem Wege; weil ein einzig dazwischen kommendes Haar vermögend seyn würde, den Hengst gefährlich zu verwunden. Zuweilen trägt es sich zu, daß der Hengst, vor vollendeter Sache, von der Stute wieder abläßt. Man muß daher genau Acht haben, ob der Hengst mit dem obern Theil des Schwanzes, nahe am Kreuz, in den lezten Augenblicken der Paarung eine schwankende Bewegung machet, welche

be=

beſtändig mit der Ausgießung der Samenfeuchtigkeit verbunden zu ſeyn pfleget. Hat er dieſe wirklich von ſich gelaſſen, ſo darf er nicht noch einmal ſpringen. Er muß vielmehr gleich wieder in den Stall gebracht und bis über den morgenden Tag daſelbſt eingehalten werden. Denn ob es gleich für einen guten Zuchthengſt nicht eben zu viel iſt, binnen den drei Monaten der Belegezeit, einmal alle Tage zu ſpringen; ſo pflegt man ihn doch, zu ſeiner Schonung, lieber nur alle zween Tage zu einer Stute zu bringen. Bei dieſer eingeſchränkten Verſchwendung, hat man ſich mehr Füllen, als im entgegengeſetzten Fall, von ihm zu verſprechen. In den erſten ſieben Tagen läßt man ihm alſo nach und nach vier unterſchiedene Stuten zu; den neunten Tag wird er wieder zu der erſten und hernach, in voriger Ordnung, zu den drei übrigen gebracht, ſo lange noch eine von ihnen hitzig iſt. Sobald er aber die Hitze derſelbigen befriediget hat, wählt man eine andere an der Stelle der letzten, und läßt auch zu dieſer, wenn die Reihe an ſie kömmt, alle neun Tage den Hengſt bringen. Da nun viele Stuten beim erſten, zweiten oder dritten Beſuche des Hengſtes

befruchtet worden, so rechnet man, daß ein Hengst, welcher auf solche Art geleitet und angeführet wird, in den drei Monaten der Belegezeit, funfzehn bis achtzehn Stuten belegen und zehn bis zwölf junge Füllen zeugen kann. Diese Thiere haben und ergießen bei dieser Gelegenheit eine große Menge vorräthiger Samenfeuchtigkeit. Bei den Stuten wird man ebenfalls, während ihrer ganzen Brunstzeit, ein beständiges Abtröpfeln der Samenfeuchtigkeit gewahr; denn sie verlieren beständig etwas von einer weißlichen, klebrigen Feuchtigkeit, welcher man den allgemeinen Namen der Hitze beigeleget hat. Sobald sie völlig beleget sind, versiegen alsbald alle diese tröpfelnde Quellen, aus welchen sich eigentlich diejenige Feuchtigkeit ergießet, welche die Griechen l'ππομανες der Stute nannten und vorgaben, es ließen sich Tränke daraus verfertigen, wodurch man, besonders ein Pferd für Brunst ganz rasend machen könnte. Dieser Hippomanes ist ganz etwas anders, als die Feuchtigkeit, welche sich in den Häutchen des Füllens befindet. Die letzte hat Hr. Daubenton zuerst erkannt und sowohl ihre Natur und Ursprung als ihre Lage sehr deutlich beschrie-

schrieben. *) Das gewisseste Merkmal einer hitzigen Stute nimmt man aus dieser von ihr abgehenden Feuchtigkeit. Indessen kann man eben dieses auch an der Anschwellung unten am Geburtsglied oder an dem sogenannten Wurf und an dem öftern Wiehern, als an einem Beweis erkennen, daß die Stute zu solcher Zeit ein Verlangen träget, sich dem Hengste zu nähern.

Sobald eine Stute beleget worden, so darf sie nur, ohne weitere Maßregeln der Vorsichtigkeit, auf die Weide gebracht werden. Das erste Füllen einer Stute pflegt nie so gut und vollstutzig, als die folgenden zu seyn. Man muß also dafür Sorge tragen, ihr das erstemal einen größern Hengst zu geben, um hierdurch den Mangel des Wachsthums durch die Größe der Taille zu ersetzen. Eine vorzügliche Sorge muß auch auf den Unterschied und auf die gegenseitige Verhältnisse der Gestalten, sowohl des Hengstes, als der Stute, gerichtet seyn, damit den Mängeln des einen durch die Vollkommenheiten des andern abgeholfen werde. Paarungen von unschicklichem Verhältnisse, z. B. eines klei-

*) S. die Mem. de l'Academie Royale des sciences Année 1751.

nen Hengstes mit einer großen Stute, oder eines großen mit einer kleinen, dürfen gar nicht vorfallen. Die Frucht einer solchen Begattung würde jedesmal ein kleines unproporzionirtes Füllen seyn. Wenn man sich Mühe geben will, der schönen Natur etwas näher zu kommen, so muß man durch Vermischungen einen Versuch machen. Man könnte z. B. eine zu dicke Stute mit einem zwar völligen, aber doch feinen Hengste, eine kleine, mit einem etwas höhern, eine vorn fehlerhafte, mit einem Heugste zusammen bringen, welcher mit einem prächtigen Kopf und edlem Hals u. s. w. gezieret wäre.

Man hat beobachtet, daß in Stutereien, die auf trocknem und leichten Boden angelegt werden, lauter genügsame, flüchtige, muntre Pferde mit sennichten Schenkeln und hartem Horne; in feuchten Gegenden aber und auf den fettesten Weiden, fast lauter Füllen mit schweren dicken Köpfen, dicken Leibern, schweren Schenkeln, schlechtem Horn und platten Hufen fallen. Ein Unterschied, der, wie man leicht begreifet, blos von der Unterschiedlichkeit des Himmelsstriches und der Nahrung abhänget! Die Nothwendigkeit, beständig mit den Arten (Races) abwechseln zu müs-

müssen, wenn man dem Ausarten der Pferde vorbauen will, ist am schweresten zu begreifen, zugleich aber wichtiger und nothwendiger, als alles, was wir vorher gesaget haben.

Bei jedweder Art von Geschöpfen giebt es in der Natur ein gewisses allgemeines Urbild, wornach jedwedes einzelne Thier geformet wird, welches aber, wenn es zur Wirklichkeit gekommen, nach Beschaffenheit der Umstände, sich zu verschlimmern oder vollkommner zu werden scheint. In Absicht auf gewisse Eigenschaften herrschet also, dem Ansehen nach, in der Folge der nach und nach entstehenden einzelnen Wesen, außer einer seltsamen Mannigfaltigkeit, auch etwas Unveränderliches, welches uns bei der ganzen Art, die wahreste Bewunderung ablocket. So war z. B. das erste Pferd allerdings das erste äußere Muster, und die erste innere Form, wornach alle Pferde, die jemals vorhanden gewesen, die gegenwärtig leben, und künftig entstehen werden, gebildet und geformet werden müssen. Indessen war dieses Muster, wovon uns blos die Abbildungen bekannt sind, indem es seine Forme mittheilete und sich vervielfältigte, sowohl einer Verschlimmerung als einer Verbesserung fähig. Ob aber gleich Millionen davon vorhanden sind, so ist doch kein einzi-

ges in allen Stücken einem andern einzelnen Geschöpfe dieser Art, folglich kein einziges dem Muster, dessen Abdruck es an sich trägt, vollkommen ähnlich. Dieser Unterschied ist ein starker Beweis, daß die Natur weit davon entfernet sey, etwas Unveränderliches hervorzubringen, und daß in allen ihren Werken unbeschreiblich viel Schattirung und Abänderungen zu herrschen pflegen. Man sieht es ja deutlich an dem Geschlechte der Menschen, an allen Geschlechtern der Thiere, der Pflanzen und aller Wesen, die vermögend sind, ihres Gleichen hervorzubringen.

Das allersonderbarste hierbei ist unstreitig, daß das eigentliche Muster des Schönen und Guten auf dem ganzen Erdboden ausgebreitet zu seyn, und daß in jedem Himmelsstriche sich nur ein Stück davon aufzuhalten scheinet, welches allemal ausartet, wofern es nicht mit einem andern Stück aus einer entlegenen Gegend vereiniget wird. Dies geht so weit, daß man, wenn uns an gutem Getreide, schönen Blumen u. dgl. gelegen ist, vorher mit dem Samen umwechseln, und ihn ja niemals wieder in seinem ursprünglichen Lande aussäen muß. Eben diese Regel gilt auch in dem Fall, wenn unsre Absicht auf schöne

Pfer-

Pferde, gute Hunde u. dgl. gerichtet ist. Man muß, um diese zu erreichen, allemal die inländischen Stuten und Hündinnen mit ausländischen Thieren, und so umgekehrt, mit einander zu vereinigen suchen. Vernachläßiget man diese Vorsicht, so werden zuverläßig nebst dem Getreide die Blumen und Thiere ausarten, oder vielmehr sich nach dem Himmelsstrich dermaßen verändern, daß die Materie über die Form die Oberhand gewinnet, und alles zu verschlimmern scheinet, nur den Abdruck nicht, welcher allemal bleibet, und blos nach seinen unwesentlichen Zügen verändert wird. Wenn man aber die Arten mit einander vermischet, oder beständig durch ausländische Arten erneuert, so hat es das Ansehen, als ob dadurch die Forme vollkommner und die Natur selbst wieder in den Stand gesetzt würde, das beste von dem, was in ihren Kräften stehet, hervorzubringen.

Allgemeine Gründe dieser Wirkungen würden hier am unrechten Orte angebracht seyn. Wir wollen hier blos der beim ersten Anblick in die Augen fallenden Muthmassungen gedenken. Es ist längst aus Erfahrungen bekannt, daß Thiere sowohl als Pflanzen, wenn sie aus einem entfernten Himmelsstrich in einen andern gesetzt werden,

oftmals in kurzer Zeit, das ist, in einer geringen Zahl von Fortpflanzungen entweder ausarten, oder zuweilen zu größerer Vollkommenheit gelangen. Ist es aber nicht ungemein begreiflich, daß die Ursache dieser Wirkung in nichts anders, als in der Unterschiedlichkeit des Himmelsstriches und der Nahrung bestehen kann? Nothwendig muß der Einfluß dieser beiden Ursachen die Pferde mit der Zeit von gewissen Zufällen oder Krankheiten entweder ganz frei, oder auch wohl sie darzu fähig machen, und in ihrem Temperament allmählig eine Veränderung hervorbringen. Eben so muß auch die Entwickelung der Form, bei welcher sehr vieles auf die Beschaffenheit der Nahrung und der Säfte ankömmt, bei jeder Fortpflanzung eine Veränderung dulden, die zwar freilich bei der ersten Fortpflanzung kaum zu merken seyn kann, weil beide Thiere, das Männchen und Weibchen, die wir als den Stamm dieser Art annehmen, ihre Form und Bestandwesen schon in gehöriger Vollkommenheit besaßen, ehe sie aus ihrem Vaterland geführet wurden, und weil der veränderte Himmelsstrich und die neue Nahrung zwar in der That ihr eigen Temperament verändern, aber doch nicht einen so starken Einfluß auf

ihre

ihre festen und organischen Theile haben kann, wodurch in ihrer Forme selbst eine Veränderung möglich wäre, besonders wenn ihr Körper schon sein vollkommnes Wachsthum erreichet hat. Folglich wird in der Zeugung keine Veränderung und bei der ersten Nachkommenschaft solcher Thiere noch keine Ausartung zu spüren, der Abdruck der Forme wird völlig rein, und im Augenblicke der Geburt gar noch kein Stammfehler sichtbar seyn. Allein das junge Thier ist schon im zartesten und schwächesten Alter den Einflüßen des Himmelsstriches blosgestellet, welche schon weit stärker auf seinen Körper als auf den Körper des Vaters und der Mutter wirken müssen. Auch die Nahrung wird, besonders zur Zeit des Wachsthums, einen stärkern Einfluß auf die organischen Theile zeigen, in ihrer ursprünglichen Bildung eine Veränderung machen, und in ihnen die Keime des Mangelhaften zuerst hervorbringen, wovon in der zwoten Zeugung schon sichtbarere Spuren erscheinen werden. Denn bei dieser hat ja der Nachkömmling nicht allein schon seine ihm eigenthümliche Fehler, die von seinem Wachsthum herkommen, sondern auch schon die Fehler des zwoten Stammes an sich, deren Entwickelung hier schon weit

ungehinderter von statten gehet. Bei der dritten Zeugung fallen die vom Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung abhängende Fehler des zweiten und dritten Stammes, vereiniget mit den Fehlern des gegenwärtigen wirklichen Einflußes, auf das Wachsthum des dritten Abkömmlings, schon so deutlich in die Augen, daß die Merkmale des ersten Stammes durch die Fehler des dritten gänzlich verloschen werden. Dergleichen Thiere vom ausländischen Stamme verlieren auf solche Art alles fremde Ansehen, und werden in allen Stücken unsern Landthieren ähnlich. So verwandeln sich z. B. spanische oder barbarische, auf solche Art fortgepflanzte Pferde, oftmals bei der zwoten, am gewissesten aber bei der dritten Zeugung, in inländische Pferde. Aus diesem Grunde muß man die Arten vielmehr zu vermengen, als beizubehalten suchen. Man erneuert aber die Art bei jeder Zeugung, wenn man barbarische oder spanische Pferde herbeischaffet, und mit inländischen Stuten zusammen bringet. Da indessen eine dergleichen Erneuerung der Art gleichsam nur zur Hälfte geschiehet, so ist es höchst merkwürdig, daß sie gleichwohl bessere Wirkungen, als eine vollkommene Erneuerung hervorbringet. Von einem spa-

nis

nischen Hengst und einer spanischen Stute hat man sich in Frankreich lange nicht so schöne Pferde, als von einem solchen Hengst und einer einheimischen Stute zu verspre= chen. Man begreifet es gar leicht, wenn man erwäget, daß durch die Vereinigung eines männlichen und weiblichen Thieres die Mängel des einen und des andern die nö= thige Vergütigung erhalten. Jeder Him= melsstrich ertheilet sowohl durch den Ein= fluß der Nahrung, als durch seinen eignen, dem Thiere eine gewisse Bildung, woran sich immer ein Fehler, entweder des Uiber= flußes oder des Mangels, entdecken läßt. In einem warmen Himmelsstrich aber wür= de das vielleicht im Uiberfluße seyn, woran es in einem kältern fehlte; und so muß es auch umgekehrt sich verhalten. Ist es also nicht nothwendig, durch die Vereinigung gewisser Thiere aus entgegengesetzten Him= melsstrichen das Uiberflüßige und Mangel= hafte des einen und des andern in ein bes= seres Verhältniß und Gleichgewicht zu setzen? Da nun dasjenige nothwendig in der Na= tur das Vollkommenste seyn muß, was die wenigsten Fehler hat; da man ferner dieje= nigen Formen für die vollkommensten halten muß, woran sich die wenigste Unförmlich= keit entdecken läßt, so ist wohl nichts na=

türlicher, als daß die Frucht zweier Thiere, deren eines die Mängel des andern genau ersetzte, das vollkommenste Geschöpfe dieser Art seyn würde. Diese Aufhebung der gegenseitigen Mängel gehet aber desto besser von statten, je weiter die Länder von einander entfernet, oder je mehr die Himmelsstriche einander entgegengesetzt sind, aus welchen man die beiden Geschlechter solcher Thiere zusammen bringet. Das Zusammengesetzte, was daraus entspringet, ist alsdann desto vollkommner, je gerader das Uiberflüßige oder das Mangelhafte an der Leibesbeschaffenheit des Vaters den Fehlern oder dem Uiberfluß an der Leibesbeschaffenheit der Mutter entgegen stehet.

In Frankreichs gemäßigtem Himmelsstriche müßte man demnach, um schöne Pferde zu erhalten, entweder aus den heissesten oder aus den kältesten Himmelsstrichen die Hengste herbeischaffen *). Am besten schicken sich hierzu die arabischen und barbarischen, wenn man sie haben kann;

wo

*) Von den Eigenschaften der Hengste und einer guten Wahl derselben zu Verschönerung der Arten lieset man in Essai sur les Haras &c. die unvergleichlichsten Vorschriften.

M.

wo nicht, so müßten es wenigstens spani-
sche oder neapolitanische seyn. In kältern
Himmelsstrichen werden entweder die däni-
sche, oder nebst ihnen die hollsteinische und
friesländische Pferde den übrigen billig vor-
gezogen. Alle diese Arten würden in Frank-
reich mit inländischen Stuten sehr gute,
und zwar desto bessere Pferde zeugen, je
weiter die Beschaffenheit ihres vaterländi-
schen Himmelsstriches von der Beschaffen-
heit des französischen abweichet. Nach die-
ser Voraussetzung werden allemal die ara-
bischen den barbarischen, diese den spani-
schen Hengsten vorzuziehen, und von däni-
schen viel bessere Zucht, als von friesläu-
dischen zu erwarten seyn. Den unüberwind-
lichen Mangel an Pferden aus viel kältern
oder heißen Himmelsstrichen würden im
Nothfall Hengste aus Engelland oder Deutsch-
land oder auch wohl aus den mittäglichen
Provinzen Frankreichs in den mitternächtli-
chen Provinzen desselben ersetzen können.
Mit einem Worte, der Vortheil ist allemal
sehr beträchtlich, wenn inländische Stuten
von ausländischen Hengsten beleget werden,
der Nachtheil aber nicht minder einleuch-
tend, wenn man auf einer Stuterei Pferde
von einerlei Art beisammen läßt. Man

kann

kann sicher glauben, daß sie allemal, und zwar in sehr kurzer Zeit, ausarten.

Die Ursache, warum der Himmelsstrich und die Nahrung auf die Menschen lange nicht einen so merklichen Einfluß, als auf die Thiere haben, ist gar nicht schwer zu errathen. Der Mensch pflegt sich viel mehr, als die Thiere, vor allen Ungemächlichkeiten der Witterung in Acht zu nehmen, seine Wohnungen und Kleidungen genau nach Beschaffenheit der Jahreszeiten, seine Kost aber so mannigfaltig, als möglich, einzurichten. Können also Himmelsstrich und Nahrung wohl einerlei Einfluß auf unterschiedene Menschen haben? Und muß das von diesen Ursachen entstehende Fehlerhafte oder Uiberflüßige, das bei den Thieren so gewiß und sichtbar erfolget, bei den Menschen wohl nicht in weit geringerm Grade sich äußern? Da indessen ganze Völkerschaften schon oft aus einem Land ins andere gezogen sind, da ganze Völkerschaften sich mit einander vermischet, da viele Menschen große Reisen gethan, und sich bis auf den heutigen Tag in allerlei Weltgegenden ausgebreitet haben; wie könnte man sich noch verwundern, wenn die Menschen vom Einfluß des Himmelsstriches nur wenig oder gar keine Veränderung zu dulden haben,

und in allen Ländern starke, gesunde und geistvolle Menschen anzutreffen sind? Doch kann man sicher glauben, daß ehemals die Menschen aus längst vergessenen Erfahrungen das Uibel gar wohl gekannt haben mögen, das bei Vereinigungen der nächsten Blutsverwandten unvermeidlich ist; weil sogar unter den ungesittetsten Völkern die Verheurathung eines Bruders mit seiner Schwester beinahe durchgängig verboten gewesen. Ob wir gleich eine solche Heurath als ein göttliches Verbot betrachten, so kann sie doch bei ungesitteten Völkern blos zu den politischen Absichten gerechnet werden, und ihren Grund hauptsächlich in der angeführten alten Erfahrung haben. Ohne die nöthige Beihilfe der Naturlehre läßt sich keine recht allgemeine und unumschränkte Staatslehre gedenken. Sobald aber die Menschen einmal durch die Erfahrungen überführet worden, daß die Ausartung allemal unvermeidlich war, wenn sie blos durch ihre Familie ohne weitere Vermischung sich vervielfältigen wollten, mögen sie wohl die Verheurathungen mit fremden Familien als ein unverletzliches Gesetz der Natur angesehen, und sich endlich darüber vereiniget haben, daß unter ihren Kindern keine Verheurathung mehr statt finden sollte. Die

Aehn-

Aehnlichkeit rechtfertigt auch wirklich die Vermuthung, daß in den meißen Himmelsstrichen, die Menschen so gut, als die Thiere, nach einer gewissen Anzahl von Fortpflanzungen ausarten würden.

Eine zwote Folge vom Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung ist unstreitig in den mannigfaltigen Veränderungen der Farben auf den Häuten der Thiere zu suchen. Die wilden Thiere pflegen sich immer in einerlei Himmelsstrich aufzuhalten; daher bleibt ihre Farbe sich immer ähnlich, wenn man die Kleinigkeit ausnimmt, daß der Unterschied in den Jahreszeiten sie bald etwas heller, bald etwas dunkler machet. An allen Thieren aber, die unter mancherlei Himmelsstrichen sich aufhalten, bemerkt man auch eine große Verschiedenheit ihrer Farben. Bei zahmen oder Hausthieren pflegen die Veränderungen der Farben bis zum Erstaunen abzuwechseln. Daher giebt es Pferde, Hunde u. dgl. die mit allen Arten von Farben prangen. An Hirschen, Hasen u. a. d. Thieren wird man immer einerlei Farben gewahr *). Die

be=

*) Allgemein läßt sich dieses wohl nicht behaupten. Denn es ist bekannt genug, daß es, obwohl sparsam, auch weiße Bären, Hirsche, Ha=

beſtändige Gleichförmigkeit alſo in der Ungemächlichkeit des Himmelsſtriches und in der Nahrung iſt natürlicher Weiſe der Grund einer beſtändigen Einförmigkeit unter den wilden Thieren. Bei zahmen Thieren kann die Veränderung der Farben gar leicht aus der Sorgfalt der Menſchen für dieſelben, aus ihrem bequemen Aufenthalt, aus der Unterſchiedlichkeit ihrer Nahrung und zugleich aus der Vermiſchung fremder Arten erkläret werden; es müßte dann ſeyn, daß man durch beſondere Wahl der Farben eines Männchens und Weibchens eine beſtimmte Miſchung von Farben zu erzielen ſuchte, wodurch man allerlei ſonderbare Veränderungen hervorbringen kann. Ein Beiſpiel hiervon ſind unter den Pferden die ſogenannten Schäcken, an welchen man die ſeltſame Vermiſchung des Weißen mit dem Schwarzen bewundern muß, weil es gegen einander ſo künſtlich und angenehm abſticht, daß man es nicht ſowohl für ein Werk der Natur, oder vielmehr für das will-

Haſen ꝛc. giebt, und daß die Natur faſt in keinem Stücke nach einer unveränderlichen Regel handelt.

M.

willkührlichste Kunststück eines geschickten Malers halten sollte.

Bei der Wahl der Pferde, die sich durch einander vermehren sollen, muß man also das Haar sowohl, als den Wuchs des Leibes in Betrachtung ziehen, die Figuren mit guter Beurtheilung gegen einander halten, beständig Pferde aus einander entgegengesetzten Himmelsstrichen zusammen bringen, und niemals eine Paarung zweier Pferde aus einerlei Stuterei gestatten. Das sind lauter wesentliche Bedingungen. *) Es giebt

*) Von den vortheilhaften Einrichtungen der Stutereien, von ihrem Nutzen, und allem, was dabei zu wissen unumgänglich nöthig ist, können folgende Schriften mit Vortheil nachgelesen werden.

1) Herrn J. E. Zehentners Unterricht von der Pferdezucht, 8. Berl. 1754.

2) Des Herrn von Oebschelwitz Abh. von der Stuterei, Füllen- und Pferdezucht — in seinem holländischen Stallmeister ꝛc. gr. 8. Leipz. 1766.

3) In des Freih. v. Sind vollst. Unterricht eines Stallmeisters ꝛc. Fol. G. 1770. 1. Th. V. und VI. Abschnitt. p. 24. ꝛc.

giebt aber auch noch einige Nebenumstände, welche man eben so wenig vernachläßigen

4) Wilh. Herzogs von Neukastel neueröffnete Reutbahn ꝛc. Fol. Nürnb. 1764. I. Th. IV. Kap. §. 16 — 18. Tab. X. XI.

5) Beschreibung des sogenannten Senner Gestütes in der Grafschaft Lippe von J. G. Pritzelius, 8. Lemgo 1770. 96. S.

6) Balance zwischen den Nutzungen eines Vorwerks und einer daraus zu machenden Stuterei, am Beispiel der churfächsischen Stuterei zu Graditz und Döchten bei Torgau. S. D. Schrebers Samml. verschiedener Schriften II. Th. p. 374. ꝛc. Eines der schönsten und schätzbarsten Werke dieser Art ist unstreitig:

7) L'Essai sur les Haras ou examen methodique des moyens propres pour établir, diriger & faire prosperer les Haras &c. à Turin 1769. Diesem ist an die Seite zu setzen:

8) Mémoire sur les Haras par M. L. B. D. C. à Utrecht 1770.

Li-

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

sollte. Wenigstens hat man sie als Regeln der Vorsicht anzusehen. So ist es z. B. ein Fehler in einer Stuterei, Stuten mit abgestutzten Schweifen zu halten. Sie haben kein Mittel in ihrer Gewalt, sich der Fliegen zu erwehren, sie werden also mehr, als die langgeschweiften Pferde, von diesen hungrigen Gästen geplaget. Das unaufhörliche Schmeißen nach den Fliegen, deren Stich ihnen sehr empfindlich ist, pflegt eine Verminderung der Milch zu veranlassen. Ein Umstand, welcher auf das Temperament und auf den Wuchs des Füllens einen sichtbaren Einfluß hat! denn es mögen übrigens die Umstände so gut seyn, als sie wollen, so wird ein Füllen doch allemal desto munterer und stärker seyn, je mehrere und bessere Nahrung es von seiner Mut-

Lisez Journ. Encycl. 1770. Tom. I. p. 189. und 1771. Tom. VI. p. 61. ꝛc. Wer mit Bedacht alle hier angezeigte, besonders die zwei letzten Schriften gelesen hat, dem wird nicht leicht etwas zu wünschen übrig bleiben, was er in diesem Fache wissen möchte.

M.

KUNGLIGA BIBLIOTEKET STOCKHOLM

Mutter zu erwarten hat. Ferner hat man in einer Stuterei auf lauter zur Weide von Jugend auf gewöhnte Stuten zu sehen, die nie mit Arbeit überladen worden. Stuten, welche im Stall bei trocknem Futter gehalten worden, und hernach auf die Weide kommen, pflegen ehe nicht fruchtbar zu seyn, bis man ihnen Zeit gelassen, sich an dieses neue Futter zu gewöhnen.

Die Stuten pflegen zwar gemeiniglich vom Anfange des Aprils bis zu Ende des Junius hitzig zu seyn. Indessen finden sich unter der Menge doch öfters einige, welche schon vor dieser Zeit in Hitze gerathen. In diesem Fall thut man am besten, wenn man, ohne sie zu dem Hengst zu bringen, diese Zeit verstreichen läßt; denn ein solches Füllen würde gerade im Winter fallen, der rauhesten Jahreszeit blos gestellet seyn, und sich nur einer schlechten Milch zu erfreuen haben. Eben dieses Verfahren sollte man auch bei solchen Stuten beobachten, die erst nach dem Junius ihre Hitze fühlen; denn weil sie alsdann mitten im Sommer werfen müßten, so würde das Füllen in der kurzen Zeit nicht Kräfte genug sammlen können, den Beschwerlichkeiten des bevorstehenden Winters zu trotzen.

Viele haben die Gewohnheit, den Hengst nicht zur Stute, welche belegt werden soll, zu führen, sondern ihn in die Horte, worin die Stuten eingeschlossen sind, hineinlaufen, und ihm die freie Wahl unter den Stuten zu lassen, die seiner Gegenwart benöthiget sind, ohne seinen Eifer in Befriedigung derselben einzuschränken. Mit diesem Verfahren sind zwar die Stuten sehr wohl zufrieden, und scheinen sogar sicherer, als bei der andern Manier, zu fohlen. Allein der Hengst entkräftet und verbirbet sich auf diese Art binnen sechs Wochen viel mehr, als er bei mäßigem Verhalten, wenn er auf oben beschriebne Weise zur Stute geführet wird, in vielen Jahren verderben könnte *).

So-

*) Der Verf. des Essai sur les Haras ist hier ebenfalls anderer Meinung. Man muß, wie er sagt, eine glückliche Mittelstraße zwischen dem Vorschlage des Herzogs von Neukastel, welcher den Hengst in Freiheit mitten unter den Stuten wissen will, bis man Spuren der Sätigung an ihm wahrnimmt, und zwischen dem Rathe derjenigen treffen, welche verlangen, daß man die Stute bei der Paarung knebeln, und den Hengst fesseln müsse. Das letzte kann der Natur unmöglich erlauben, etwas Vollkommenes zu Stande zu bringen. Etwas weniger Freiheit auf der einen und etwas weniger Zwang auf der andern Seite würde das

rechte

Sobald der Leib einer belegten Stute schwer zu werden anfängt, muß man sie von den andern entfernen, die nicht trächtig sind, und ihr leich Schaden zufügen könnten. Sie pflege gewöhnlich eilf Monate und etliche Tage zu tragen, hernach aber ihr Füllen im Stehen zu werfen; da hingegen andere vierfüßige Thiere sich allemal niederlegen, wenn sie Junge zur Welt bringen sollen. Wenn es einer Stute sauer wird, ihr Füllen zu bekommen, leistet man ihr dabei die nöthige Hilfe, giebt dem Füllen mit Hilfe der Hand eine gehörige Lage, und ziehet es auch wohl, wenn es todt ist, mit Stricken heraus. Das Füllen zeiget sich, wie andre Thiere, gemeiniglich zuerst mit dem Kopfe; indem es aus der Mutter herausbringet, zerreißt es seine Hüllen, und sprenget die häufig darin enthaltenen Wasser. Zu gleicher Zeit fällt eines oder es fallen mehrere von den Stücken heraus, welche sich aus der verdickten Feuchtigkeit des Harnhäutchens (Allantois)

rechte Mittel seyn, wodurch man die Natur in ihrem Geschäffte weislich unterstützte, die Kräfte des Hengstes schonte, wenig unfruchtbare Stuten und lauter schöne Füllen zählen würde.

M.

zusammengesetzet hatten. Ein solches Stück, welches bei den Alten der Hippomanes oder Pferdegift des Füllens hieß, ist nicht wie sie vorgaben, ein am Kopf des Füllens angewachsenes Stück Fleisch; es ist vielmehr durch die Schafhaut von demselben abgesondert. Sobald das Füllen da ist, beleckt es die Mutter mit vieler Sorgfalt, ohne das Pferdegift zu berühren; obgleich die Alten die irrige Meinung hegten, es würde von der Stute so gleich aufgefressen.

Der gemeine Gebrauch ist, eine Stute neun Tage nachher, wenn sie ein Füllen bekommen, wieder belegen zu lassen. Dies geschieht blos, damit man keine Zeit verlieren und seine Stuteret so gut, als möglich, nutzen möge. Indessen ist nichts begreiflicher, als daß eine Stute, welche zu gleicher Zeit ein schon gebornes und noch ein in ihr verborgnes Füllen zu nähren hat, ihre Kräfte sehr vertheilen müsse, und folglich beiden zugleich unmöglich so viel Nahrung abgeben kann, als ein einziges von ihr erhalten würde. Wenn man also recht vorzügliche Pferde habe wollte, so wär es freilich weit besser, jede Stute nur ein Jahr ums andere belegen zu lassen. Sie würden alsdann länger aushalten und gewisser trächtig werden. Denn auf gemei-

nen

nen Stutereien werden alle Jahre viele Stuten belegt, welche deswegen keine Füllen bringen. Wenn in einem Jahre die Hälfte oder zwei Drittel von belegten Stuten wirklich fohlen, so hat man Ursach, schon sehr zufrieden zu seyn.

Zuweilen lassen sich auch schon trächtige Stuten noch einmal belegen; es erfolgt aber niemals eine neue Befruchtung (Superfoetatio). Ihre Fruchtbarkeit pflegen gemeiniglich bis zum vierzehnten oder funfzehnten Jahre, selbst bei den munterstен und kräftigsten doch nicht über achtzehn Jahre, zu dauren. Wenn hingegen die Hengste nur einigermaßen geschonet werden, so bleiben sie bis ins zwanzigste Jahr und wohl noch länger tüchtig, muntre Stuten zu belegen. Es verhält sich also in diesem Fall bei den Thieren wie bei den Menschen. Ein früher Gebrauch der Vermehrungsfähigkeiten pfleget bei allen beiden ein frühes Unvermögen anzukündigen. Die grossen Pferde, welche früher, als die feinen, zu einem völligen Wachsthum gelangen, und welche schon vom vierten Jahr an die Stelle der Zuchthengste bekleiden müssen, werden gar bald unfähig zu diesem Gebrauch und sind gemeiniglich schon vor dem

funfzehnten Jahr unfähig, ihre Rolle weiter fortzuspielen. *)

Die Lebensdauer der Pferde stehet, wie bei allen andern Thieren, mit der Dauer der Zeit ihres Wachthums in einem richtigen Verhältniß. Der Mensch, dessen Wachsthum vierzehn Jahre lang dauret **), kann sein Leben sechs bis sieben mal so weit, folglich auf sechs und achtzig bis hundert Jahre ausdehnen. Das Wachsthum eines Pferdes ist in die Grenzen von vier Jahren eingeschlossen; es kann also, wenn es ungefähr sechs oder siebenmal so lange lebet, fünf und zwanzig bis dreißig Jahre alt werden. Alle von dieser allgemeinen Regel abweichende Beispiele kommen viel zu selten vor, als daß man sie für Ausnahmen von beträchtlichen Folgen halten könnte. Insofern also die großen Pferde in kür-

*) S. des Herrn von Garsault Nouveau parfait Marechal. p. 68.

**) Herr von Buffon scheint hier nicht so wohl das Wachsthum des Körpers, seiner Höhe nach, welches allerdings bei vielen weit länger dauret, als vielmehr die vollkommne Ausbildung aller Theile des Leibes und folglich die Jahre zu verstehen, in welchen sich die Fähigkeiten zur Fortpflanzung des Geschlechts zu äußern pflegen.

kürzerer Zeit, als die seinen, ihr völliges Wachsthum erreichen, müssen sie freilich auch ein kürzeres Lebensziel haben und vom funfzehnten Jahr an wie alte Pferde zu betrachten seyn.

Beim ersten Anblick sollte man glauben, der Wuchs der hintern Theile wäre bei Pferden und bei den meisten andern vierfüßigen Thieren, anfänglich stärker, als an den vordern; da man hingegen bei den Menschen an den untern Theilen anfänglich ein geringeres Wachsthum, als an den obern wahrnähme. Denn bei einem Kinde findet man die Dickbeine und Schienbeine, im Verhältniß mit dem ganzen Körper, lange nicht so groß, als bei erwachsenen Menschen. Dagegen sind bei jungen Füllen die Hinterschenkel schon so lang, daß es ihnen leicht wird, mit dem Hinterfuß den Kopf zu erreichen, welches ein erwachsenes Pferd nicht mehr thun kann. Allein dieser Unterschied ist nicht so wohl vom ungleichen Wachsthum der vordern und hintern Theile überhaupt, als vielmehr von der Ungleichheit der vordern und hintern Füße herzuleiten, welche in der ganzen Natur allgemein, und bei vierfüßigen Thieren am allersichtbarsten ist. Die Füße sind am den Menschen größer, als die Hände. Sie

gelangen auch ehe zu einer vollkommenen Bildung. Bei den Pferden bestehet ein großer Theil des Hinterschenkels aus lauter Fuß, weil er blos aus den Knochen zusammengesetzet ist, welche zur Fußwurzel, zum Mittelfuß (Tarsus, Metatarsus) u. s. w. gehören. Ist es also wohl zu bewundern, daß dieser Fuß eher größer wird und sich früher entwickelt, als der Vorderschenkel, dessen ganzer untere Theil die Hand vorstellet, weil es blos aus den Knochen der Handwurzel, der Mittelhand (Carpus, Metacarpus) u. s. w. bestehet? Wenn ein Füllen erst auf die Welt gekommen ist, entdeckt man diesen Unterschied ohne Mühe. Die Vorderschenkel scheinen und sind, in Vergleichung mit den hintern, zu der Zeit in der That viel kürzer, als in der Folge. Darzu kömmt noch, daß die zunehmende Dicke des Leibes, ob sie gleich nicht von den Verhältnissen des Wuchses in die Länge herrühret, wenigstens die Entfernung der Hinterfüße vom Kopfe vergrößert und folglich dem Pferde, wenn es völlig erwachsen ist, hinderlich wird, seinen Kopf mit dem Hinterfuße zu erreichen.

Die Verschiedenheit der Himmelsstriche bringet unter allen Arten von Thieren etwas Unterschiedenes hervor, dessen allgemeine

meine Wirkungen die Mannigfaltigkeit der Arten ausmachen, welche wir nur an den stärksten Abweichungen oder an denjenigen Thieren gewahr werden, die sich am sichtbarsten von einander unterscheiden, ohne auf die darzwischen vorkommende kleine Abänderungen zu merken, welche hier, wie bei allen Sachen, sich bis ins Unendliche zu erstrecken pflegen. Wir selbst haben zu noch häufigern Verwirrungen dadurch Anlaß gegeben, daß wir die Vermischung dieser Arten beförderten, und gleichsam der Natur Trotz geboten, indem wir unsere Himmelsstriche mit afrikanischen und asiatischen Pferden bereicherten. Die französischen Stammarten sind unter der Menge beigeschafter ausländischer Pferde aus allen Theilen der Welt, ganz verschwunden oder unkennbar geworden. In der That ist zum Unterschied der Pferde nichts übrig geblieben, als einige leichte Merkmale, welche der Einfluß des Himmelsstriches nothwendig hervorbrachte. Diese Merkmale würden viel deutlicher und jeder Unterschied viel stärker in die Augen fallen, wenn die Arten jedes Himmelsstriches, sich ohne Vermischung daselbst erhalten hätten. Die kleinen Veränderungen würden weder so häufig,

fig, noch so unmerklich, die größern aber in einer bestimmten Anzahl desto deutlicher und jedem desto kennbarer seyn. Itzo gehört aber Uibung und ziemlich viel Erfahrung dazu, die Pferde von unterschiedenen Ländern sicher zu erkennen. Wir müssen uns hierin ganz allein auf die Nachrichten verlassen, die wir in Reisebeschreibungen, in den Werken geschickter Stallmeister, als der Herrn von Neukastel, von Garsault, de la Gueriniere und anderer, ingleichen in einigen Anmerkungen finden, die uns Herr von Pigneroles, königlicher Stallmeister und Oberhaupt der Akademie zu Angers, mitgetheilet.

Die schönsten Pferde, die man in Europa sehen kann, sind die arabischen. Sie sind größer und völliger, aber doch eben so wohl gebauet, als die barbarischen. Da sie aber in Frankreich unter die höchst seltnen Erscheinungen gehören, so haben die Bereiter über ihre Vollkommenheiten und Fehler keine vollständige Beobachtungen anstellen können. *)

Die

*) S. Herr von Neukastels Reitbahn ꝛc. p. 9. §. 9. von Reizensteins vollk. Pferdekenner ꝛc. p. 10. Ein wahrhaftes arabisches Pferd wird über

Die barbarische Pferde *) sind nicht so selten. Ihr Vorzug besteht in einem dünnen Hals und einer dünnen, aus dem Vorderrosse zierlich hervorgewachsnen Mähne, in einem schönen, kleinen, gemeiniglich etwas krausen Kopfe, schönen, wohlgestalteten Ohren, leichten und platten Schultern, dünnen und recht erhabenen Vorderroß, in kurzen und geraden Nieren, in Flanken und Ribben, die zwar eine zierliche Rundung, aber doch keinen Bauch bilden; in wohl versteckten Hüften, einem gemeiniglich gedehnten Kreuz und etwas hoch angebrachten Schwanze; in wohlgebildeten, selten platten Oberschenkeln, schönen, wohlgebauten, unbehaarten Unterschenkeln; in gehörig entblößten Nerven, wohlgemachten Füßen, aber öfters etwas langen Fessel.

Man über 2 ja bis 3000 Piaster geschätzet und läuft in einem Tage wohl 80. ital. Meilen. Man hält sie auch für sehr gute Schwimmer und Jagdpferde. Herr von Reizenstein hat ein solches auf der VIIten Tafel abgebildet.

M.

*) Diese werden im Neukastel p. 7. §. 2 sehr gut beschrieben und auf der VIIten Platte, unter dem Namen der ausbündigen oder das Muster, ein Barber, Paragon, un Barbe, deutlich abgebildet.

M.

Man hat sie zwar von allen Farben, die gewöhnlichsten aber sind die grauen. Ihr Gang ist ziemlich nachläßig. Es fehlt ihnen aber, wenn sie gut bearbeitet werden, weder an Geschwindigkeit, noch an Kräften. Ihrer Leichtigkeit wegen sind sie zu flüchtigen Läufern ungemein vortheilhaft zu gebrauchen. Sie scheinen vor andern geschickt zu seyn, gute Arten von ihnen zu erziehen, und man würde noch größere Hofnungen auf sie zu setzen haben, wenn sie von größerer Taille wären. Die größten haben etwa vier Fuß, acht Zoll; selten daß man eines von vier Fuß und neun Zoll antrift. Indessen weiß man aus vielfältigen Erfahrungen, daß sie in Frankreich, Engelland und andern Ländern Füllen zeugen, die weit größer werden, als sie selbst sind. Unter den barbarischen Pferden hält man diejenigen für die besten, die aus dem Königreiche Marokko, nach ihnen aber diejenigen, die aus dem Gebirge kommen. Man setzet sie weit über die türkischen, persischen, armenischen und über diejenigen Pferde, welche im übrigen Theile von Mauritanien zu Hause gehören. Alle diese Pferde aus den warmen Ländern sind mit einem kürzeren Haar, als andere bedecket.

Die türkischen Pferde *) zeigen lange nicht ein so vollkommnes Verhältniß aller Theile ihres Leibes, als die barbarischen. Ihr Hals pflegt mehrentheils allzu mager und schmal, ihr Körper zu lang und ihre Schenkel gar zu dünne zu seyn. Dem ohnerachtet haben sie, außer dem Vortheil eines langen Athems, viel Geschicke zu beschwerlichen Arbeiten. Man wird hierin nichts befremdendes finden, wenn man bedenket, daß in den warmen Ländern die Knochen der Thiere weit härter, als in kalten Himmelsstrichen, zu seyn pflegen, und daß, aus diesem Grunde, die erstern immer kräftigere Schenkel, ob gleich dünnere Röhren, als die letztern haben.

Den spanischen Pferden **) hat man billig den zweiten Rang unmittelbar nach den barbarischen, eingeräumet. Sie prangen mit

*) S. Neukastel ꝛc. l. cit. p. 9. §. 8. und die Abbild. Ibid. Tab. IX. ingleichen Herr von Reitzenstein l. cit. Tab. VI.

M.

**) S. Neukastel l. cit. p. 6. und 7. §. 1. und Tab. VI. das stolze oder das spanische Pferd, Le Superbe Cheval d'Espagne. von Reitzenstein l. cit. p. 9. und Tab. V.

M.

mit einem langen, dicken Halse, mit star-
ken Mähnen, einem großen, zuweilen krau-
sen Kopfe, mit langen, aber wohlgestalten
Ohren, feurigen Augen, einer edlen, stol-
zen Mine, dicken Schultern und breiter
Brust. Die Nieren sind mehrentheils etwas
niedrig, die Seiten rund, oft etwas zu
bauchicht. Bei den meisten erblickt man
ein rundes, breites, bei einigen etwas
verlängertes Kreuz. Dabei haben sie schö-
ne, fast unbehaarte Füße, sauber ent-
blößte Nerven, zuweilen, wie bei den
barbarischen Pferden, etwas zu lange
Fesseln, einen zu stark gestreckten Fuß,
wie bei den Mauleseln, und öfters einen
zu hohen Stral.

Die spanischen Pferde von guter Art sind
dick und wohl bei Leibe und nicht sehr hoch.
Sie unterscheiden sich durch die starke Be-
wegungen in ihrem Gange, durch eine vor-
zügliche Geschmeidigkeit, durch ein rasches
Feuer und einen edlen Stolz. Ihr Haar
ist gemeiniglich schwarz oder dunkelbraun;
doch findet man es auch von allerlei Farbe.
Nur höchst selten wird man an ihnen weis-
se Schenkel, oder Nase, gewahr. Die
Spanier hassen diese Art von Zeichnung und
ziehen keine Art von solchen Pferden. Sie
dulden höchstens nur einen Stern an der

Stir-

Stirne und pflegen die Pferde, welche gar nichts Weißes an sich haben, (Zains) eben so hoch zu schätzen, als wir sie verachten. Beide Vorurtheile, ob sie gleich einander völlig entgegen laufen, sind vielleicht eines so wenig, als das andere, gegründet. Denn es giebt eben so wohl vortrefliche Pferde von allen Arten der Zeichnung, als prächtige Pferde, die gar keine Zeichnung haben. Kann wohl ein so kleiner Unterschied auf der Haut eines Pferdes, auf irgend eine Weise das Merk seines Naturels oder seiner innern Leibesbeschaffenheit seyn, da er wirklich von äußerlichen und noch darzu von so geringen Umständen abhänget, daß es nichts, als eine leichte Verletzung der Haut erfordert, um einen weißen Fleck hervor zu bringen. Die spanischen Pferde tragen übrigens alle, sie mögen einfarbig oder gefleckt seyn, das eingebrennte Merkmal der Stuterei, woraus sie gekommen, am rechten Vorderschenkel. Die gewöhnlichen haben keinen sonderlich großen Wuchs; doch pflegt man einige von 4 Fuß und neun bis zehn Zoll anzutreffen. Oberandalusien liefert, wie man glaubt, die besten, ob gleich nicht selten etwas zu langköpfige Pferde. Ihre übrigen seltnen Eigenschaften sind aber gar wohl

fähig, diesen Fehler gänzlich zu verdunkeln. Man rühmt an ihnen vorzüglich den Muth, den Gehorsam, die Annehmlichkeit, den Stolz und eine geschmeidige Biegsamkeit aller Glieder, worin sie auch den barbarischen den Vorzug streitig machen. Durch diese schätzbaren Eigenschaften haben sie zum Kriege, zur Pracht und zur Reitbahn, sich einen gegründeten Vorzug vor allen andern Pferden auf der Welt erworben.

Die schönsten englischen Pferde *) haben, in Ansehnng der Bildung viel Aehnlichkeit mit den arabischen und barbarischen, von welchen sie auch wirklich abstammen. Sie haben zwar einen größern, aber wohl gemachten krausen Kopf, längere, doch wohl gestellte Ohren. Diese könnten schon allein ein zureichendes Merkmal abgeben, die englischen vor den barbarischen Pferden zu erkennen. Im Wuchs zeigt sich aber der Unterschied am stärksten. Die erstern sind vollstützig und viel größer, als die letztern. Denn gemeiniglich pflegen die englischen Pferde die Höhe von 4 Fuß 10 Zoll, zuweilen wohl gar von 5 Fuß zu haben.

Sie

*) S. Neukastel l. cit. p. 7. 8. §. 2. Ingl. Herr von Reitzenstein l. cit. S. 8. Tab. III.

Sie kommen von allen Arten von Farben und Zeichnungen vor, und sind alle stark, muthig, kühn und fähig, die grösten Beschwerden zu dulden. Auf der Jagd und im Rennen machen sie den meisten andern den Vorzug streitig. Doch fehlt ihnen der Vorzug der Annehmlichkeit und Geschmeidigkeit. Uiberdies gehörte zu ihrer Vollkommenheit etwas weniger Härte und mehr Freiheit in den Schultern. *)

Das englische Pferderennen macht oft den Innhalt belustigender Gespräche in Gesellschaften aus. Es giebt wirklich in Engelland ausnehmend geschickte Leute in dieser Art von Ritterübungen. **) Es wird am besten gethan seyn, wenn ich, um hiervon

*) Allen englischen Pferden, sagt Herr Kalm in seiner Reise nach dem nördlichen Amerika, sind die Schwänze ohngefähr eine viertel Elle von der Wurzel des Schwanzes abgehauen. Als ich nach der Ursach fragte, gab man mir zur Antwort: es wäre die Gewohnheit des Landes. Allein sollte man dieses nicht als eine gelegentliche Ursache ansehen können, daß, da sie alle nach der Reihe und nahe an einander angespannet werden, das vorhergehende Pferd, das nachfolgende nicht mit seinem kothigen Schwanze in die Augen schlagen oder solches stark besudeln möge? M.

**) S. des Herrn von Oebschelwitz holländ. Stallmeister ꝛc. Leipz. 1766.

einen Begriff zu geben, hier die schriftliche Erzählung eines vornehmen Mannes, dessen ich schon im ersten Bande dieses Werkes zu gedenken Gelegenheit hatte, nämlich des Mylords, Grafen von Morton, vom 18ten Februar 1748 wiederhole. „Herr Thornhill, Postmeister zu Stillton, that eine Wette, den Weg von Stillton bis nach London in fünfzehn Stunden dreimal hintereinander, oder in dieser kurzen Zeit zweihundert und funfzehn englische (oder zwei und siebenzig französische oder ohngefähr vier und fünfzig deutsche Meilen) auf unterschiedenen Pferden zurück zu legen. Am 29ten April 1745 nach dem alten Stil, ritt er von Stillton ab, vollendete den ersten Ritt bis nach London in drei Stunden, ein und fünfzig Minuten, auf acht unterschiedenen Pferden. Er nahm sogleich den Rückweg und endigte den Weg von London bis Stillton in drei Stunden und zwei und fünfzig Minuten auf nicht mehr, als sechs Pferden. Zur dritten Reise nahm er schon einmal gebrauchte Pferde bestieg deren sieben und endigte diesen letzten Ritt in drei Stunden, neun und vierzig Minuten. Er hatte folglich nicht nur die Wette gewonnen, weil ihm fünfzehn Stunden zu diesem dreifachen Weg eingestanden waren,

son-

sondern ihn so gar viel früher, nämlich in eilf Stunden, zwei und dreißig Minuten, vollendet. Ich glaube kaum, daß in den olympischen Spielen jemals ein so schnelles Wettrennen, als Herr Thornhill gewonnen, vorgefallen seyn mag *).

*) Der Verf. der brittischen Zoology, Hr. Pennant, gestehet zwar selbst, Hr. von Busson habe nichts wichtiges von diesem edlen und stolzen Thiere zu sagen übrig gelassen, indessen haben wir in Ansehung der engl. Pferde, noch unterschiedenes gefunden, was uns einer weitern Bekanntmachung würdig schien. Die Arten der Pferde, sagt Herr Pennant, welche in den unterschiedenen Theilen von Großbrittannien angetroffen werden, sind so vermischt, als die unterschiedenen Familien der Einwohner. Die häufige Einführung ausländischer Pferde hat eine größere Anzahl unterschiedener Arten derselben hervorgebracht, als man irgend in einem andern Lande finden möchte. Jede dieser Arten ist daselbst, durch die gute Wartung und häufige Vermischungen, zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht worden. Von der Geschwindigkeit jener Pferde, welche die Engelländer zum Wettrennen brauchen, versichert Herr Penannt, die newmarketschen Tagebücher führten Beispiele von Pferden an, welche fast in buchstäblichem Verstande geschwinder waren, als der Wind. Er redet von einem damals noch wirklich vorhandenen Pferde, welches mehr als einmal einen Raum von $82\frac{1}{2}$ Fuß in einer Sekunde und beinahe tausend Fuß in einer Minute durchlaufen hat.

Ehemals hatten die italiänischen Pferde in Ansehung der Schönheit, einen großen Vorzug vor den jetzigen; weil man, seit gewissen Jahren, die Stutereien sehr vernachläßiget hat. Indessen hat man doch nea-

Eben dieses Pferd hat in sechs Minuten und 40 Sekunden das geleistet, was man zu Newmarket eigentlich den Kreislauf nennet; oder es hat in der bestimmten Zeit 4 Meilen weniger 400 Ruthen (die Meile 1760 Ruthen und die Ruthe 2 engl. Fuß durchrennet. Diese Geschwindigkeit verhält sich also, zur Geschwindigkeit des flüchtigsten barbarischen Pferdes, wie 4 zu 3. S. Hamb. Mag. XXI. B. p. 442. 443. Es entspringt aber diese Gattung von Pferden aus Arabien, dem Vaterlande der ächtesten und edelsten Arten.

Die englischen Jagdpferde sind eine Vermischung dieser ersten Gattung mit einer andern, die mehr Stärke, aber weniger Geschwindigkeit besitzet. Diese Vermischung ist nothwendig, weil die Stravazen der Jagd eben so viel Kräfte, als Hurtigkeit erfordern.

Die Engelländer haben Zugpferde von bewundernswürdiger Stärke. Man sieht zu London Pferde, die auf einem ebenen und kurzen Platze allein 6000 Pfund fortzuschleppen vermögend sind, und welche die Hälfte dieses Gewichtes, ohne sich anzugreifen, eine beträchtliche Weite hinwegbringen würden. Die Stärke der Last oder Müllerpferde ist noch viel außerordentlicher. Einige tragen wohl drei Mak, jedes wenigstens 70 engl. Pfund schwer. Eine noch größere Last, als die kleine Gattungen von Kameelen tragen können!

Die

neapolitanische Pferde von vorzüglicher Schönheit, besonders zum Gespanne. *) Uiberhaupt betrachtet, bestehet ihr Fehlerhaftes in einem großen Kopf, dicken Halse und in einer Ungelehrigkeit, welche die Abrichtung derselben ungemein beschwerlich macht. Zur Entschädigung für diese Fehler haben sie uns einen vollkommnen Wuchs, einen Stolz und einen Anstand in ihren Bewegungen anzubieten, der wenig seines Gleichen hat. Sie sind also wegen ihres natürlichen Hanges zum Stolziren, ungemein geschickt, Paradepferde von den Kutschen abzugeben.

Die inländischen Arten englischer Pferde taugen gar nicht zum Kriege. Die von den Engelländern hierzu bestimmte Pferde werden aus einer Vermischung der flandrischen mit den deutschen Arten erzeuget, welche durch Erdreich und gute Wartung verbessert worden. Durch den großen Ruf der englischen Pferde, ist die Ausführung derselben aus dem Lande zu einem großen Zweige der Handlung gediehen. S. Berl. Mag. I. B. S. 552. ꝛc.

M.

*) Von dem neapolitanischen Läufer lese und sehe man im Herzog von Neukastel l. cit. p. 9. § 7. Tab. VIII. und Herrn von Reitzenstein. l. cit. Tab. III. p. &

M.

Der schöne vollstützige Wuchs der dänischen Pferde *) hat ihnen zu Gespannen vor allen andern einen Vorzug verschaffet. Vollkommen wohl gebildete Pferde trift man in Dännemark in sehr geringer Anzahl. Den meisten fehlt es an einer völlig regelmäßigen Bildung. Die Fehler eines dicken Halses, großer Schultern, langer und niedriger Nieren und eines, in Vergleichung mit der Breite des Vordertheils, allzu schmalen Kreutzes, ist fast allen dänischen Pferden eigen. Weil sie aber alle durch schöne Bewegungen sich hervorthun, sind sie doch überhaupt im Kriege und zu Gespannen sehr vortheilhaft zu gebrauchen. Man findet sie von allen möglichen Farben. Die besondere Farben, als Schäcken und Tiegerpferde, sind fast nirgends, als unter dänischen Pferden anzutreffen. **)

Deutsch-

*) S. Neukastel l. c. p. 9. §. 5. In Dännemark sagt er, giebt es mehr Springer, als irgend in einem andern Theile der Welt. Cf. Herr von Reitzenstein l. cit. p. 7. Die häufigsten kommen aus Jütland und die besten aus der Landschaft Tye. M.

**) Herr Halle in seiner Nat. Gesch. vierf. Thiere S. 230. sagt von den dänischen Pferden: Sie haben eine schöne völlige Taille, um deren Willen man sie zum Gespanne fast allen andern vor-

vorziehet. Außerdem sind sie von dickem Halse, starken Schultern, zum Kriege und vor die Kutschen sehr tauglich: in Ansehung des Naturels gelassen, gelehrig und unerschrocken. Sie werden aber leicht wieder verzagt. Sie wollen aufgemuntert seyn und geben auch geschickte Schulpferde. „ Herr Savary beschreibet sie im Dict. de Commerce Tit. Chevaux beinahe mit eben den Worten als Herr von Buffon. Die ausführlichste Nachricht von ihnen findet man in Pontoppidans Nachr. von Dännemark. Kopenh 1765 4to p. 152. „Die „dänischen Pferde haben von uralten Zeiten „her den Vorzug vor vielen andern gehabt. In der Geschichte des wendischen Krieges reden die Scriptores medii aevi von den dänischen Soldaten als von einem Volke, das seine größte Ehre in der Seefahrt und Reiterei suchte, wozu auch die Lage des Landes und gute Grasung Anleitung genug gaben. Auch Herr Vernon sagt in seiner Voyage p. 542. Il n'y point de Cavallerie mieux montée et meilleure que celle de Dannemarc, "

Von den Stutereien sagt der Prokanzler, sie wären vor Zeiten häufiger, als jetzo gewesen, da man eingesehen, daß der Ochsenhandel und die sogenannten Holländereien einträglicher wären. Der Verf. verdienet über diesen Punkt selbst nachgelesen zu werden. — In Ansehung des Haares pflegen sie größtentheils kastanienbraun oder schwarz, zum Theil auch Apfelschimmel, nur wenige aber gelb, fahl oder weiß zu seyn. Eines von den Dingen, welche die dänischen Pferde besonders ansehnlich machen, ist ihr langer und vollständiger Schweif, welcher auch in guten Ställen nicht gekämmet, sondern blos mit einen wollenen Lappen, des Schweißes wegen, abgetrocknet wird, und zwar eine Locke nach der andern. Vorzüglich hütet man sich, ohne Noth ja nie ein Haar auszureißen. leg. Pontopp. M.

Deutschland *) ist mit sehr schönen Pferden versehen. Die ungewöhnliche Schwere und der Mangel eines starken oder langen Athems pflegen ihre Hauptfehler auszumachen, ob sie gleich meistentheils von türkischen oder arabischen, auch wohl spanischen und italiänischen Pferden abstammen, womit man daselbst die Stutereien unterhält. Man kann sie daher zur Jagd und zum geschwinden Laufen so gut lange nicht, als andere gebrauchen. Die ungarischen **) hingegen und siebenbürgischen ꝛc. Pferde sind bei weitem nicht so schwer und als gute Läufer bekannt. Die Husaren und Ungarn schlitzen ihnen die Nasenlöcher auf, und zwar, wie man glaubt, in der Absicht, um ihnen mehr Athem zu geben und ihnen dadurch das Wiehern im Kriege zu verbieten. Denn man giebt vor, daß es Pferden mit aufgeschlitzten Nasenlöchern unmöglich sey, zu wiehern. Ich habe zur nähern Untersuchung der Wahrheit dieses Vorge-

*) Man lese von den deutschen Pferden den Neukastel l. c. p. 9. § 6. und Herr von Reitzenst. l. c. p. 7. Tab. II. M.

**) Von den Pferden in Ungarn, Polen, der Ukräne, in der Moldau, der Wallachei, der Tartern und Kalmucken, S. Hr. von Reitzenstein ꝛc. l. c. p. 9. M.

gebens keine Gelegenheit gehabt: allein meines Erachtens könnte dieses blos den Nachdruck im Wiehern schwächen. Man hat an den ungarischen, kroatischen und polnischen Pferden die Bemerkung gemacht, daß sie nicht leicht ihre Zähne abnutzen und also von Natur darzu geneigt sind, Beguts, oder Pferde von unkennbarem Alter vorzustellen. *)

Die holländischen Pferde schicken sich besonders gut vor die Kutschen und sind in Frankreich die gewöhnlichsten Kutschenpferde. Die vorzüglichsten kommen aus der Provinz Friesland; **) doch pflegen auch die Lan-

*) Man pflegt im Französischen, ein Pferd Begu oder Baigu zu nennen, welches die Zeichen seines Alters immerfort, zuweilen an allen Zähnen, behält, dessen Alter folglich an den Zähnen gar nicht zu erkennen ist. S. v. Garsaults Unterricht ꝛc. p. 22 und Dict. Encyclop. Tom. II. p. 585 Art. Bégu. M.

**) Da wir von den meisten ausländischen Pferden in den hin und wieder angeführten Schriftstellern gute Abbildungen angetroffen und angezeigt, von dem frisischen Pferd aber nirgends als im Johnstohn eine Zeichnung gesehen, so haben wir auf der 2ten Tafel die Abbildung desselben beifügen und unsern Leser etwas näher mit dieser Art bekannt machen wollen. Das frisische Pferd sieht nicht so klug aus,

als

Lande Jülich und Bergen gute Arten zu liefern. Die flanderische Pferde stehen weit unter den holländischen. Die meisten von jenen sind durch einen großen Kopf und platten Huf entstellet. Sie bekommen leicht den wäßrigen Geschwulst an den Schenkeln. *) Zween wesentliche Mängel der Kutschenpferde!

In

als das englische; allein es ist in allen Fällen ungemein brauchbar. Der Herzog von Neukastle sagt im angeführten Buche S. 8. es könne nicht leicht ein ander Pferd auf der Reitschule, im Zweikampf und im Kriege nützlichere Dienste leisten, als ein frisisches. Es ist kühn, nähret sich von allerhand Sachen, erträget eben so leicht Frost, als Hitze. Es trägt seinen Reiter mit vielem Anstand, ist beherzt und seines Ganges gewiß. Bei aller Geschicklichkeit in Uibungen, bei aller seiner Stärke und Geschwindigkeit im Laufen, fehlt es ihm doch an der Dauer; denn es hat so viel Athem nicht, als ein barbarisches Pferd. Herr von Reitzenstein l. cit. p. 8. beschreibt sie als die stärksten, größten und besten Kutschenpferde, worauf man am päbstlichen Hof jederzeit viel Kosten verwendet. Uibrigens pflegen sie ungemein haarig, besonders an den Füßen zu seyn. S. Tab. II. M.

*) Les eaux aux jambes. Dieser Zufall äußert sich durch eine stinkende Feuchtigkeit oder durch ein scharfes Eiter, welches, ohne die Theile anzufressen, durch die Oefnungen der Haut schwitzet und sehr leicht in den Gliedschwamm übergehet. Dict. Encyclop. l. VI. p. 430. Beson-

In Frankreich hat man allerlei Arten von Pferden, die schönen machen aber nur die kleinste Zahl derselben aus. Die schönsten Reitpferde bekömmt man daselbst aus Limosin. Diese haben mit den barbarischen ziemlich viel Aehnlichkeit, und sind auf der Jagd, wie diese, vortreflich zu gebrauchen; allein ihr Wachsthum geht sehr langsam von statten. Sie verlangen in ihrer Jugend außerordentlich viel Schonung und können vor dem achten Jahre nicht füglich zur Arbeit gebrauchet werden. Auch in Auvergne, in Poitou, in Morvant und Burgund fehlt es nicht an guten Kleppern. Nach Limosin aber liefert ohnstreitig die Normandie die schönsten Pferde, die zwar nicht so vorzüglich zur Jagd, aber sehr wohl im Kriege zu brauchen sind; besonders da sie völliger werden und ihr volles Wachthum früher erreichen. In der Niedernormandie und in Contentin ziehet man schöne Kutschenpferde, die welt leichter und dauerhafter sind, als die holländische Pferde. Aus Franche Comté, und Boulonis bekömmt man sehr gute Zugpferde.

sonders Herrn von Reitzensteins vollkommner Pferdekenner ꝛc. Uffenheim 1764. 4to 2ter Th. p. 168 von dem Wasser. M.

de. Allzugroße Schultern sind eigentlich der allgemeine Fehler der französischen Pferde; an den barbarischen tadelt man die allzu nahe zusammenliegende Schultern.

Dies wäre demnach die Liste der bekanntesten Arten von Pferden. Jetzt wollen wir nur noch erzählen, was die Reisenden von ganz fremden und weniger bekannten Pferden aufgezeichnet hinterlassen. Auf allen Inseln des Archipelagus giebt es vortrefliche Pferde. Die kretischen Pferde *) hatten sich bei den Alten durch ihre Behendigkeit und Geschwindigkeit, einen grossen Ruhm erworben. Indessen pflegt man sich derselben itzt in diesem Lande selbst nur wenig zu bedienen, weil es einen gar zu rauhen Boden und allenthalben zu viel Unebenheiten und Berge hat. Die schönsten Pferde dieser Inseln, sogar die barbarischen, sind eigentlich von arabischer Herkunft. Die einheimischen Pferde des Königreiches Marokko sind viel kleiner, als die arabischen, dabei aber ungemein leicht und munter. **) Herr Shaw ***) beschreibet die

*) Man sehe Dappers Beschr. der Inseln des Archipelagus (Franz. Ausg.) p. 462.

**) S. L' Afrique de Marmol. à Par. 1667. Tom. II. p. 124.

***) S. Les voyages de M. Shaw, traduits en franc.

die Vorzüge der egyptischen und tingitanischen Pferde sehr deutlich. „Das Pferd, sagt er, der Stolz und das unterscheidende Kennzeichen Numidiens ist in den „neuern Zeiten sehr ausgeartet; oder die „Araber haben vielmehr den Muth verloren, viele Sorgfalt auf eine schöne Zucht „zu wenden, weil sie alle Augenblicke in „Gefahr stehen, von den türkischen Offizieren beraubet zu werden. Heut zu Tage „stehen daher die Egyptier und Tingitaner mit Recht allein in dem Rufe, daß „sie die besten Pferde ziehen, den sie vor „ohngefähr hundert Jahren, blos mit ihren Nachbaren theilen durften. Jetzo ist „ein tüchtiges und wohl abgerichtetes barbarisches Pferd nicht zu Grunde zu richten. Es steht still und ist ruhig, wenn „der Reiter absteigt und den Zügel nachläßt; es geht einen langsamen Schritt, „und in völligem Rennen ist es ganz kurz „und mit leichter Mühe aufzuhalten. Die „erste

franc. à la Haye 1748. Tom. I. p. 308. Wir haben seine eigne Worte, aus der deutschen Uibersetzung seiner Reise 1 Th. S. 147 hergesetzt, weil sie etwas ausführlicher, als Hrn. von Buffons Auszug war. M.

„erste von diesen Tugenden beweiset die „Güte und Vortreflichkeit des Pferdes; die „letzte hingegen die Geschicklichkeit und „Kunst des Reiters. Andere Bewegungen „werden in diesen Ländern weder geübet, „noch geschätzet. Die Einwohner halten es „für unanständig, zu traben oder einen „Paß zu reiten. Doch haben die egyp„tischen Pferde mit Recht einen Vorzug „vor allen andern, sowohl um ihrer „Größe als um ihrer Schönheit wil„len. Das kleinste ist meistens an sechzehn „Fäuste hoch, und, nach ihrer Art zu re„den, wie ein Antilop oder Gazelle gestal„tet. Der gewöhnliche Preis des besten „barbarischen Pferdes ist zwischen drei bis „400 Thalern." *)

Nach

*) D. Richard Pokock in seiner Beschreibung des Morgenlandes, 2te Aufl. Erl. 1771. 4to p. 309 bestätiget mit wenig Veränderungen, was Shaw von den egyptischen Pferden behauptet. „Die Pferde, sagt er, sind hier (in Egypten) „sehr gut, besonders die oberegyptischen, welche aus Arabien und aus Barbarien kommen. Sie haben aber dennoch einen großen Fehler, „daß nämlich ihre Hälse gemeiniglich sehr „kurz zu seyn pflegen. Die Egyptier schätzen „ihre Pferde, wie ihre Frauenzimmer, nach „der Größe. Sie laßen sich ungemein gut ab„richten. Ihre vier Schenkel sind allemal im „Stall und auf dem Felde gebunden. Es „scheint, als ob sie gar nicht wüßten, daß sie

hin

Nach Herrn Marmol *) oder vielmehr nach Leo dem Afrikaner **), welchen Marmol hier beinahe wörtlich ausgeschrieben, sind alle arabische Pferde Abkömmlinge der wilden Pferde in dem wüsten Arabien. Denn von diesen waren in den ältesten Zeiten so viele Stutereien angelegt, daß endlich ganz Asien und Afrika von Pferden wimmelte. Sie waren so leicht und flüchtig, daß einige von ihnen mit dem Strauß

„hinten ausschlagen könnten. Sie haben einen „guten Schritt, traben niemals und galopi„ren sehr geschwinde. Sie wenden sich schleu„nig und bleiben in einem Augenblick stehen. „Doch sind sie nur zu Spazierreisen bequem. Sie „können keine sonderlich weite Reisen thun, und „bleiben gemeiniglich alle Stunden oder alle zwo „Stunden stehen, um sich tränken zu lassen. Man „füttert sie selten und nicht mehr, als einmal des „Tages." Eben dieses bekräftiget auch Thomson in seinen Travels through Turkey in Asia the Holy Land, Arabia, Egypt and other parts of the World, Wovon die Mannigfaltigkeiten. II. Jahr. B. 1771 p. 619 nachzulesen. Die Ursache, warum die Vermehrung der Pferde den Israeliten verbothen worden, findet man im Hamb. Mag. XXI. B. p. 295 bis 298.

M.

*) Man sehe l'Afrique de Marmol Tom. I. p. 50.

**) S. Leonis Africani de Africa descript. Tom. II. p. 750. 751.

in die Wette liefen und ihm im Laufen vorkamen. Die Einwohner in den Wüsten Arabiens, ingleichen die lybischen Völker, ziehen eine große Menge solcher Pferde zur Jagd. Auf ihren Reisen aber und im Streite machen sie keinen Gebrach davon. Haben sie Gras vorräthig, so schicken sie selbige auf die Weide, im widrigen Fall machen Datteln und Kamelmilch ihre Nahrung aus. Bei diesem Futter werden sie kräftig und bleiben immer leicht, flüchtig und mager. Den wilden Pferden legen sie Schlingen und essen ihr Fleisch, weil nach ihrer Aussage, junges Pferdefleisch ein leckerhaftes Essen ist. Diese wilde Pferde sind viel kleiner, als die andern. Gemeiniglich haben sie ein aschgraues, oft auch ein weißes Haar, auch kurzen struppichten Schwanz und Mähnen. Andere Reisende *) haben uns mit sonderbaren Erzählungen, von den arabischen Pferden unterhalten, wovon wir nur das Merkwürdigste hier in einem Auszug beifügen wollen.

Der

*) S. Le Voyage de Mr. de la Rocque fait par ordre de Louis XIV. à Par. 1714 p. 194 &c. Hist. generale des Voyages. Par. 1746 Tom. II. p. 626.

Der armseligste unter den Arabern hält seine Pferde. Gemeiniglich nehmen sie zu zu ihren Reitpferden lauter Stuten, weil sie durch Erfahrungen belehret worden, daß diese weit fähiger, als die Hengste sind, Hunger, Durst und Strapazen auszuhalten. Sie haben überhaupt weniger Fehlerhaftes, mehr Sanftmüthiges und nicht so viel Neigung zum Wiehern, als die Hengste. Sie gewöhnen diese Thiere zu einer solchen Eintracht, daß ganze Heerden, zuweilen Tage lang, ihrem eignen Willkühr überlassen, zusammen seyn können, ohne nach einander zu schlagen, oder sich irgend etwas zuwider zu thun. Da nun die Türken sich mehr um Hengste bemühen, so verkaufen ihnen die Araber alle diejenigen, welche sie nicht als Zuchthengste nöthig haben. Sie wenden von langen Zeiten her unglaubliche Sorgfalt an, die Arten ihrer Pferde zu erhalten. Sie kennen ihre Abkömmlinge, ihre Verwandschaften und ganzes Geschlechtsregister. Sie bezeichnen jede Art mit einem besondern Namen und machen drei Klassen aus denselben. Zum ersten gehören die edlen Pferde, die sich von beiden Seiten in einer unvermischten, reinen Art erhalten und sich eines alten Herkommen zu rühmen haben. In die zwote bringen sie

diejenigen, welche zwar alte gute Verahnen zählen, aber ihr altes Geschlechte durch eine Vermischung mit Stuten von unedlerer Art entehreten. Zur dritten rechnen sie alles, was man den Pöbel von Pferden zu nennen pfleget oder alle Pferde, die nicht von Familie sind. Die letztern verschleudern sie für einen geringen Preis; allein auf die edlen Pferde der ersten Klasse, auch auf die von der zweyten, welche den erstern nicht viel nachgeben, werden von den Arabern unerhörte Preise gesetzet. Niemals lassen sie die Stuten des erstern edeln Geschlechtes von einem andern Hengst belegen, als der mit ihnen gleichen Rang und Eigenschaften hat. Durch Hilfe langweiliger Erfahrungen haben sie von allen Arten der Pferde, welche ihnen und ihren Nachbarn angehören, die genaueste Kenntnis. Name, *) Beiname, Haar und Zeichnung, alles ist ihnen aufs pünktlichste bekannt. Wenn es ihnen an Zuchthengsten von altem Herkommen fehlet, so erkaufen sie einen von ihren Nachbarn zur Belegung ihrer Stuten. Die Reinigkeit ihrer Pferdegeschlechter ist bei ihnen ein so wich-

*) S. allgem. Reisen II Th. S. 488.

wichtiger Artikel, daß eine Stute vom ersten Range nicht ohne die Gegenwart glaubwürdiger Zeugen beleget werden darf. Diese müssen hernach, in Gegenwart des Sekretärs vom Emir oder anderer in öffentlichen Aemtern stehender Personen, ein unterschriebenes und besiegeltes Zeugniß ausstellen, worin der Name des Hengstes, der Stute und beiderseitiges Ahnenregister aufgezeichnet wird. So bald nun das edle Füllen zur Welt kömmt, werden von neuem Zeugen beigerufen und ein anderes Zeugniß ausgefertiget, worin eine genaue Beschreibung des neugebornen Füllens und eine richtige Anzeige des Tages seiner Geburt enthalten ist. Diese Briefe bezeugen den hohen Werth solcher Pferde und müssen den Käufern allemal überantwortet werden. Das schlechteste der ersten Klasse wird nicht unter fünfhundert Thalern, einige so gar um vier, fünf bis sechstausend Livres verkauft.

In so fern die Araber, statt eines Hauses, blos ein Zelt haben, so muß ihnen dieses zu gleicher Zeit statt einer Wohnung und eines Stalles dienen. Stuten, Füllen, Mann, Weib, Kinder, alles liegt hier vermischt unter und neben einander. Oft sieht man hier die kleine Kinder über

den Leib, oft über den Hals der Stute oder ihres Füllens ausgestreckt liegen, ohne daß ihnen diese Thiere den mindesten Schaden oder Beschwerde zufügen sollten. Sie scheinen, aus Besorgniß, ihnen ein Leid anzuthun, sich kaum die kleinste Bewegung zu erlauben, und sind an diese Vertraulichkeit mit der ganzen Familie des Zeltes dermaßen gewöhnet, daß die Kinder ungestört mit ihnen tändeln können, wie sie wollen. Die Araber schlagen ihre Pferde niemals. Vielmehr gehen sie ungemein liebreich mit ihnen um; sie reden und unterhalten sich mit ihnen, sie pflegen und warten dieselbe aufs angelegenste, *) lassen sie fast immer im Schritte gehen und verursachen ihnen, ohne Noth, niemals eine Strapaze. So bald sie aber merken, daß man sie mit der Ecke des Steigbiegels in der Seite kützelt, ziehen sie plötzlich aus, und rennen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fort. Uiber Hecken oder Zäune und Graben setzen sie mit der Leichtigkeit eines Hirsches, und sind so wohl abgerichtet, daß, wenn ihr Reiter ohngefähr herunter fällt, sie auch im flüchtigsten Galop, gleich anhalten.

Die

*) S. allgemeine Reisen. l. c.

Die arabischen Pferde sind insgesammt von mittlerem Wuchse, ungezwungener Leibesgestalt und ehe mager, als fett. Die Eigenthümer putzen sie Morgens und Abends so regelmäßig und mit so vieler Sorgfalt daß auf ihrer Haut auch nicht das mindeste von Unreinigkeit übrig bleibet. Sie waschen ihnen fleißig die Schenkel, Mähnen und Schweife; letztere verschneiden sie niemals und kämmen sie auch nur selten aus, um die Haare zu schonen und keines davon auszureißen. Den ganzen Tag über bekommen sie nichts zu fressen, sondern blos zwei oder dreimal zu saufen. Bei Sonnen Untergange hängen sie ihnen einen Sack an den Kopf, worin ohngefähr ein halber Scheffel reiner Gerste befindlich ist. Die Nacht ist also die eigentliche Futterungszeit für diese Pferde; daher man ihnen auch den Sack nicht eher, als des Morgens früh, wenn er ganz ausgeleeret ist, wieder abnimmt. Im März, wenn das Gras hochgeschoßen ist, werden sie auf die Weide gebracht und die Stuten zu eben der Jahreszeit beleget. Man ist sehr aufmerksam darauf, ihnen, so bald sie beleget sind, gleich kalt Wasser auf das Kreuz zu giessen. Wenn die Frühlingszeit vorbei ist, holt man die Pferde von der Weide zurück

und giebt ihnen das ganze Jahr hindurch weder Gras, noch Heu, auch nur höchst selten Stroh, zu fressen. Aus Gerste besteht eigentlich ihre ganze Nahrung. Wenn die Füllen ein Jahr oder achtzehn Monate alt sind, ist man darauf bedacht, ihnen durch Verschneidung der Haare, zu längern und dickern Mähnen behilflich zu seyn. So bald sie zwei oder höchstens drittehalb Jahre haben, werden sie schon zu Reitpferden gebraucht. Sattel und Zügel werden ihnen ehe nicht, als in diesem Alter, angeleget. Und so müssen alle arabische Pferde, von früh bis auf den Abend, gesattelt und gezäumet, täglich vor dem Eingang des Zeltes stehen. *)

Die

*) Von den Pferden der moskowitischen Lande giebt uns ganz neuerlich der Herr Prof. Pallas im 1. Theil seiner Reisen durch versch. Provinzen des russischen Reiches, Petersb. 1771 4to, viel merkwürdige Nachrichten. Die jaikischen Kosaken, sagt er S. 282, halten sich besonders nur Hornvieh, und Pferde. Beide gedeihen in diesem warmen Landstrich vortreflich und gelangen zu einer schönen Größe. Die Pferde pflegen an Muth, Stärke und Schönheit keinem russischen Pferd etwas nachzugeben. Man hat sie gewöhnt, sich im Nothfall Sommer und Winter hindurch auf der Trift selbst zu nähren. Fast nur alsdann bekommen sie Heu und besseres Futter, wenn man sie zu

schwe-

Die Art oder die Raße dieser Pferde hat sich in der Barbarei, bei den Mauren und sogar bei den Negern des Flußes Gambia und in Senegal ausgebreitet. Die Herrschaften dortigen Landes halten sich einige Pfer-

schweren Arbeiten bei der Fischerei nach Hause nimmt. Man pflegt hier kein Pferd zu beschlagen, wodurch sie auf dem trocknen Boden einen schönen und harten Huf bekommen. — Die Kalmuken, heißt es S. 314, halten durchgängig mehr Pferde, als Hornvieh, und die Stutenmilch ist ihnen die angenehmste, weil sie, blos gesäuret, schon so geistig wird, daß zwo bis drei große Schalen wohl hinlänglich sind, einen kleinen Rausch zuwege zu bringen. Daher bedient man sich im Sommer fast allein dieser Milch zum gemeinen Getränk und Brandwein machen. — Die Pferde der Kirgisen sind wenig von den kalmukischen unterschieden. S. p. 397. doch pflegen sie etwas höher von Wuchse zu seyn. An Wildheit und Flüchtigkeit sind sie jenen gleich, und ebenfalls gewöhnt, den ganzen Winter ihr Futter unter dem Schnee hervorzuscharren, wodurch dem übrigen Vieh zugleich das Weiden erleichtert wird. Sie vertheilen ihre Pferde in Tabunen, bei deren jeder sie nur einen Hengst lassen, die übrigen Hengstfüllen aber geschnitten werden. Der Tabunenhengst steht seinen Stuten so gut vor, als ein Hirsch, und hält sie ordentlich beisammen. Wenn aber eine Stute sich entfernt, und einen fremden Hengst zugelassen hat, soll er dieselbe nicht mehr in seinem Trupp leiden. Sie werden gemeiniglich alle so belegt, daß die Füllen vom Februar bis in den Mai fallen.

M.

Pferde von außerordentlicher Schönheit *). Man füttert sie statt der Gerste oder des Ha-

*) Herr Adanson in seiner Voyage au Senégal, à Par. 1757 p. 160. erzählt bei Gelegenheit eines Balls, dem er selbst beigewohnet, ein merkwürdiges Beispiel von der Geschicklichkeit und grossen Fähigkeiten dortiger wohl abgerichteter Pferde. „Nachdem die versammelten Menschen, sagt er, sich durch unanständiges Tanzen und Springen ermüdet hatten, veränderte sich der Auftritt. Alles gieng auf die Seite, den Vornehmen und Herrschaften der Gegend Platz zu machen. Es wurde gleich ein ansehnlicher Kreis eröfnet, in welchen diese auf prächtig ausgeschmückten Pferden eindrangen. Man kann in der That nichts lustigers sehen, als wie diese stolze Springer in diesem Augenblick ihre natürliche Hitze zu verläugnen wusten, um sich nach der Absicht des Festes zu bequemen. Künstlich hoben sie die biegsamen Schenkel, und setzten die Füße mit bewundernswürdiger Leichtigkeit gleichsam taktmäßig auf die Erde nieder. Alle Bewegungen ihres Körpers richteten sich mit einer unglaublichen Genauigkeit nach dem Klange der Instrumente. Kurz, man konnte sich unter ihrem ganzen Betragen nichts natürlichers denken, als einen geschickten und richtig abgemessenen Tanz. Es schien, als ob das Fest blos um ihretwillen angestellet wäre, so starken Antheil nahmen sie daran, und so gerührt waren sie bei dem Zuruf und lauten Beifall der gegenwärtigen Zuschauer. Unmöglich könnte man ein herrlicheres Schauspiel erdenken, als mir diese zu einem so stolzen Tanz abgerichtete Pferde gaben; besonders da nicht leicht ein anderes den barbarischen Pferden in Senegal an Schönheit und Feinheit gleich kömmt. Die Reuter selbst trugen in der That nicht

Hafers mit gestoßenem oder in Mehl verwandeltem türkischen Korn, und pfleget es, wenn man sie gern fett sehen will, mit etwas Milch zu vermischen. Sonderbar ist es, daß man sie in einem so warmen Himmelsstrich nur so selten saufen läßt *). Auf einer andern Seite haben die arabischen Pferde sich auch in Aegypten, in der Türkei und vielleicht auch in Persien vermehret, wo man ehemals beträchtliche Stutereien angeleget hatte. Markus Paul **) gedenket einer Stuterei von zehntausend weißen Stuten, und versichert zugleich, daß

nicht wenig zur Annehmlichkeit aller dieser Spiele bei. Sie führten ihre Pferde vortreflich an, und ließen sie auf die geschickteste Weise alles nachmachen, was sie vorzustellen Lust hatten. Bald schienen sie durch ihre geübte Bewegungen einen feindlichen Anfall, bald ein Ringelrennen, bald eine Jagd, bald einen Tanz nachzuahmen. Alle Arten geschickter Uibungen waren vollkommen in ihrer Gewalt, und man muß gestehen, daß hier die Pferde nicht weniger gelehrig und künstlich, als schön und wohlgebauet sind.

M.

*) S. l'Histoire générale des Voyages Tom. III. p. 297.

**) S. La Description géographique de l'Inde par Marc Paul,, Venetien, à Par. 1566. Tom. I. p. 41, & Liv. I. p. 21,

daß in der Provinz Balascien sich eine Menge großer und leichter Pferde befinden, deren Hufe man wegen der vorzüglichen Härte des Horns gar nicht nöthig hätte zu beschlagen.

Die morgenländischen Pferde sind insgesammt, wie die persischen und arabischen, mit einem festen Horn versehen. Man beschlägt sie aber dennoch mit ganz dünnen leichten Eisen, die man überall annageln kann. In der Türkei, in Persien und Arabien hat man auch einerlei Art und Weise sie zu warten, zu füttern, und ihren eignen Mist unterzustreuen. Wenn dieser vorhero, um ihm den Geruch zu benehmen, in der Sonne getrocknet, und zu Staube gemacht worden, so pfleget man ihn ungefähr vier bis fünf Zoll dick in den Stall oder in das Zelt zu streuen. Eine solche Streue kann sehr lange dauren; dann wann sie von neuem unrein geworden, nimmt man sie weg, um ihr durch ein wiederholtes Trocknen an der Sonne den üblen Geruch völlig zu benehmen.

Man hat in der Türkei arabische *), ungarische und einheimische Pferde. Die letz-

*) S. Tournefort Voy. du Levant, à Amsterd. 1718. Vol. II. p. 28. Es ist nicht leicht ein Land,

letztern sind sehr schön und fein *); sie zeigen ein lebhaftes Feuer, viel Geschwindigkeit und keine geringe Annehmlichkeit; allein wegen ihrer natürlichen Weichlichkeit sind sie gar keiner anhaltenden Strapazen fähig. Sie fressen wenig, erhitzen sich leicht, und haben auf der Haut eine Art von Empfindlichkeit, welche ihnen sogar das Reiben mit einem Striegel unerträglich machet. Sie werden dahero blos mit einer Kartetsche gebürstet und gewaschen. Ob man also gleich diesen Pferden die Schönheit nicht absprechen kann, so müssen sie doch, wie man leicht einsiehet, den arabischen, ja sogar den persischen, weit nachste-

wo die Pferde besser gewartet und gereinigt werden, als in der Türkei. Man füttert sie daselbst mit wenig Gerste und Hexel, wovon ihnen alle mal Abends und Morgens etwas gegeben wird. Den Tag über bekommen sie nichts, und werden dadurch zu großen Reisen geschickt gemacht. Denn man sagt von den Pferden besonders, die aus Arabien und aus den Gegenden Babylons abstammen, daß man mit ihnen in einem Futter, ohne sie einmal abzuzäumen, dreißig französische Meilen zurücklegen könne. Ihre Schenkel sind unvergleichlich, übrigens aber haben sie weder ein schönes Kreuz, noch einen vorzüglichen Hals.

M.

*) S. Voyages de Mr. Dumont, à la Haye 1699. Tom. III. p. 253.

stehen, weil die letztern unmittelbar auf jene folgen, und nach ihnen *) in ganz Orient für die schönsten und besten Pferde gehalten werden. Die Weiden der Ebenen von Medien, Persepolis, Ardebil und Derbent sind unvergleichlich. Auf Befehl der Regierung ziehet man daselbst eine ungeheure Menge von Pferden. Die meisten sind sehr schön, und sie können fast alle vortreflich heißen.

Pietro della Valle **) ziehet sogar die gemeinen persischen Pferde nicht allein den italiänischen überhaupt, sondern sogar den vortreflichsten neapolitanischen Pferden vor. Gemeiniglich sind sie von einem sehr mittelmäßigen Wuchs ***). Es giebt sogar einige sehr kleine ****), denen man aber deswegen nicht weniger Vorzüge, nicht weniger Stärke zutrauen darf. Indessen finden sich auch Pferde genug von einem größern Wuchs,

*) S. Voyages de Thevenot. à Par. 1664. Tom. II. p. 220, ingleichen Voy. de Chardin. Amst. 1711. Tom. I. p. 25. ꝛc. Adam Olearius Reisebeschreibung. Schleßw. 1671. p. 573.

**) S. Voy de Pietro della Valle. à Rouen 1745. in 12. Tom. V. p. 284. ꝛc.

***) S. Les Voyages de Tavernier. à Rouen 1713. T. II. p. 19. 20.

****) S. Les Voy. de Thevenot. Tom. II. p. 220.

Wuchs, als die englische Reutpferde *). Sie haben insgesammt einen leichten Kopf, einen feinen Hals, eine schmale Brust, wohlgemachte und gutgestellte Ohren, dünne Schenkel, ein schönes Kreuz und hartes Horn. Dabei sind sie gelehrig, lebhaft, leicht, kühn, muthig, und zu Duldung der größten Strapazen geschickt. Sie laufen mit einer außerordentlichen Hurtigkeit, ohne jemals müde zu werden oder zu fallen. Sie sind immer wohl bei Kräften und mit wenig Futter zu erhalten; denn sie begnügen sich mit einem Gemische von Hexel und Gerste, welches man ihnen in einem Sack an den Kopf hänget. Nur im Frühjahr werden sie etwa sechs Wochen lang auf die Weide gebracht. Man pflegt ihnen den Schweif nie abzukürzen, und was das heiße: ein Pferd werfen, und zum Wallach machen, ist ihnen gänzlich unbekannt. Zur nöthigen Beschützung wider die Ungemächlichkeiten der Luft pflegt man ihnen Decken aufzulegen, und sie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit zu warten. Man regieret sie ohne Sporn blos durch einen Zaum, und bereichert sowohl die Türken,

als

*) S. Les Voyages de Chardin. Tom. II. p. 25.

als vornämlich Indien, mit einer Menge solcher schönen Pferde. Alle Reisende, welche die persischen Pferde noch so angelegentlich rühmen, kommen dennoch genau darin überein, daß die arabische Pferde dieselben sowohl an Hurtigkeit und Muth, als an Schönheit übertreffen, und in Persien selbst weit mehr, als die schönsten einheimischen Pferde gesuchet werden.

Die Pferde, die aus Indien stammen, sind von keiner sonderlichen Güte *). Die Großen des Landes bedienen sich lauter dusländischer, die aus Persien und Arabien aahin gebracht werden **). Des Tages über=

*) S. Le Voyage de la Boullage Le — Gouz. à Par. 1657. p. 256. und Recueil de Voy. qui ont servi à l'Etabliſſement de la Compagnie des Indes. Amst. 1702. T. IV. p. 424.

**) Die Vornehmen auf der Insel Kandia, sagt Hr. Tournefort in seiner Voyage du Levant Tom. I. p. 36. halten sich lauter vollkommen schöne Pferde aus der Barbarei auf, welche in diesem Lande viel älter werden, als in Frankreich, wo sie durch die Rauhigkeit der Luft und durchs Heu gar leicht haarschlächtig und krank werden. Die einheimischen Pferde dieser Insel sind kleine feurige Klepper, mit einem ziemlich wohlgemachten Hals und langen Schweifen. Die meisten haben einen so schlanken leeren Bauch, daß man kaum einen Sattel auf ihrem Rücken befestigen kann. Sie wissen in felsichten Gegenden so gut und sicher fortzukommen, daß sie mit unglaublicher Geschwindigkeit auf die steilesten Felsen klettern.

Man

übergiebt man ihnen ein wenig Heu, und Abends werden für sie statt des Hafers oder Gerste, Erbsen mit Zucker und Butter abgekochet. Hierdurch werden sie gut genähret, und bei guten Kräften erhalten. Ohne dieselbe würden sie sehr bald ausgehen, weil ihnen der Himmelsstrich ganz zuwider ist. Die einheimischen Pferde sind sehr klein *). Tavernier erzählet sogar, daß ein junger sieben- oder achtjähriger Prinz des Mogol gemeiniglich ein kleines

Man darf nur in einer Hand den Zügel, und sich mit der andern an den Mähnen anhalten. Von den allerfurchtbarsten Klippen, welche auf dieser Insel sehr gemein sind, steigen sie mit sehr festem und sicherm Schritt herunter. Man muß ihnen nur den Willen lassen, und sich ihnen ganz anvertrauen. Wenn man sich auf sie verläßt, so darf man gar nicht fürchten, in Gefahr zu kommen. Sie fallen fast niemals, wenn sie auch mit der schwersten Last beladen sind. Nur wenn ihnen der Zügel nicht frei gelassen wird, stürzen sie leicht, weil sie dann ihren Kopf zu hoch tragen müssen, und ihre Augen nicht auf den Weg nach ihrer Gewohnheit richten können.

M.

*) Doch versichern Johnston de Quadr. p. 20, und Linnée in Fauna Suecica p. 16. daß die Oeländischen, aus einer Insel des gothischen Meeres auf dem ganzen Erdboden die kleinsten wären.

M.

wohlgebautes Pferd reute, welches nicht viel größer, als ein guter Windhund wäre *). Die allzuheißen Himmelsstriche scheinen den Pferden überhaupt sehr ungünstig zu seyn. Auf der Goldküste, auf der Küste von Juda, Guinea u. s. w. fallen sie ungemein schlecht aus. Kopf und Hals tragen sie daselbst ganz tief, wie die indianischen, und haben einen so schwankenden Gang, daß man fürchten muß, sie alle Augenblicke über den Haufen fallen zu sehen. Sie würden sich nicht von der Stelle bewegen, wenn man sie nicht unaufhörlich mit Schlägen ermunterte. Außerdem sind auch die meisten so niedrig, daß die Füße ihrer Reuter fast immer an der Erde wegstreifen **). Ferner sind sie ungelehrig, und fast weiter zu nichts nutze, als zu einer Speise der Neger, welchen ihr Fleisch so angenehm, als das Hundefleisch, zu schmecken pfleget ***). Das Pferdefleisch ist also den Negern eben so schmackhaft, als den Arabern, Tartarn und Chinesern ****).

Die

*) S. Voyages de Tavernier. Tom. III. p. 334.
**) S. Hiſtoire générale des Voyages Tom. IV. *p.* 228,
***) S. Ebendaſelbſt *p.* 353.
****) S. Le Voyage de Mr. Gentil à Paris 1725. T. II. p. 24. Als eine beſondere und

ganz

Die chinesischen Pferde haben vor den schlechten indianischen gar keinen Vorzug*). Sie sind eben so schwach, und träge, übel gebaut und klein. In Korea wachsen sie nicht höher, als drei Fuß. In China hat man lauter so schöne Wallache, daß man von ihnen im Kriege gar keinen Gebrauch ma-

 chen

ganz neue Merkwürdigkeit haben wir die Nachricht betrachtet, welche wir kürzlich in der Gaz. litt. de Berl. 1771. p. 333. lasen. In Engelland, heißt es daselbst, ist in diesem Jahr, auf dem Schiffe Northingthon, außer einem jungen Tiger, ein indianisches wildes Pferd mit angekommen, das ungemein begierig nach Fleisch, und also wirklich unter die fleischfressende Thiere zu rechnen ist. Während eines Sturmes hatten beide Thiere sich losgerissen und das Pferd wirklich einen Menschen angefallen und aufgefressen. Ehe man sih desselben bemächtigen konnte, war es schon mit einem andern Menschen so weit gekommen, ihm die Kaldaunen aus dem Leibe zu reißen. Sollte dieses nicht vielmehr eine Krankheit, eine Wuth, oder eine Schadloshaltung für die verlohrne Freiheit, als ein natürlicher Appetit gewesen seyn?

M.

*) S. Les Anciennes Relations des Indes & de la Chine, trad. de l' Arabe. à Paris 1718. p. 204. Hist. gener. des Voyages Tom. VI. p. 492 u. 535. l'Histoire de la Conquête de la Chine par Palafox. Par. 1670. p. 426.

chen kann. *) Den tartarischen Pferden muß man eigentlich nachrühmen, daß man ihnen die Eroberung von China zu danken habe. Diese sind, ob sie gleich nur einen mittelmäßigen Wuchs haben, dennoch wirkliche Helden in ihrer Art. Ihre Vorzüge bestehen in einer besondern Stärke, Muth, Stolz, lebhaften Feuer, in der Leichtigkeit und einem sehr flüchtigen Laufe. Das Horn an ihren Hufen ist ungemein hart, aber etwas zu schmal; dabei haben sie einen langen steifen Hals und ein wenig allzu hohe Schenkel. Dieser Fehler ohngeachtet gehört ihnen der billige Ruhm sehr guter brauchbarer Pferde; weil sie gar nicht müde zu machen und unbeschreiblich schnell auf den Füßen sind. Man muß von den Tartarn sagen, daß sie mit ihren Pferden fast eben so, wie die Araber in Gesellschaft le-

*) Dapper und Neuhof, in ihren Gesandschaften in das chinesische Reich, versichern doch, jener S. 139, dieser S. 347; daß in den chinesischen Provinzen Junnan und Suchuen bei der Stadt Po sehr gute Pferde fallen. Sie sind zwar, sagen sie, nicht hoch, aber wohl bei Leibe, stark, breit im Kreutze, auch sehr tüchtig und willig zur Arbeit, ohne durch Schläge angetrieben zu werden. Wilde Pferde trifft man häufig in der Provinz Frakt auf dem Berge Holau. M.

leben. Wenn sie kaum sieben oder acht Monate alt sind, fangen sie schon an ihre Kinder darauf zu setzen, welche sie abwechselnd bald langsam spatziren reiten, bald eine Weile stärker laufen lassen. Das ist ihre Art, sie nach und nach abzurichten. Sie bekommen dabei ungemein wenig zu fressen. Ehe sie aber solche zum Rennen besteigen, pflegen sie ihnen am wenigsten sechs auch wohl sieben Jahre Zeit zu geben. Hernach aber müssen sie unglaubliche Strapazen ausstehen. *) Man läßt sie wohl zwei bis drei Tage ohne Unterlaß fortlaufen, vier oder fünf Tage leben, ohne sie mit etwas anders, als alle acht Stunden mit einer Handvoll Gras, zu füttern, oder ihnen unter vier und zwanzig Stunden etwas zu saufen anzubiethen. Eben diese Pferde, die in ihrem Vaterlande nicht blos dem Scheine nach, sondern in der That sehr dauerhaft und so gut bei Kräften sind, gehen gänzlich ein, sobald sie nach China oder nach Indien gebracht werden; desto besser

*) S. Palafox l. c. p. 425. Recueil des Voyages du Nord. à Rouen 1716. Tom. III. p. 156. Tavernier l. c. T. I. p. 472. &c. Hist. générale des Voyages Tom. IV. p. 603. Tom. VII. p. 214.

aber pflegen sie in der Türkei fortzukommen. Die kleinen Tartarn haben auch eine Art kleiner Pferde, welche sie dermassen in Ehren halten, daß es nie erlaubt wird, ein einziges an Fremde zu verkaufen. Uiberhaupt entdecket man an diesen alle die guten und schlechten Eigenschaften, die an den Pferden der großen Tartarei beobachtet werden, zum sichern Beweis, wie groß der Einfluß gleicher Sitten und ähnlicher Zucht auf die natürliche Beschaffenheit und auf das gewöhnliche Betragen dieser Thiere sey.

In Cirkassien und Mingrelien hält man ebenfalls eine Menge Pferde, die an Schönheit noch die tartarischen übertreffen. Auch liefern die Ukräne, die Wallachei, Polen und Schweden ganz artige Pferde, von deren Eigenschaften und Fehlern uns aber keine besondere Nachrichten und Beobachtungen bekannt sind.

Will man die Alten über die Natur und Eigenschaften der Pferde zu Rathe ziehen; so wird man finden *), daß die griechischen, beson-

*) S. Aldrov. Hist. Nat. de solipedibus, p. 48 — 63.

besonders die thessalischen und epirischen Pferde sehr berühmt und im Kriege sehr wohl zu brauchen; daß die Pferde von Achaja unter den bekannten die größten, die schönsten aber, unter allen in Egypten anzutreffen wären. In diesem Reich herrschte der Uiberfluß an schönen Pferden. Hier ließ auch Salomo die seinigen um einen hohen Preis einkaufen. Ferner werden die Alten uns lehren, daß in Aethiopien die Pferde, wegen der allzustrengen Hitze des Himmelsstriches nicht gut fortkommen, daß Arabien und Afrika das eigentliche Vaterland solcher Pferde war, welche in Ansehung ihres schönen Baues, besonders ihrer Tüchtigkeit zum Reiten und zum schnellen Lauf in vorzüglicher Achtung standen; daß es in Sicilien, Kappadocien *), Syrien, Armenien, Medien und Persien vortrefliche Pferde gab, die wegen ihrer Geschwindigkeit

*) Oppian hat angemerkt, daß die kappadocischen Pferde in der Jugend ungemein schwach sind, daß aber diese, je älter sie werden, desto schneller laufen können. S. Oppiani Lib. I. Cynoget. V. 201. Menagiana Tom III. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. Tom. III. p. 542. M.

und Leichtigkeit sehr empfohlen zu werden verdienten; daß die Pferde aus Sardinien und Korsika zwar klein, aber lebhaft und muthig waren; daß die spanischen den parthischen gleich kamen und im Krieg erwünschte Dienste leisteten; daß es auch in Siebenbürgen und Wallachei Pferde mit leichtem Kopf, g[illegible], bis an die Erde herabhangenden Mähnen und einem dicken Schweife gab, die sich durch einen schnellen Lauf beliebt machten; daß man die dänischen für wohlgebaute Pferde und gute Springer hielt; daß die schwedischen *) und norwegischen **) zwar klein, aber sehr wohl ge=

*) Hospitantur interdum sponté in Scania & Gothlandia; communiter cicur Linn. Fauna Suec. 1761 p. 16. Die gewöhnlichen oelandischen Pferde sind zwar nur kleine Klepper, welche sehr geschwind und auf dem bloßen Felsen fortlaufen, ohne auszugleiten oder anzustoßen; doch sind sie viel größer, als die ganz kleine Art, welche man eigentlich oeländische Pferde nennet. S. Hrn. v. Linné Reisen nach Oeland und Gothland. Halle, 1764. p. 136. In Gothland werden auch wilde Pferde eingefangen. S. Ebend. p. 248. M.

**) Die norwegischen Pferde sind, wie der Bischof Erich Pantoppidan in seinem Versuch einer Natürl. Hist. von Norwegen II Th. Kopenh.

gebildet und flüchtig waren; daß die flanderischen den Ruf einer vorzüglichen Stärke hatten; daß die Gallier den Römern gute Reit- und Lastpferde lieferten; daß die deutschen Pferde, wegen ihres schlechten Baues und untauglicher Eigenschaften, gar nicht gebraucht wurden; daß die Schweitzer viel gute, zum Kriege taugliche Pferde hatten; daß auch die ungarischen unter die guten Pfer-

 versichert, auch in Dännemark nicht unbekannt, wohin sie zuweilen, als eine Seltenheit gebracht werden, vornämlich wegen ihrer zierlichen Gestalt und Stärke, ob sie gleich mehrentheils nur klein ausfallen. Sie sind wohlgestaltet, völlig und rund, am allerbesten und größten aber in Guldbrandsdal, Surendal und Lärdal. Sie werden alle von Bauern ernähret und auferzogen, und nirgend giebt es hier Stutereien. Von Farbe sind die meisten entweder gelb, mit schwarzen Einfassungen, nebst einem schwarzen Strich auf den Rücken, oder auch braun, grau oder mausefahl. Von ganz schwarzen sieht man unter fünfzig Stücken kaum eines. Man kann sie mit sehr mäßiger Fütterung abspeisen, und sind eben so völlig und gut, als andere Pferde bei viel beßerem Futter. Hafer bekömmt ein Bauernpferd fast gar nicht zu kosten, und doch ist es, bei bloßem Heu, ganz leicht auf den Füßen. — Auch sind sie nicht so vielen Krankheiten, als in andern Ländern unterworfen. Weil es hier nicht gewöhnlich, sie schneiden zu lassen, so haben sie Muth, Stärke und Munter-

Pferde gehöreten, und daß endlich die indianischen Pferde sehr klein und eben so schwächlich waren.

Aus

terkeit, vor allen Wallachen, die hier Greifer heißen, voraus. — Zum Reiten sind die norwegischen Pferde besser, als vor den Wagen. Ihr Gang ist leicht, munter und spielend; ihr Tritt sicher und gewiß. Eine nothwendige Eigenschaft derselben, in den beschwerlichen Wegen, worauf die besten dänischen Pferde nicht weit kommen würden, ohne den Reiter und sich selbst in Lebensgefahr zu setzen! Man muß ihnen auf steilen Felsentreppen ganz allein ihren Willen lassen. Sie forschen die Sicherheit jedes Trittes mit größter Behutsamkeit und Vorsicht aus. An allzusteilen und glatten Orten glitschen sie behutsam herunter, wenn sie vorher die Hinterschenkel einwärts unter den Leib geschoben. Ihren Muth beweisen sie in Gefechten mit Wölfen und Bären. Wenn ein Pferd einen Bär wittert und es hat Stuten oder Füllen bei sich, so jagt es diese hinter sich zusammen und greift alsdann seinen Feind mit den Vorderfüßen an, die es, als ein Paar Trommelstöcke, brauchet, um damit zu schlagen. Es behält auch gemeiniglich die Oberhand; will es aber mit seinen Hinterbeinen ausschlagen, so ist es gemeiniglich verloren. Der Bär springt alsdann aufs Pferd und hält sich auf seinem Rücken fest, welches dann mit diesem gefährlichen Reiter fortlaufen muß, bis es endlich, wenn es sich verblutet hat, zu Boden stürzt.

Herr Ant. Rohland Martin sagt im XXIV. Th. der Schwed. akademischen Abh. aufs Jahr 1765. p. 45 die nordischen Pferde wachsen zwar

nicht

Aus allen angeführten Umständen ist begreiflich, daß die arabischen Pferde zu allen Zeiten, sowohl in Ansehung ihrer Schönheit, als ihrer Nutzbarkeit, den Vorzug vor allen Pferden in der Welt behauptet haben; daß folglich denenjenigen, welche man entweder unmittelbar oder mittelbar von den Barbaren erhält, in Europa, in Asien und Afrika der erste Rang gebühret; daß ferner der arabische vielleicht allein der wahre Himmelsstrich für die Pferde und der beste unter allen ist, weil man daselbst, anstatt die einheimischen Arten mit fremden zu vermischen, jene vielmehr mit größter Sorgfalt in ihrer ursprünglichen Reinigkeit zu erhalten suchet, und daß allerdings, wenn auch dieser Himmelsstrich nicht unter allen der beste für die Pferde wäre, die Araber ihm doch durch die von je her angewendete Bemühung, die Arten zu veredlen, indem sie allemal nur die wohl-

nicht groß, sie sind aber wegen ihrer Härte, Lebhaftigkeit und Stärke berühmt; vermuthlich weil der Herr der Natur auf die Alpen und andere Berge, um keine Stelle des Erdbodens ungenutzt zu lassen, solche Kräuter gepflanzet hat, welche sich am besten zum Futter und Fortkommen des Viehes schicken.

M.

wohlgebautesten Pferde vom ersten Range zusammen brachten, diesen Vorzug besonders eigen gemacht haben. Durch diesen sorgfältigen Fleiß, den sie unermüdet ganze Jahrhunderte fortsetzten, konnten sie freilich die Arten zu einer grössern Vollkommenheit bringen, als die Natur allein in den besten Himmelsstrichen würde gethan haben. Es läßt sich hieraus ferner schliessen, daß die mehr warme, als kalte Himmelsstriche, besonders trockne Länder, allerdings der Natur dieser Thiere am angemessensten sind; daß die kleinen Pferde überhaupt einen Vorzug vor den grössern verdienen, daß eine sorgfältige Wartung allen Pferden eben so unentbehrlich, als die Nahrung ist, und daß man bei ihnen mit Gelindigkeit und Liebkosungen vielmehr ausrichten kann, als mit Gewalt und Schlägen; daß die Pferde in warmen Ländern weit festere Knochen, härteres Horn und stärkere Muskeln, als in unsern Himmelsstrichen bekommen; daß ihnen zwar die Wärme zuträglicher, als die Kälte, daß aber dennoch eine übermäßige Hitze ihnen allemal nachtheilig sey; daß ihnen große Kälte grössern Schaden zufüget, und daß ihr Betragen und ganzes Naturel fast lediglich vom Himmelsstrich, von der Nahrung,

rung, von der auf sie verwendeten Sorgfalt und Erziehung abhänget.

In Persien, Arabien und vielen andern morgenländischen Oertern, hält man gar nichts von der in Europa und China durchgängig eingeführten Gewohnheit, Pferde zu wallachen. Man vermindert freilich dadurch ihre Kraft, ihren Muth und ihren Stolz u. s. w. allein sie gewinnen auf der andern Seite fast eben so viel an Gelassenheit, Sanftmuth und Gelehrigkeit. Wenn man die Operazion vornehmen will, bindet man ihnen die Schenkel mit Stricken zusammen, wirft sie auf den Rücken, öfnet mit einem Bistouri die Behältnisse der Hoden und nimmt diese heraus; alsdann schneidet man, mit den daran liegenden Gefäßen zugleich, die Bänder durch, womit sie befestiget sind. Wenn man alles Nöthige herausgenommen hat, verschließet man die Wunde. Man träget hernach Sorge, das Pferd, einen halben Monat hindurch zweimal des Tages zu baden, oder selbiges mit frischem Wasser zu waschen und es dann, zur Erfrischung, eine Zeit lang mit Kleien zu füttern, die man in vielem Wasser eingerühret hat. Die Operazion selbst muß im Frühling oder im Herbste geschehen, weil große Wärme dabei

bei eben so viel Schaden thut, als große Kälte. In Ansehung des Alters, worin man sie vornehmen soll, herrscht noch hier und da einige Verschiedenheit. Es giebt Provinzen, wo man, sobald sich die Hoden von außen zeigen, die Pferde wallachet, wenn sie kaum über ein Jahr oder achtzehn Monate alt sind. Allein das Gewöhnlichste und Vernünftigste ist, sie nicht ehe zu wallachen, bis sie ein Alter von zwei oder drei Jahren erreichet haben. Wollte man es noch später thun, so würde ihnen hernach zu viel von den Eigenschaften der Männlichkeit übrig bleiben. Plinius *) versichert, daß ein Pferd, wenn es vor dem Ausfallen der Milchzähne gewallachet wird, nachhero diese Zähne nie verliere. Ich hatte Gelegenheit, die Sache näher zu untersuchen und fand sie gänzlich erdichtet. Die Milchzähne pflegen bei jungen Wallachen eben so gut, als bei jungen Hengsten auszufallen. Die Alten haben diese Vermuthung ohnfehlbar nur aus der Aehnlichkeit geschöpfet, weil sie wußten, daß Hirsche, Rehböcke u. s. w. ihre Geweihe wirklich nicht abwerfen, wenn sie geschnitten sind.

Uibri-

*) Hist. Nat. in Stav. Par. 1685. Tom. II, L. II. § LXXIV. p. 558.

Uibrigens kann zwar ein Wallach nicht mehr seines Gleichen hervorbringen, man weiß aber doch Beispiele, daß sie noch zuweilen Stuten besprungen haben.

Die Pferde, von welchem Haar sie auch seyn mögen, haben mit allen behaarten Thieren den Umstand gemein, daß ihnen alle Jahre gewiß einmal die Haare ausfallen. Sie hären sich mehrentheils im Frühling, zuweilen auch im Herbste. Man bemerket an ihnen, daß sie alsdann kraftloser sind, als zu andern Jahreszeiten. In diesen Umständen müssen sie nach Möglichkeit geschonet, besser abgewartet und reichlicher gefüttert werden. Es giebt sogar Pferde, welche das Horn ablegen. Besonders trägt sich dieses bei solchen Pferden zu, welche in feuchten, morastigen Ländern, wie z. B. Holland ist, erzogen worden.

Das Wiehern höret man von Wallachen und Stuten viel seltner, als von Hengsten, die auch eine weit vollere und tiefere Stimme, als jene haben. Uiberhaupt lassen sich fünferlei Arten des Wieherns unterscheiden, deren Abänderungen durch die unterschiedenen Leidenschaften bestimmt wer-

den. *) Bei dem freudigen Wiehern ertönet die Stimme ziemlich lange; sie steigt und verliert sich in höhern Tönen, das Pferd pfleget zugleich auszuschlagen, aber nicht heftig und mehr aus Muthwillen, als in der Absicht, Schaden zu thun. Bei dem Wiehern aus Verlangen, entweder nach einer Stute oder sonst nach etwas, schlägt ein Pferd nicht aus, die Stimme läßt sich dabei lange hören und endiget sich in tiefern Tönen. Das zornige Wiehern, wobei das Pferd gefährlich ausschlägt und um sich hauet, wird in einem hohen Ton sehr kurz abgebrochen. Das furchtsame Wiehern, wobei das Pferd ebenfalls ausschlägt, währet nicht länger, als das zornige. Es geschieht mit einer tiefen, rauhen Stimme, welche fast gänzlich durch die Nase heraus zu gehen scheinet. Beinahe gleicht es dem Brüllen eines Löwen. Das schmerzliche Wiehern ist mehr ein Stöhnen oder Schnarchen, welches mit einer tiefen Stimme, nach den Abwechslungen des Aus- und Einath-

*) S. Cardanus de rerum varietate Lib. VII. c. 32. Conf. Recherches sur les organes de la voix des Quadrupedes & de celle des oiseaux. (Besond. vom Wiehern der Pferde) in den Mem. de l'Acad. Roy. des Sc. de Par. 1758 & Bibl. des Scienc. T. X. p. 265. M.

athmens, abſatzweiſe geſchiehet. Uiberdies hat man die Pferde, welche, beſonders aus Muthwillen oder Verlangen, oft wiehern, immer als die beſten und edelmüthigſten gefunden. Die Stimme der Hengſte tönt viel ſtärker, als der Wallachen und Stuten. Von der Geburt an übertrift ein Hengſtfüllen das Mutterfüllen an Stärke der Stimme. Nach zweien oder nach drittehalb Jahren bekömmt die Stimme der Pferde, wenn ſie mannbar ſind, bei Hengſt- und Mutterfüllen, wie bei den Menſchen und bei den mehreſten Thieren, eine vorzüglichere Stärke und Tiefe. Wenn Brunſt, Verlangen und Begierden ein Pferd beleben, weiſet es die Zähne, als ob es lachte. Das thut es auch, wenn es zornig iſt und beißen will. Zuweilen ſtreckt es die Zunge aus, um zu lecken; aber lange nicht ſo oft, als der Ochſe. Obgleich dieſer bei allen Liebkoſungen weit unempfindlicher iſt, ſo lecket er doch weit öfter, als das Pferd, welches eine üble Begegnung weit länger merket und viel eher ſtuzig wird, als ein Ochſe. Das hitzige und muthige Naturell eines Pferdes ſtrenget gleich anfänglich alle Kräfte willig zur Arbeit an; wird es aber gewahr, daß man es übertreiben will, ſo wird es trotzig und

halsstarrig. Der Ochse hingegen ist von Natur langsam und träge. Da er seine Kräfte nicht gleich zur Arbeit aufbietet, so läßt er sich es ehe gefallen, darzu angetrieben zu werden.

Der Schlaf ist bei Pferden ungleich kürzer, als bei den Menschen. Ein gesundes Pferd wird selten zwo bis drei Stunden hintereinander liegen bleiben. Es erhebt sich alsdann wiederum zu fressen, und es muß außerordentlich ermüdet seyn, wenn es alsdann sich noch einmal niederlegen soll. Im Ganzen aber pflegt es Tag und Nacht hindurch höchstens nicht über drei oder vier Stunden zu ruhen. Es giebt unter ihnen sogar einige, die sich niemals legen, sondern beständig im Stehen schlafen. Das thun auch zuweilen diejenigen, die sich sonst wohl abwechselnd zu legen pflegen. Von den Wallachen hat man angemerkt, daß ihre Neigung zu einem öftern und anhaltenden Schlafe weit größer, als bei den Hengsten, sey.

Die Art wie die vierfüßigen Thiere saufen, ist bei ihnen sehr unterschieden; doch können sie alle das ihnen zukommende Getränke nicht anders, als mit dem Kopfe auffuchen. Die Affen, der Maki und wenig andere Thiere sind hier auszunehmen,

weil

weil sie mit Händen versehen und also fähig sind, eben so, wie die Menschen, zu trinken, wenn man ihnen ein Gefäß giebt, womit sie umzugehen wissen. Denn dieses bringen sie an ihr Maul, neigen es, giessen das Getränke aus und saufen es blos durch eine Bewegung des Schlundes. Das ist gerade die Art, wie der Mensch gemeiniglich zu trinken pflegt, weil es in der That für ihn die bequemste zu seyn scheinet. Indessen kann er seinen Durst noch auf vielerlei Art befriedigen, wenn er nämlich die Lippen ganz nahe zusammen bringet und das Getränke saugend einschlurft; oder wenn er Mund und Nase so tief ins Getränke stecket, daß die Zunge ganz damit umgeben wird, und keine andere Bewegung machen darf, als die zum Schlucken eigentlich gehöret; oder wenn er gleichsam das Getränke mit den Lippen beißt, oder wenn er endlich, ob ihm dieses gleich saurer werden muß, erst die herausgestreckte Zunge breit machte, und folglich gleichsam eine kleine Schaufel bildet, wodurch etwas von einem Getränke in den Mund gebracht werden kann. Auch den vierfüßigen Thieren wäre es möglich, auf mancherlei Art ihr Getränke zu sich zu nehmen; sie wählen aber, wie die Menschen, die bequemste,

die sie auch beständig beibehalten. Der Hund ist mit einem sehr weit ofnen Maul und einer langen dünnen Zunge versehen, womit er sein Getränke aufflecket, indem er eine große Schaufel mit seiner Zunge bildet, die sich, bei jedesmaligem Ausstrecken, erfüllet, und ihm einen hinlänglichen Vorrath vom Getränke zuführet. Er stecket nicht gern die Nase in das Getränke, und ziehet die beschriebene allen übrigen Arten zu saufen vor. Das Pferd hingegen hat ein kleiner Maul und eine zu dicke und zu kurze Zunge, um daraus ein Schaufel machen zu können. Außerdem sauft es viel begieriger als es frißt. Es hänget Maul und Nase hurtig und tief ins Wasser und nimmt so viel, durch eine bloße Bewegung des Schlundes, zu sich, als zur völligen Befriedigung seines Durstes erfordert wird. Allein dadurch ist es auch genöthiget, alles in einem Athem zu saufen, da hingegen der Hund, indem er leckend säuft, nach eignem Gutdünken darzwischen athmen kann. Daher muß man auch den Pferden die Freiheit lassen, zu verschiedenen malen im Trunk abzusetzen, besonders wenn es von einer vorhergegangenen starken Bewegung noch einen kurzen und beklemmten Athem hat. Allzu

kal-

kaltes Wasser ist ihnen schädlich. Ohne die Leibschmerzen in Erwägung zu ziehen, die oft vom Genuße des kalten Wassers entstehen, kann es auch gar leicht geschehen, daß sie sich die Nase, welche sie allemal in ihren Trank mit eintauchen, stark erkälten, sich einen Schnupfen und wohl gar einen Ansatz der fürchterlichsten Krankheit dieser Thiere zuziehen, die schon längst unter dem Namen: der Rotz der Pferde, bekannt ist; denn seit kurzem ist erwiesen worden, daß der Sitz des Rotzes in der Schleimhaut sey *), daß er folglich blos für eine Art des Schnupfens zu halten und in der Fol-

*) Herr de la Foße, königl. Stallmeister hat zuerst gezeiget, das der eigentliche Sitz des Rotzes in der Schleimhaut sey, und hat einen Versuch gemacht, rotzige Pferde durchs Trepaniren zu heilen. A. d. Verf.

Man kann hierüber aus den Abhandlungen, die von dieser Krankheit in den bald anzuführenden Roßarzneibüchern, vorkommen, besonders nachlesen: Dissertation sur la Morve, en forme de Memoire presenté au mois d' Avril 1767. par Mr. la Fosse, le fils à Par. 12. ingleichen Herrn de la Foße, Roßarztes zu Paris, Abhandlung von dem wahren Sitz des Rotzes bei den Pferden und den Mitteln, diese Krankheit zu heilen; aus dem Franzöf. übersetzt, mit Anmerkungen und einen doppelten Anhange, auch eines sichern Mittels wider das

Ver-

ge gar wohl fähig sey, diese Haut stark zu entzünden. Außerdem sagen die Reisenden, die mit großer Ausführlichkeit von den Pferdekrankheiten in den warmen Ländern, als

Verschlagen der Pferde von Dan. Gottf. Schreber Frankf. u. Leipz. 1754. 8vo. Eine andere Abh. des Herrn de la Fosse ist unter folgendem Titel bekannt: Observationes & decouvertes faites sur des Chevaux avec une nouvelle pratique sur la Ferrure, par le Sieur la Fosse, Marech. des petites Ecuries du Roy. Avec Fig. à Paris 1754. pag. 125 8vo. Der ganze Traktat ist in Hrn. D. Dan. G. Schrebers Sammlung unterschiedener Schriften, welche in die ökonom. Polizei- und Kameral- auch andere Wissenschaften einschlagen. Halle 1759 IV Th. von S. 241 ꝛc. enthalten. S. 294 und 351 — 375 wird ebenfalls vom Rotz der Pferde gehandelt. Außerdem könnte bei dieser Gelegenheit noch in den gesellschaftlichen Erzählungen ꝛc. Hamb. 1753. IV Theil p. 49 ꝛc. von eben dieser Krankheit und im III. B. oder 23ten St. der physikal. Belustigungen p. 942. ꝛc. die Methode nachgeschlagen werden, wie diese Krankheit mit versüßtem Queckstiber durch einen Speichelfluß zu heilen sey? S. Abhandl. vom Rotz der Pferde in Malouins Erfahr. von der Rotzkrankheit der Pferde, in der deutschen Uibers des geschickten Viehhirten vom Herrn Boutrolle. Wittenb. 1771. 8vo. S. 89 u. 106—131. Besonders des Herrn von Saunier vollst. Kenntniß der Pferde ꝛc Anhang 1. Hauptst. vom Rotze p. 244. it. des Herrn v. Einds neu erfundnes Mittel wider diese Krankheit ist in den Frankf. neuen Ausz. 3. Th. p. 161 — 172 ausführlich beschrieben. M.

als in Arabien, Persien, in der Barbarei, gehandelt, gar nichts davon, ob der Rotz daselbst eben so häufig, als in kalten Himmelsstrichen, vorkomme. Ich glaube daher mit Recht muthmaßen zu können, daß die Kälte des Wassers eine von den vorzüglichsten Ursachen dieser Krankheit sey, weil diese Thiere beim Saufen die Nase ins Wasser stecken und ihre Nasenlöcher lange darinne lassen müssen. Diesem Uibel würde man also vorbauen, wenn man ihnen niemals kalt Wasser zu saufen gäbe und ihnen, wenn sie gesoffen haben, die Nasenlöcher wohl abtrocknete. Weil die Esel die Kälte weit mehr, als die Pferde scheuen, haben sie, ob sie gleich, in Ansehung des innern Baues ungemein sehr mit ihnen überein kommen, dennoch bei weitem nicht einen so großen Hang zum Rotze; vielleicht blos darum, weil sie anders saufen als die Pferde; denn sie pflegen weder das Maul, noch die Nase tief ins Wasser zu tauchen, sondern dasselbe fast blos mit den Lefzen zu berühren.

Von den andern Krankheiten der Pferde will ich hier nicht ausdrücklich reden. Wenn ich der Geschichte jedes Thieres zugleich die Geschichte seiner Krankheiten beifügen wollte, wie sehr müßte ich den ohnehin schon

großen Umfang der Naturgeschichte dadurch erweitern! *) Indessen kann ich die Geschichte des Pferdes nicht wohl beschließen, ohne vorher ein ernstliches Mitleiden darüber zu

*) Ob man gleich in der natürlichen Geschichte der Thiere so wenig die Kunst, sie zahm zu machen und abzurichten, als mancherlei Arten ihrer Zufälle und der beßten Heilungsmethoden ausführlich anzeigen kann, ohne sich in unbeschreibliche Weitläuftigkeiten einzulassen, so halten wir es doch nicht für unschicklich, den Lesern einige von den neuern Schriften anzudeuten, in welchen sie von den Pferdekrankheiten und ihren Kuren hinlänglichen Unterricht antreffen können. Die beßten Werke haben wir mit einem (*) bezeichnet, und im IV Bande der Berl. Sammlung ihren Werth oder Unwerth etwas näher zu bestimmen gesuchet.

1) Bewährtes und approbirtes Roßarzneibuch, J. V. V. N. P. C. Wolfenb. 1716. 8vo.

2) Fuchsens aufrichtiger Roßarzt. Leipz. 1733. 8vo.

*) 3) Dionys. Robertsons, Pferdearzneikunst oder Unterricht, die Gebrechen der Pferde aus dem Grunde zu heilen. Nebst einer Abhandl. wie die Fohlen und Jagdpferde zu traktiren? mit K. Frf. 1753. und 1770. 8vo.

4) Nach-

zu bezeugen, daß die Gesundheit des nützlichsten und kostbarsten Thieres fast gänzlich der

4) Nachrichters nützlich und aufrichtiges Pferd und Roßarzneibuch 12 Tübingen 1760.

5) Anonymi wohl versichtiger Pferdearzt, oder bewährte Hilfsmittel wider die Krankheiten derselb. Schwabach 1766. 8vo.

*) 6) Medicine des Chevaux à l'usage des Laboureurs &c. à Par. 1763. in 12. 280. p. v. Journ. des Sçav 64. Fevr. p. 365.

*) 7) D. Heinr. Brackens verbesserte Roßarzneikunst ꝛc. nebst versch. Anmerkungen, die Wahl und Wartung der Pferde betreffend. Nach der 7ten. Aufl. a. d. Engl. übersetzt. Altenb. 1758. 8vo.

*) 8) Wolf Ehrenfr. v. Reitzensteins vollkommner Pferdekenner I. II. Th. Uffenheim 1764. 4to. NB. der ganze 2te Theil handelt auf eine sehr unterrichtende Art, blos von den Krankheiten der Pferde.

*) 9) La parfaite connoissance des chevaux &c. par Jean de Saunier, donnée

der Besorgung unverständiger, unwissender und ungelehrter Leute überlassen worden.

Die

née au public par son fils Gaspard de Saunier à la Haye. 1734. Fol. avec Fig. Hiervon hat man eine deutsche Uibersetzung unter folgendem Titel. Vollständige Erkenntniß von Pferden, deren Zergliederung, guten und bösen Eigenschaften, Krankheiten und dawider dienlichen Mitteln. Von Jo. v. Saunier abgefasset, von dessen Sohn Kaspar von Saunier herausgegeben, übersetzt mit Vorrede und Anhang begleitet von Chr. Heinr. Wilken. Leipz. und Glogau 1767. Fol. mit vielen Kupfern.

Den größten Theil des Werkes nehmen die Pferdekuren ein, das übrige sind anatom. Kupf und Erklärungen.

*) 10) Manuel du Cavalier, qui renferme les connoissances necessaires, pour conserver les Chevaux en Santé & pour les guerir en cas de maladie. 2de Edit. corrigée & augm. par Mr. le Baron de Sind. à Paris 1766.

*) 11)

Die Arzneikunst, welche bei den Alten medicina Veterinaria hieß, kennet man jetzo kaum

*) 11) Des Freiherrn von Sind ꝛc. vollständiger Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters. Gotha und Gött. 1770 Fol. Der 3te Theil dieses schätzbaren Werkes enthält eine Materia medica, der 4te aber eine vollständige praktische Pferdearzneikunst.

*) 12) Guide du Marechal. Ouvrage contenant une connoissance exacte du cheval & la maniere de distinguer & de guerir ses maladies par Mr. la Fosse &c. avec Fig. à Par. 1766. 4to.

*) 13) Il Maresçalco istrutto nella medicina prattica. Del Comte Franc. Bonzi. in Rimini. 1768. 69. Tom. I. II.

*) 14) A guide to the perfect Knowledge &c. (ou le Conducteur à la connoissance parfaite du Cheval &c.) par. Mr. de Saunier Lond. 1769.

*) 15) Cours d' Hippiatrique. Vol. in fol. Proposé par Souscript. à Par. 1769.

1769. par Mr. la Foſſe. v. Journ. des Scav. 70. Mars p. 171.

16 Differt. ſur le Farcin, maladie qui attaque tres-ſouvent les chevaux. par Mr. Hurel. à Paris 1769. & à Amſt. 1770 in 12. S. Abh. der ſchwed. Akad. XXX. Th. S. 347 ꝛc.

17) Hurels Abhandl. über den Wurm der Pferde. Bresl. 1771 8vo.

18) D. Jo. Ernſt Zeihers Lehrbegriff von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung. Nebſt einem Anhang von der Pferdezucht. Berl. 1771. 364 S. 8vo.

19) Nicht ſowohl zu den Krankheiten, als zu den Fehlern der Pferde gehöret das ſo genannte Koppen, worüber man: Die beſte und bewährteſte Erfindung wider das Koppen der Pferde. Anſpach 1764 8vo nachleſen kann.

20) Geſellſchaftl. Erzählungen. Hamb. 1753. IV. Th. p. 49 — 63. Gedanken von einigen Krankheiten der Pferde.

21) Beſchreibung einer 1751 in Weſtnordland gangbaren Pferdekrankheit, nebſt den dawider gebrauchten Mitteln. S. D. Schrebers Sammlung. l. c. IV. Th. p. 287 ꝛc. M.

kaum dem Namen nach; *) und doch glaube ich zuverläßig, wenn irgend ein Arzt sich gänzlich dieser Wissenschaft widmen und sie zu

*) Zu der Zeit da Herr von Buffon dieses schrieb, war die Klage über den Mangel der Kenntnisse in der Vieharzneikunst noch sehr gerecht und gegründet, nach der Zeit hat man erst in Frankreich die vortreflichsten Anstalten zu einer Schule der Vieharzneikunst (Ecole veterinaire) gemacht und ist an vielen großen Orten Deutschlandes auf eine glückliche Nachahmung dieser herrlichen Einrichtung bedacht gewesen. Die Schriften, welche mir hievon zeithero bekannt geworden, sind folgende:

1) Jo. Bapt. Michaelis Sagar Libellus de Aphthis pecorinis Anni 1764 cum appendice de morbis pecorum &c. Viennae 1765 4 B. 8vo.
2) Le parfait Bouvier, ou instruction concernant la connoissance des boeufs ou Vaches, leur age, maladies & Symptomes avec les remedes les plus experimentés, propres à les guérir par Mr. Boutrolle à Rouen. 1766. 12to.
3) Franz Joseph Freiherrn von Tam bewährte Horn = Schaf = Pferd = und Federvieharzneikunst. mit K. Wien und Prag. 1765. gr. 8vo.

4)

zu seinem Hauptgeschäfte machen wollte, daß er seine Bemühungen gar bald durch richtige Vortheile belohnet sehen würde. Nicht allein von Seiten des Glückes und der Belohnungen, sondern auch von Seiten des Ruhms würde er, statt sich zu erniedrigen, vorzüglich gewinnen. Außerdem würde diese Art der Arzneikunst weniger Muthmaßungen und nicht so vieler Schwierigkeit als die andere, unterworfen seyn. Die Nahrung, die Lebensart, der Einfluß der Empfindungen, kurz, alle Ursachen sind bei den Thieren einfacher, als bei den Menschen. Können also wohl ihre Krankheiten so verwickelt, und müssen sie nicht

4) Hiſtoire Veterinaire ou Medicine des animaux. à Paris 1767. Broch. in 4to de 31 pag.

5) Le Louvet, Maladie du Betail, ſes remedes & les moyens de les prevenir, par Mr. J. E. Regnier D. en Med. à Laufanne 1768. in 12.

6) Elemens de l' Art veterinaire. Precis anatom. du Corps du Cheval. &c. par Mr. Bourgelat. I. Vol. 8vo à Par. 1769.

nicht weit leichter zu übersehen, weit sicherer zu heilen seyn? Darzu kömmt noch der Vortheil, daß er völlige Freiheit haben würde, sich durch Versuche mit neuen Arzneis-

7) Elemens de l' Art veterinaire. Essais sur les appareils & sur les bandages propres aux Quadrupedes, à l'usage des Eleves des Ecoles veterinaires. avec Fig. par le même à Paris 1770.

8) M. Erxlebens Betrachtungen über das Studium der Vieharzneikunst. Gött. 1769. 1 B. 4to.

9) Ejusd. Oratio de arte veterinaria veteribus maxime aestimata, hodie vero latissime efflorescente eroresque suos expurgante. Goett. 1770.

10) Ejusd. Einleitung in die Vieharzneikunst. Gött. 1769. 8vo.

11) Ejusd. Praktischer Unterricht in der Vieharzneikunst. Ibid. 1771. 8vo.

12) La Medicine des Bêtes à Laine &c. I. Vol. in 12. à Par. 1769.

13) Remede sûr pour guerir la Maladie du Rot à laquelle les moutons

neimitteln, gründliche Erfahrungen zu sammlen und ohne Furcht, ohne Vorwürfe zu einer ausgebreiteten Kenntniß in diesem Fache zu gelangen. Man würde so gar im Stan-

font tres-sujets &c. par Mr. Holker. v. Gaz. litt. de l'Eur. 69. May. p. 235.

14) Medicine veterinaire &c. par Mr. Vitet. 3 Vol. in 8vo à Paris 1770.

15) Pensées snr la necessité d'une école veterinaire avec des Projets sur la maniere de l'etablir &c. par Mr. le Conseil. privé Bothenius. à Berl. 1771. Voy. Gaz. litt. de Berl. 70. p. 361.

16) Remarks upon the mortality of horned Cattle &c. ou Remarques sur les maladies des Bêtes à cornes, trad. du Hollandois de Mr. Salomon de Monchy D. en Med. à Londr. 1770.

17) Dictionaire veterinaire & des animaux domestiques &c. par Mr. Buchez. III Vol. in 8vo. àvec un grand nombre de Planches. à Par. 1771 8v.

18) Un-

Stande seyn, aus diesen Erfahrungen für die Heilungskunst menschlicher Krankheiten die nützlichsten Folgen ziehen zu können.

18) Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen ꝛc. 1 Th. von P. C. Abilgard. D. Med. Kopenh. 1771. 17 B. 8vo.

19) Der geschickte Viehhirte, oder Unterricht, die Kenntniß der Ochsen und Kühe, ihres Alters, ihrer Krankheiten und der damit verbundenen Zufälle betreffend. Wittenb. und Zerbst. 1771. 8 ½ B. 8vo.

Schriften

von der

Zergliederung der Pferde.

Wem an diesem Theil der Kenntniß der innern Beschaffenheit der Thiere gelegen ist, den müssen wir in Absicht der Thiere überhaupt auf des Herrn Daubenton anatomischen Theil der buffonischen Naturgeschichte und auf Valentini Theatrum anatomicum in fol. in Ansehung der Zergliederung des Pferdes aber ins besondere

1) auf Herrn Valent. Trichrers, Bereiters zu Nürnberg, 2 Theile v. der Pferde-Anatomie 1716. 8vo, auf die

2) Anatomie generale du Cheval, trad. de Angl. par Mr. Fred. de Garsault. Capitain du Haras du Roi à Par. 1734. 4to. Auf

3) das

3) das prächtige Werk des berühmten londner Malers und Kupferstechers, Herrn Georg Stabbs, The anatomy of Horse &c. Lond. 1767. gr. Fol. in welchem alle Theile des Pferdes, als Knochen, Knorpeln, Muskeln, Sehnen u. s. w. vorgestellet werden sollen. Ferner auf die

4) Elemens de l'Art veterinaire. S. oben No. 6. Ingleichen

5) auf den Theil des oben angeführten Unterrichts vom Herrn von Sind (No. * 11.) auf Hrn. von Sauniers Erkenntniß der Pferde ꝛc. (oben No. * 9.) und in Ansehung der Knochenlehre

6) Mr. de la Gueriniere Manuel de Cavallerie &c. à la Haye 1742. Fol. mit K. (S. unten No. 5.) verweisen.

Hier ist vielleicht die bequemste Gelegenheit, noch die neuesten Schriften, welche von den Pferden besonders handeln, zum Vortheil der Liebhaber dieser schönen und nutzbaren Geschöpfe anzuführen.

Von Wartung und Abrichtung der Pferde, besonders von der Reitschule, handeln:

1) Joh. Konrad Seybolds in des Weltberühmten Heftrichs Reitschule kunstgeübter Bereuter und durch Erfahrenheit gelehrter Roßarzt. Nebst einem Bericht vom Beschlagen der Pferde. Nürnb. 1701. Fol.
2) Die Zaumkunst. Durch Hippophilum. Herborn. 1738. Fol.
3) Der englische Stallmeister und bewährte Roßarzt. Aus dem Engl. übersetzt. Leipz. 1732. 8vo.
4) Wilhelm, Herzogs von Neukastel, Reitbahn oder vollkommner Stallmeister, mit des Herrn von Solleysel Anmerkungen und Zusätzen ins Deutsche übersetzt von Joh. Phil. Ferdinand Freiherr von Pernauer. Nebst 82 Kupferpl. Neue verbesserte Aufl. Nürnb. 1764. (das schönste Werk in dieser Art.)
5) Manuel de Cavallerie, ou l'on enseigne la connoissance du Cheval, l'embouchure, la farrure, la selle, la maniere de dresser les chevaux, l'osteologie du Cheval,

ses

ſes maladies et leurs remedes par M. de la Gueriniere, Ecuyer du Roi. à la Haye 1742. 8vo und in Fol. mit vielen Kupfern.

6) Des Herrn Barons von Eiſenberg wohl eingerichtete Reitſchule, nebſt einem Wörterbuch aller auf Reitſchulen vorkommenden Kunſtwörter. Amſt. u. Leipz. 1746. lang Fol. aus dem Franz. überſetzt.

7) Herrn Wolfg. Ernſt von Berga, Tübing. Oberſtallmeiſters, neue Reitkunſt. Tübing. 1755. 8vo.

8) Herrn J. C. Zehntners ꝛc. Unterricht von der Pferdezucht. Berl. 1754. 8vo.

9) Ejuſd. Gründliche Abhandlung der Kunſt Pferde zu erkennen. Berl. 1757. 8vo.

10) J. E. Ridingers, Augsb. Malers und Kupferſtechers, Vorſtellung und Beſchreibung der Schul- und Kampagnepferde, nach ihren Lekzionen, in was für Gelegenheiten ſolche können gebraucht werden. Augsb. 1760. Fol. Franz. und Deutſch.

11) Der holländiſche Stallmeiſter oder kurze, doch gründliche Unterweiſung, was zum Kennen, Zäumen, Satteln,

Beschlagen und Unterhalten der Pferde gehöret; wie auch zur Reitkunst, oder Art und Weise, wie die Pferde dressiret und zu allerlei Gebrauch abgerichtet werden müssen. Mit beigefügten Anmerkungen über das Pferdereiten der Frauenzimmer, über das Wettrennen der Engelländer und starke Traben der Holländer; dergleichen auch, was für die Krankheiten und Gebrechen der Pferde, erfordert wird und wie sie zu kuriren sind, und eine kurzgefaßte Abhandlung von der Stuterei, Füllen- und Pferdezucht. Alles mit nöthigen K. Taf. versehen und verf. durch L. W. F. von Debschelwitz ꝛc. Leipz. 1766. 334. S. gr. 8vo. Ein kleines, aber unentbehrliches Werk

12) l'Utile à tout le monde. Ou le parfait Ecuyer militaire & de campagne, divisé en IV. Livres 1) de la connoissance du Cheval. 2) de la Cure des Chevaux. 3) de la Ferrure. 4) des qualités & devoirs du parfait Ecuyer; par le Sgr. A. de Weyrother &c. à Bruxelles. Tom. I. & II. in 8vo.

13) Tha

13) The Hiſtory and Art of Horſemans-hip. &c. by. S. Berenger. Lond. 1771.

14) Herrn von Garſault Unterricht für Liebhaber der Pferde und Reiter. Aus dem Franz. überſetzt von D. J. G. Krünitz. Berl. 1770. 106. S. 7 K. Taf. in 8vo.

15) Wirthſchaftliche Regeln, die man bei Wartung der Pferde zu beobachten hat, ſtehen in den geſellſchaftl. Erzählungen ꝛc. Hamb. 1753. 8vo II. Band S. 129 — 144. Eben dieſe Regeln ſind auch im Anhang zu des Hrn. von Saunier vollſt. Kenntniß von Pferden p. 561 mit Anm. enthalten.

Von den meiſten dieſer und mehrerer hierher gehörigen Schriften iſt im IV. Bande der Berlin. Samml. ausführlichere Nachricht ertheilet worden. M.

Erklärungen aller äußern

Theile des Pferdes.

Da man sich auf so vielfältige Weise mit diesem edlen Thiere zu beschäftigen und von selbigem so mancherlei Nutzen, Vergnügen und Bequemlichkeiten einzuernten pfleget; so hat man auch gleichsam eine besondere Sprache zu erfinden sich bemühet, deren Wörter den Künsten, die sich auf diese Thiere beziehen, gewidmet sind. Man ist also genöthigt, sich erst alle Kunstwörter, womit man alle Theile seines Körper zu benennen pfleget, und sodann die Vollkommenheiten und Mängel eines Pferdes bekannt zu machen, um über die Vorzüge oder Mängel eines Pferdes ein richtiges Urtheil fällen zu können.

Die beiden Theile des Pferdekopfes, welche mit den Schläfen am Kopf eines Menschen übereinkommen, werden die Augenadern (Larmiers) genennet. (S. VII. Ta-

fel A.) Die Augengruben (Salieres) (Ibid. lit. B.) liegen an beiden Seiten zwiſchen dem Auge und dem Ohre über den Augenbraunen. Bei den Augen unterſcheidet man eigentlich nur zween Theile, das Glas und den Grund des Auges. Durch das Glas verſtehet man den äußern Theil oder die Hornhaut, unter dem Grund aber die innern Theile, welche man durch die Oefnung des Sterns oder der Prunelle wahrnimmt, wenn man durch das Glas oder durch die Hornhaut ſiehet. Die Ohrendrüſen (C.) zwiſchen dem Ohr und dem Winkel des Kinnbackens, heißen eigentlich die Feifel, (Avives.) Der vordere Theil des Kopfes aber, von den Augen bis an die Naſenlöcher, das Stirnblatt, (Chanfrein) (S. lit. D.) den Knorpel, (E.) woraus der Umfang der Naſenlöcher gebildet wird, und womit ſie oben ſowohl, als vorn eingefaßet ſind, belegt man mit dem Namen der Maus (Souris). Das Ende der Naſe iſt eigentlich das Schloß (Cloiſon lit. F.) oder die Scheidewand, welche die Naſenlöcher (Naſeaux) von einander trennet. Solleyſel beleget *) aber den Theil

der

*) S. Le veritable & parfait Marechal. à Paris 1672. p. 3.

der Lefze, der sich unter den Nasenlöchern befindet, mit dem Namen der Nase.

Der untere Kinnbacken der Pferde wird Ganaße (Ganasse, Ganache) genennet. Die Knochen der Ganaße gehen an beiden Seiten des Kopfes von dem Auge, bis an die Stelle (G.) bei der Kehle und von dieser bis an das Kinn. Der Bart (Barbe, Barbouchet) ist eigentlich der Ort (I.), wo sich die beiden Knochen der Ganaße über dem Kinne und auswendig an dem untern Kinnbacken vereinigen. Die von beiden Knochen der Ganaße gebildete und von der Kehle bis an den Bart sich erstreckende rinnenförmige Höhlung, führet, wie die Höhlung, in welcher die Zunge lieget, den Namen des Kanals (Canal, Braie, Auget.)

Unter den sechs Schneidezähnen in jedem Kinnbacken des Pferdes werden die beiden vordersten, Zangen (Pinces), die darangrenzenden, Mittelzähne (Mitoyennes), die letztern aber an jeder Seite, Eckzähne; die beiden Hundszähne, die von den Schneidezähnen etwas entfernt stehen, Haken, (Crocs, Crochets, ecaillons), die leeren Räume aber zwischen den Schneidezähnen und Backenzähnen, die Laden oder Buhler (Barres), und die Ungleichheiten oder die Runzeln, welche quer über den

Gaum

Gaum des Pferdes weggehen, Furchen oder Kerben (Sillons ou Crans) genennet.

Der Hals (Encolure) nimmt seinen Anfang oben bei der Mähne und endiget sich unten bei der Kehle. (K.) Der Theil der Mähne, der oben auf dem Kopf, zwischen beiden Ohren über die Stirn herabfällt, heißt eigentlich der Schopf (Toupet). Die Kehle läuft unten am Halse von einem Ende bis ans andere hin, oder sie erstreckt sich von der Gamaße (G.) bis an die Brust.

Der Ort M., wo die beiden Schultern eben zwischen dem Halse und dem Rücken zusammen gehen, wird eigentlich das Vorderroß, oder der Wiederriß (Garrot) genennet, und hier endigen sich zugleich Hals und Mähnen. Die Schultern N. erstrecken sich vom Vorderroß bis an den Kegel (le Haut du Bras) O. oder bis an den obern Theil des Vorderschenkels. Manche türkische, barbarische Pferde haben am Hals oder an der Schulter, bald höher, bald niedriger, ein ziemlich tiefes Loch, welches man unter dem Namen des Lanzenstoßes kennet. (Coup de Lance.) *) Der Theil

P.

*) Die Ursache dieser Benennung findet man in Hrn. von B. Nat. Hist. 4to II. B. S. 124.

P. vorn unter der Kehle an dem Ort, wo sich die Schultern endigen, heißt eigentlich die Brust (Poitrail). Der Rücken Q. erhält insgemein den Namen der Nieren (Reins). Er fängt beim Vorderroß an und gehet, längs dem Rücken hin, bis ans Kreuz, oder bis an die eigentlich so genannte Nieren, die sonst auch Lenden (Rognons) heißen. Wenn Pferde gut bei Leibe sind und ein breites Rückgrad haben, so lieget dieses tief darinnen und die an jeder Seite sich erhebende Muskeln bilden, längs dem Rücken hin, eine Art von einem Kanale bis an den Schwanz. Von solchen Pferden sagt man, sie haben doppelte Nieren (Reins douples).

Die Stelle R. zwischen dem Rücken und Nieren heißt der Nabel (Nombril). Die wahren Nieren oder Lenden S. aber fangen an dem Ort an, wo sich die Ribben endigen und hören am Kreuze auf. Gewöhnlichermaßen hat bei den Pferden die ganze von den Wirbelbeinen gebildete Säule die Benennung der Nieren erhalten.

Die Seiten T. werden von den Ribben gebildet und befinden sich zur Rechten und Linken unter dem Rücken. Die Hölung, welche von den Ribben umschlossen ist, heißt insbesondere der Bauch oder Wanst (Coffre).

Wenn

Wenn man den untern Theil des Körpers an dem Orte des Brustbeins V. und an den untern Theilen der Ribben den Bauch nennet, so ist er in diesem Verstande am Pferde das, was bei den Menschen den vordern Theil der Brust ausmachet.

Die Flanken X. (Flancs) befinden sich am Ende des Bauches, wo die Ribben aufhören, unter den Nieren (Rognons), und gehen bis an die Hüftbeine. Die Hüfte oder Anke Y. wird vom Hüftknochen, wie bei den Menschen, gebildet. An diesem Knochen endigt sich, an der Seite des Kreuzes, der obere Theil der Flanke. Das Kreuz oder die Gruppe (Croupe) Z. ist rund; es erstreckt sich von den Lenden bis zum Schwanze. An diesem unterscheidet man die Schwanzriebe (Troncon) und den Schweif (Crins) oder die langen Haare die an der Schwanzriebe herunter hängen. Die Backen des Pferdes (Fesses) a. liegen unter dem Kreuz und dem Anfange des Schwanzes. Sie erstrecken sich bis an den Ort, wo die Hinterschenkel mit dem Körper vereiniget sind.

Die Schulter begreift bei den Pferden die Schaufel oder das Blatt (Omoplata) b. und das Schulterbein (Humerus) c., folglich die Theile in sich, welche bei den

Men-

Menschen die Schulter und den Oberarm ausmachen. Der wahre Arm der Pferde scheint also mit der Schulter in einem fortzugehen, weil er mit dem Körper unter einer und eben derselben Haut vereinigt ist. Der Ellenbogen d. liegt also hinten, wie bei den Menschen. Allein beim Pferde liegt er zu oberst an dem Vorderschenkel gegen die Ribben, an dem Orte, wo er vom Körper abgesondert zu werden anfängt. Der erste Theil des Vorderschenkels, welcher vom Körper abgesondert ist, wird der Arm (Bras) oder Kegel genennet, und stellet eigentlich den Vorderarm des Menschen vor. Der äußere oder dicke Theil des Armes heißt Gros du Bras e. an dessen innern Fläche lauft eine Ader weg, die man die Bug- oder vordere Schrankenader (Ars) zu nennen pflegt.

Das Gelenk unter dem Kegel heißt das Knie. f. Die Röhre oder das Schienbein (Canon) ist der zweite Theil g. des Vorderschenkels. Er nimmt bei dem Knie seinen Anfang, und stellet bei den Menschen die sogenannte Mittelhand (Metacarpus), wie das Pferdeknie das Gelenke der Hand, vor. Die Senne hinten an der Röhre h., welche sich von dem einen Ende bis zum andern erstrecket, wird insgemein sehr unge-

geschickt der Nerve des Schenkels genennet. Die Kugel oder Köhde i. (Boulet) ist das Gelenke unter der Röhre. Unter der Zote (Fanon) versteht man den Büschel Haare k., der eine Art eines weichen hinten an der Kugel sitzenden Horns bedecket, welches man den Sporn (Ergot) zu nennen pfleget. Der Feßel l. (Paturon) ist derjenige Theil des Schenkels, welcher sich von der Köhde bis zur Krone ausdehnet. Zuweilen wird von einigen der Feßel ein Gelenke genennt, es soll aber hier eigentlich ein Glied bedeuten. Durch das Wort Krone drückt man die Erhöhung m. aus, welche sich unten am Feßel befindet, und mit langen Haaren bewachsen ist, die rund herum auf dem Huf herabhängen.

Der Huf (Sabot) ist gleichsam der Nagel des Pferdes, und besteht aus dem Horne. Sein vorderer Theil wird der Schuß n., die Seiten aber o. die Wände (Quartérs) genannt. Jeder Fuß ist mit einer innern und einer äußern Wand versehen. Der hintere Theil des Hufes ist ein wenig erhaben, und in zween Theile abgetheilet, welche der Strahl (Talon) heißen. Sie laufen unten am Fuße hin, bis in die Mitte, wo sie durch ihre Vereinigung unter der Fußsohle die Gabel bil-

den. Die Substanz der Sohle ist von Horne. Ihr Horn ist aber härter, als die Gabel, und zarter, als der Huf.

Der Name Backen bedeutet eigentlich das Dickbein des Pferdes, welches mit dem Körper vereiniget ist. Er endiget sich unten und vorn mit der Leiste p. (Grasset) welches eigentlich das Gelenke des Knies ist, wo sich die Kniescheibe befindet. Der erste Theil des Hinterschenkels q., welcher vom Körper abgesondert ist, wird das Dickbein oder der Oberschenkel (Cuisse) genennet. Es erstreckt sich von der Leiste und dem Untertheil des Backen bis zur Kniekehle r., und stellt eigentlich das vor, was bei den Menschen das Schienbein ist. Am Dickbeine des Pferdes wird auch ein gewisser fleischichter Theil s. wahrgenommen, welcher bei den Franzosen le Gros de la Cuisse oder auch Grusset, die Leiste heißt, und mit der Wade an unsern Schienbeinen einige Aehnlichkeit hat; wiewohl der letzte Name bereits eine andere Bedeutung erhalten. Die Kniekehle (Jarret) ist das Gelenk t. unten am Oberschenkel, und biegt sich vorwärts. Bei den Menschen macht es die Fußwurzel aus (Tarsus). Die Spitze der Kniekehle ist eigentlich die Ferse. Die Senne, welche sich daran endiget, kömmt

mit

mit der an den Fersen der Menschen sich endigenden Sehne des Achilles überein, und heißt insgemein die große Sehne oder der starke Nerve des Schenkels (Gros Nerf du jarret).

An allen vier Schenkeln eines Pferdes, und zwar bei den Vordern an der inwendigen Seite der Röhde, ein wenig über und seitwärts dem Knie, bei den Hinterschenkeln ein wenig unter und seitwärts der Kniekehle wird eine kleine Geschwulst ohne Haar, so groß wie eine Kastanie, und so dichte, als ein weiches Horn, bemerket. Man hat ihm den Namen Kastanie, Schwamm oder Sporn (Chataigne, Lichene ou Ergot) auch wohl die Benennung des Spat beigeleget. Allein der Gebrauch des Wortes Sporn ist hier am unrechten Ort angebracht, weil man bereits einen ganz andern Theil mit diesem Namen anzudeuten gewohnt ist. Bei gewissen Pferden pflegt dieser Spat einen auch anderthalb Zoll in die Länge zu wachsen, hernach abzufallen und wieder zu wachsen. Unter der sogenannten Kniekehle der Hinterschenkel befinden sich die Röhre oder das Schienbein und die Kugel x., der Fessel y. und der Fuß z., wie bei den Vorderschenkeln.

Uiberhaupt pflegt man ein Pferd in drei Hauptttheile, nämlich in die Vorderhand (Avant-Main), den Leib und Hinterhand (Arriere-Main) zu theilen. Kopf, Hals und Vorderroß, Schultern, Brust und Vorderschenkel machen die Vorderhand; Nieren, Lenden, Ribben, Bauch und Flanken den Leib; Kreuz, Hüften, Schwanz, Backen, Leiste, Dickbeine, Kniekehle und übrige Theile der Hinterschenkel die Hinterhand aus.

Vermöge noch einer andern allgemeinen Eintheilung des Pferdes in 4 Theile, nämlich in Kopf, Leib, Vorder- und Hintergeschleppe (Train de devant & de derriere) stellt der Kopf einen besondern Theil vor, der Leib ebenfalls, das Vordergeschleppe besteht aber aus dem Hals, den Schultern, der Brust und den Vorderschenkeln, das Hintergeschleppe hingegen aus dem Kreuze, Schwanze, Hüften und Hinterschenkeln.

Wenn jemand fragen sollte, warum bei den Pferden die Schläfe Augenadern, die Ohrendrüsen Feifel, der untere Kinnbacken Ganaße, die Hornhaut des Auges Glas u. s. w. genennet würde; so läßt sich darauf weiter nichts antworten, als daß diese Folter des Gedächtnisses ein Uiberbleibsel einer großen Barbarei oder vielleicht einer

ner geheimnißvollen Pedanterei sey. Denn alle diese verschiedene Benennungen einer und eben derselben Sache scheinen sich blos auf einen Mischmasch von Sprachen zu gründen. Quacksalber, die gern mit leeren Worten zu Markte ziehen, behalten den Gebrauch derselben bei, und legen den Vernünftigen den unbeschreiblichen Zwang auf, sich ebenfalls damit bekannt zu machen *).

*) Von den Theilen der Pferde und ihren Benennungen kann man außerdem nachlesen Herrn von Reitzensteins vollkommenen Pferdekenner p. 3—5. Freiherrn von Sinds vollst. Unterricht eines Stallmeisters ꝛc. Gött. 1770. Fol. p. 3—10. P. C. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen ꝛc. 1. Theil Kopenh. 1771. 8vo. p. 4—11.

Von den unterschiedenen Benennungen der Farben der Pferde *).

Die große Mannigfaltigkeit von Farben und Schattirungen hat zu einer eben so großen Menge von Benennungen derselben Anlaß gegeben. Ein Pferdekenner muß diese Namen und Kunstwörter verstehen, und sich zugleich erinnern, daß man, um sich kunstmäßig auszudrücken, nicht sagen darf: das Pferd hat diese oder jene Farbe, sondern: Das Pferd hat dieses oder jenes Haar, diese oder jene Haut. Wir wollen hier so kurz, als möglich, von dem unterschiedenen Haar der Pferde reden.

Man

*) S. v. Reitzenstein l. c. p. 10. v. Eind l. c. p. 10.

M.

Man theilt an den Pferden die Farben des Haares in einfache, zusammengesetzte und seltsame oder außerordentliche (Bizarres). Die einfachen sind: Das Weiße, Isabellenfarbige, Fuchsfarbe (Alzan) braun (bai) und schwarz. Die zusammengesetzten Farben sind: grau und Wolfsgrau; (louvet) (rouan rubican) die außerordentlichen bestehen in der Tigerfarbe, Schäckenfarbe (pie) Porzellanfarbe und Pfirsichblüthfarbe (aubert).

Das Bai ist die röthliche Kastanienfarbe und hat viel Schattirungen; lichtbraun (bai clair ou lavé), schwarzbraun (bai chatain, bai marron, bai brun), goldbraun (bai doré), blutbraun (bai sanguin ou ecarlate) und spiegelbraun (bai à miroir). Die schwarz- oder dunkelbraunen Pferde haben eine fast schwarze Farbe, außer daß die meisten an den Flanken und am Ende der Nase roth sind, welches man durch den Ausdruck andeutet: Sie haben Feuer. Goldbraun heißt eigentlich ein gelbes Haar. Spiegelbraune Pferde sind eigentlich diejenigen, welche auf dem Kreuze mit Flecken von dunklerer oder hellerer Bräune, als der übrige Körper hat, bezeichnet sind. Uiberhaupt aber pflegen alle braune Pferde an den äußern Theilen,

Mähnen und Schweife ganz schwarz zu seyn.

Von der schwarzen Farbe hat man dreierlei Arten: Das Lichtschwarze (noir mal teint) das gemeine Schwarze und das Agatschwarze (noir gai ou jais). Das erste hat eine braune oder braunröthliche Schattirung. Die Flanken und äußern Theile zeigen sich mehrentheils bleicher, als der übrige Körper. Das Schwarze ist so gemein, als das Braune (bai); das Agatschwarze hingegen glänzend und sehr schwarz. Man pflegt auch dem sehr lebhaften Schwarz den Namen mohrenschwarz (Noir more ou moreau) beizulegen, und solche Pferde Rappen zu nennen.

Das Isabellenhaar ist gelblich. An manchen Pferden dieser Art sind Schweif und Mähnen weiß, an anderen aber isabelfarbig und schwarz. Auf dem Rückgrade der letztern wird man gemeiniglich bis auf den Schwanz einen Streif gewahr, den man den Mauleselstreif (Raie de Mulet) nennet Unter den vielerlei Schattirungen dieses Haares heißt diejenige, welche das wenigste gelb hat, Milchsuppenfarbe (Soupe de lait). Sie besteht aus einem unreinen oder mit einer sehr leichten gelben Farbe vermischten Weiß, gleich der Farbe einer

mit

mit Eidotter vermischten Milchsuppe. Die helle Isabelfarbe hat ein wenig mehr Gelbes, die gemeine noch mehr, und die Hochgelbe (Isabelle doré) pralet mit einem noch lebhaftern Gelb. Am allermeisten ist die sogenannte tiefe Isabellenfarbe mit dem Gelb gesättigt.

Das Wolfsgrau (Louvet) oder Wolfshaar kömmt wirklich der Farbe des Wolfes besonders nahe. Man hat licht- und dunkelwolfsgraue Pferde, die alle durch eine Mischung von Isabellfarbe oft auch durch einen Mauleselstreif bezeichnet sind.

Die Fuchsfarbe (Alzan) stellt eine Art des Rothen oder Zimmtfarbenen (bai) vor, und hat vielerlei Schattirungen, als lichte Fuchsfarbe, wie das Kuhhaar, gemeine Fuchsfarbe, rothe Fuchsfarbe (alzan bai), dunkle und matte Fuchsfarbe, die tiefe oder braune Farbe der Schweißfüchse (alzan brulé). Auch giebt es unter den Pferden Füchse mit weißen, ingleichen andere mit schwarzen Mähnen und Schweifen.

Wenn ein braunes, ein schwarzes Pferd oder ein Fuchs auf seinem Körper, besonders an den Flanken, mit weißen Haaren eingesprenget ist, so nennet man solches stichelhärig (rubican).

Die Farbe der Rothfüchse oder Roth-schimmel (Rouan) ist eine Vermischung vom Rothen und Weißen, oder des Weißen, des unreinen Grauen und Braunen (bai). Man unterscheidet eigentlich drei Arten dieser Vermischung oder des rouan; nämlich das gemeine, das weinfarbige, welches mehr ins Rothe fällt, und das Maurische (Rouan cap - de maure). Die Pferde dieser Art haben einen weißen Kopf, weiße Enden der Glieder, und sind übrigens Rouanfarbig oder unrein, schmutzicht grau.

Die grauen Pferde unterscheiden sich durch ein aus weiß und schwarz oder braun gemischtes Haar. Sie haben unterschiedene Benennungen, als: Apfelschimmel (Gris pommelés), Silbergraue, Schmutziggraue u. s. w. Die erstern sind auf dem Leibe mit viel runden, ziemlich gleich vertheilten, theils schwärzern, theils weißern Flecken bemalet. Die silbergraue Pferde haben auf einem weißlicht glänzenden Grunde nur wenig schwarze Haare. Das Haar der schmutzgrauen Pferde ist mit vielem Braun, Schwarz und Weiß gemischt. Man hält sehr auf diejenigen, welche dabei weiße Mähnen haben. An den Braungrauen findet man viel Schwarzes und wenig Weisses, an den rothgrauen eine Mischung von

Braun,

Braun, Schwarz und Weiß. Das Weiß-graue ist durchgängig aus Braun (bai) gemischet. Das Forellengrau (gris truité) hat einen weißen, mit kleinen länglichten rothen Flecken besprengten Grund, die allenthalben ziemlich gleich ausgetheilet sind. Das Krammetsvogelgrau (gris tourdille) ist, wie an diesen Vögeln, ein unrein Grau. Die Pferde dieser Art haben unter den weißen röthlichte und viel schwarze Haare. Das Staargraue (gris étourneau) hat ebenfalls von der Aehnlichkeit mit der Farbe dieser Vögel den Namen erhalten. Die grauen Pferde mit Brandflecken (gris tissonnés ou charbonnés) haben, auf einem weißen oder grauen Grunde, schwarze, fast handbreite Flecken, welche so unordentlich ausgetheilet sind, als ob man sie mit einem Stücke brennenden Holze oder mit einer glühenden Kohle von ungefähr gemahlt hätte. Wenn diese Flecken breit sind, nennt man diese Pferde auch Tiger. Die mausefahle Pferde (gris de souris) pflegen an den Enden der Glieder gemeiniglich schwarz und mit einem Mauleselstreif bezeichnet zu seyn. Alle graue Pferde werden im Alter weiß, weil ihre braunen oder schwarzen Haare mit der Zeit verbleichen. Nur höchst selten erblickt man

ganz weiße Füllen. Ob aber ein altes Pferd graues Haar gehabt, läßt sich aus den Uiberbleibseln der grauen Farbe an den Knien und Kniekehlen beurtheilen.

Unter der sogenannten Porzellanfarbe versteht man ein mit blaulicht schieferfarbenen (bluâtre d'ardoise) Flecken vermischtes Grau, welches mit einem weiß und blauen Porzellan einige Gleichheit zu haben scheint.

Pfirsichblüth (aubert, millefleur) wird eine ziemlich verwirrte Mischung aus Braun (bai), Weiß und Fuchsfarbe genennet, weil sie der Pfirsichblüthe nahe kömmt.

Die Schäcken haben große unordentlich ausgetheilte Plätze von weißer und anderer Farbe. Nach dem Unterschiede der Farben, welche sie außer der weißen haben, werden sie in Schwarz = Braun = und in Rothschäcken getheilet.

Unter allen Pferden hält man diejenigen für die schönsten, welche an dem Aeussersten der Glieder, an den Mähnen und am Schweife schwarz gezeichnet sind: wenn sie aber an den Flanken und am Aeußersten der Glieder keine so tiefe Farbe, als am übrigen Körper, sondern gleichsam eine verwaschne Farbe (lavée) haben, pflegt man sie nicht sonderlich zu achten.

Pferde, woran gar kein weißes Haar zu finden ist, werden Zains genennet.

Ein weißer Fleck an der Stirn eines Pferdes heißt eine Bläße oder Stern. Man sieht ihn von unterschiedener Größe. Geht aber dieses Merkmal, als ein weißes Band, von der Stirn am ganzen Kopf herunter, so nennen den Fleck die Franzosen Chanfrein blanc oder belle face. Man hat es nicht gern, wenn sich der Fleck über die Augenbraunen hinweg oder bis ans Ende der Nase ausdehnet. Nimmt ein solcher Fleck die ganze Unterlefze mit ein, so sagen die Franzosen: le cheval boit dans son blanc, oder das Pferd säuft aus seiner Bläße *).

Wenn ein Pferd unten am Schenkel weiß ist, nennet man dieses Zeichen Balzane. Findet man es oben mit Zacken nach Art einer Säge oder wie Zähne gezeichnet, so heißt

*) Man hat unterschiedliche Mittel, künstliche Bläßen oder Sterne zu machen, oder die Augenbraunen und das übrige Haar weiß, grau, braun oder schwarz zu färben. In der ersten Absicht schneidet oder brennet man die Haut, worauf das neu hervorwachsende Haar nach geheilter Wunde ganz weiß wird. Die künstliche Farben dauern aber nur so lange, bis ein Pferd sich häret, und wieder junges Haar in seiner natürlichen Farbe hervorkeimt.

heißt es Balzane dentelée; schwarzgefleckte weiße Schenkel erscheinen in einem sogenannten Balzane Erminée ou mouchetée, (jambe herminée). Wenn das Merkmal bis an die Kniekehle reichet, sagt man: Das Pferd ist zu hoch geschuhet (Le Cheval est chaussé trop haut). Hat ein Pferd ein solches Zeichen am Hinter- und Vorderschenkel auf einer und eben der Seite, so wird es Travat, es wird aber Trastravat oder Transtravat genennet, wenn die Balzanen am rechten Vorder- und linken Hinterschenkel, oder umgekehrt, wahrgenommen werden. Vier weiße Schenkel machen einen Balzan an allen vier Füßen aus.

Bei der unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit aller Farbenmischungen ist es gar wohl möglich, Pferde zu finden, deren Farben mit keiner von den jetzt beschriebenen völlig übereinstimmen; allein wenn sie nur derselben etwas nahe kommen, so wird man sie leicht ausdrücken können, wenn man mit den angenommenen Benennungen kleine Veränderungen zu machen weiß.

Einige Pferdekenner vermuthen, daß die Pferde, welche graues, besonders unrein graues Haar haben, leicht ein schlechtes Gesicht bekommen, und daß die hellfarbigen, vornämlich wenn die Farbe auf den Flan-

ken und am Ende der Nase nicht so tief, als am übrigen Körper ist, nicht so viel Kraft und Munterkeit, als andere, haben. Allein die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Merkmale sehr oft trügen. Man hat also die Farben blos insofern in Betrachtung zu ziehen, als man ihnen einen Einfluß auf die Schönheit und auf den Preis der Pferde zugestehen muß.

Alle Pferde aus den morgenländischen und mittägigen oder aus den wärmsten Ländern, als die türkische, persische, arabische und barbarische Pferde haben weit kürzere und struppichtere Haare, als andere; unstreitig liegt hiervon der Grund in der Temperatur des Himmelsstriches.

Die Aehre oder Molette ist eine Stellung der Haare, da dieselben fast wie die Blätter einer einfachen Blume stehen. Man hat sie daher auch mit einer kleinen Nelke verglichen. Die Haare gehen gleichsam aus einem gewissen Mittelpunkte hervor, und breiten sich dergestalt aus, daß sie eine kugelförmige Höhlung, wie einen kleinen Trichter bilden. Gemeiniglich erblickt man dergleichen Aehren an der Stirn, auf der Brust, und auf dem Bauche bei den Dickschenkeln.

Unter dem römischen Degen versteht man einen Striemen, der von Haaren gebildet wird, die gegen den Strich stehen. Er ist nichts anders, als eine verlängerte Aehre, deren Figur man mit einem Degen verglichen hat, wie sie bei den Römern gebräuchlich waren. Dieser römische Degen läuft längs oben am Halse bei der Mähne hin, und wird an wenig Pferden bemerket, von gewissen Liebhabern aber eifrigst aufgesuchet.

D.

Von

Von den

Unvollkommenheiten der Pferde

in

Ansehung der äußern Bildung *).

Ein Pferd mit einem großen eckichten Kopf (Tête quarrée) sieht nicht allein ungestalt und häßlich aus, sondern es pflegt auch schwer an der Hand zu seyn. Die sogenannten Speckköpfe (Têtes grasses) sind vorzüglich zu Augenkrankheiten geneigt. Indessen würden sie keine gesundere Augen ha-

*) S. Le veritable & parfait Marechal &c. par le Sieur de Solleysel. 4to. à Par. 1672. Le Nouv. & parfait Marechal &c. par Mr. de Garsault. 4. à Paris 1746. L'Ecole de Cavalerie par Mr. de la Guériniere. in Fol. Par. 1751. Herrn von Reitzensteins Pferdekenner ꝛc. p. 27. f. Abilgard l. c. p. 12—91.

M.

haben, wenn der Kopf allzu dürre und von Fleisch entblößt wäre; denn das Aeußerste ist allemal gefährlich. Ein großer aber nicht fetter Kopf kündigt zwar keine schlechte Augen, aber doch allemal eine Unförmlichkeit und unedle Mine an. Ein allzulanger Kopf (Tête de vieille) wird unter die Fehler eines Pferdes gerechnet.

Ein Pferd trägt seinen Kopf nicht gut, wenn sich das Ende der Nase nicht mit der Stirn in senkrechter Linie befindet. Steht das Ende der Nase voraus, so heißt es: die Nase strecken oder nach dem Winde tragen, (Tendre le nez, porter au vent, tirer à la main); steht es hinterwärts, so zeigt es von einem schweren Kopfe. Der obere Theil des Kopfs darf auch nicht höher, als der Hals seyn, wenn man sagen soll, daß er gut stehe.

Pferde mit hängenden dicken Ohren werden Lappohren (oreillards) genennet; wenn aber die Ohren, vornämlich unten, allzuweit von einander abstehen, sind sie gut gestellet. Von einem Pferde, dessen Ohren oberwärts nicht näher, als unten zusammen stehen, sagt man: es hat kein muthig Ohr. Bei jedem Tritte die Ohren, wie die Schweine, sinken zu lassen, ist ein großer Fehler an Pferden.

Das

Das Pferd hat eine stumpfe Nase, (Le Cheval est camus) heißt so viel, als die Stirn, welche, wie bei dem Widder heraus stehen sollte, ist bis zur Unförmlichkeit tief und eingefallen.

Große, hervorragende und gleichsam aus dem Kopf heraus tretende Augen scheinen Dummheit und Schwermuth an einem Pferd anzukündigen. Kleine tiefliegende, oder sogenannte Schweinsaugen, geben dem Pferd ein trauriges Ansehen und beweisen oft ein übles Gesicht.

Die Merkmale von einem guten Gesichte des Pferdes erfordern ungemein viel Aufmerksamkeit, ehe man sich davon überzeugt halten kann. Vornämlich muß man ein Pferd gegen das Licht stellen und beobachten, ob es davon geblendet wird. Unter die ungewisse Proben gehöret die Gewohnheit, mit der Hand nach dem Auge zu fahren und Acht zu geben, ob es dieselben zumacht, oder nicht? Der Eindruck der hierdurch in Bewegung gesetzten Luft kann veranlassen, daß ein solches Pferd seine Augen zumacht, ohne das zu sehen, was man ihm vorhielt. Man pflegt auch sein eigen Auge nahe an das Auge des Pferdes zu halten, um zu sehen, ob die Gegenstände in der Hornhaut, wie in ei-

nem Spiegel, abgebildet werden. Das ist aber eine sehr trügliche Probe. Denn hierzu wird nichts, als blos eine glatte Haut erfordert. Man muß also durch die Hornhaut hindurch sehen können, wenn man sich von ihrer Durchsichtigkeit versichern und überzeugen will, ob das Glas trübe, ob es doppelt, oder von schlechter Farbe ist? Denn eigentlich muß es so hell und durchsichtig! seyn, daß man die Prunelle deutlich sehen kann. Ein trübes und übergognes Glas zeigt von einer Neigung der Pferde zu Flüßen. Ein Auge kann zwar, wenn ein Augenlied durch einen Zufall zusammen gezogen ist, kleiner, als das andere, und doch gut seyn, wenn es weder trübe, noch braun aussiehet.

Es giebt auch Krankheiten, die von selbst wieder verschwinden und nur auf kurze Zeit ein trübes Gesicht verursachen. Dahin gehören die Drüse (La gourme) wie auch der Durchbruch der Milchzähne und Haken des obern Kinnbackens. Ein kleiner weisser Fleck am Grunde des Auges, heißet der Drache (Dragon). Mit der Zeit breitet er sich weiter aus und pflegt alsdann die Prunelle so stark einzunehmen, daß ein solches Pferd auf dem einen Auge blind wird, ohne daß man ihm helfen kann. Die Ursache

sache, warum dieser Fleck der Drache genennt worden, liegt eigentlich darin, weil er zuweilen auch braunroth und schwarz werden, auch die Gestalt eines kleinen schlänglichten Wurmes oder einer kleinen gekrümmten Schlange anzunehmen pfleget. Wenn die Prunelle weißgrünlicht aussieht, so nennet man ein solches Auge oeil cul de verre. Allemal entstehen eben daraus nicht einäugige Pferde, allein es ist wenigstens immer zu befürchten. Eine Prunelle, die mehr Weißes, als Grünliches zeigt, macht eigentlich das aus, was an einem Pferde das Schmerlauge (oeil veron) genennet wird.

Wenn die beiden Knochen des untern Kinnbackens zu groß, zu rund, zu fleischicht sind, so nennt man diese Unförmlichkeit eine plumpe Ganaße (ganasse quarrée). Stehen aber diese beide Knochen zu nahe an einander, und der Kanal, welchen sie bilden, ist nicht breit und sichtbar genug, so ist dieses ebenfalls ein Fehler der Bildung; weil das Pferd mit den Wänden dieses Kanals die Kehle nicht berühren kann; welches man im Französischen se ramener zu nennen pflegt. Dieser Fehler hindert wenigstens ein Pferd, seinen Kopf wohl zu tragen, wofern der Hals nach

dem Verhältniß der Enge des Kanals, nicht dünne genug ist. Eine bemerkte Geschwulst an diesem Ort ist ein sichres Merkmal einer Krankheit.

Ein allzu großes oder allzu kleines Maul erlaubt keine bequeme Lage des Gebißes. Im erstern Fall liegt es zu nahe an den Stockzähnen und man sagt alsdann im Französischen: Le Cheval boit la bride. Im andern Falle runzelt das Gebiß die Lefzen zusammen und liegt auf den Haken. Wenn die Lefzen zu groß oder zu fleischicht sind, so bedecken sie die Laden und verhindern die Wirkung des Gebißes, welches bei den Franzosen S'armer des Levres heißt. Der Gaumen ist bei dem Gebiße allzuempfindlich, wenn er allzu dicke und fette Furchen hat. Man muß aber wohl merken, daß man bei alten Pferden überhaupt den Gaumen und das Zahnfleisch nicht so fleischicht, als bei jungen findet.

Die Laden müssen erhaben seyn und einen Kanal bilden, worin die Zunge bequem liegen kann, ohne über zu ragen. Sie müssen auch weit vom Fleisch entblößet seyn, daß sie das Gebiß empfinden können. Allzu scharfe Laden verursachen den Fehler einer allzu großen; allzu niedrige, runde und fleischichte hingegen den Fehler einer

allzu geringen Empfindlichkeit bei den Pferden. Die Zunge muß in genauem Verhältniß mit der Hölung des Kanals stehen, worin sie lieget. Geht sie darüber hinaus, oder ist sie so dicke, daß sie sich über die Laden erhebet, so ist es ein Fehler, welcher den Eindruck des Gebißes verhindert.

Auch der Bart muß das Seinige zur Güte des Mauls beitragen. Wenn die beiden Knochen, woraus es gebildet wird, allzuweit von einander stehen und zu wenig Vorsprung haben, so ist er zu platt und hat nicht Empfindlichkeit genug; weil alsdann die Kinnkette nur auf den Seiten ruhet. Stehen aber diese beiden Knochen allzu nahe zusammen und allzuweit hervor, so ist ein solcher Bart allzu erhaben und allzu empfindlich, weil die Kinnkette alsdann blos in der Mitte aufliegt. Hat endlich der Bart allzuviel Haare, oder ist er allzu fleischicht, ist er harthäutig oder schwächlich, so zeigen diese Fehler eine zu geringe Empfindlichkeit und schlechte Wartung oder Pflege des Pferdes an.

Von übelgebauten Hälsen giebt es drei Hauptarten: den verkehrten, den falschen und hängenden Hals. Der erste wird auch der Hirschhals genennet, weil er in Ansehung der Stellung, eine Aehnlichkeit mit

dem Halse dieses Thieres hat. Er machet vorn eine Erhöhung, vom Kopfe bis an die Brust. Der falsche Hals ist längs der Kehle hin senkrecht und hinten über dem Vorderroße bemerkt man eine Vertiefung, welche man den Axthals (Cou de hache) zu nennen pfleget. Die letzten sind endlich diejenigen, die wirklich auf die eine oder die andere Seite zu hängen scheinen, weil sie bei der Mähne zu viel nach der einen Seite fallendes Fleisch haben. Die dicken und breiten Mähnen werden für unförmlich und ungeschickt erklärt, weil sie den Hals beschweren und ihn zuweilen hängend machen.

Wenn, bei einem runden und fleischichten Vorderroße, die Schultern nicht frei sind, so kann der Sattel darüber rutschen und schwer zu heilende Wunden verursachen. Pferde mit fleischichten, dicken Schultern oder im Ausdruck der Kenner: Pferde die an den Schultern beladen sind, (chargés d' épaules) pflegen um ihrer Schwere willen, gern zu stolpern, und sind blos als Zugpferde zu brauchen, sie müßten denn bewegliche Schultern haben. Auch diejenigen, welche an jeder Seite der Brust große und vorstehende Gelenke haben, sind, wes-

wegen der Schwere ihrer Schultern, die sie stärker zum Ziehen macht, blos zum Fuhrwerke geschickt. Einen offenen Vordertheil haben, ist soviel, als mit einer breiten Brust versehen seyn. Wenn das Vordertheil bei den Schultern so schmal und enge ist, daß die Vorderschenkel oben einander fast berühren, so ist ein Pferd am Vordertheile schwach, und wenn es geht, in Gefahr, die Schenkel über einander zu schlagen und zu fallen. Schultern, die gleichsam gebunden, erstorben und ohne Bewegung sind, heißen vernagelte Schultern (Epaules chévillées). Dieser Fehler verursachet einen harten und schweren Gang, er setzt sie alle Augenblicke in Gefahr, zu stolpern und richtet ihnen die Schenkel in kurzem zu Grunde. Die meisten Reitpferde mit allzu magern Schultern sind auf solche Art vernagelt.

Je kürzer die Nieren bei einem Pferde sind, desto besser galopirt es; allein es geht keinen so guten Schritt, und weil sich der Mittelpunkt der Bewegung allzunahe bei dem Sattel befindet, so muß dieser Bau dem Reiter nothwendig zur Last fallen. Ein Pferd mit einem langen Rücken hat mehr Freiheit, die Schenkel auszustrecken und einen leichtern Gang, aber zugleich ei-

nen schweren Galop. Von einem Pferde mit niedrigem und holem Rücken sagt man, es sey ensellée. Bei dieser Bildung ist ein Pferd leicht und hat vorn ein schönes Ansehen, weil sein Hals erhaben und sein Kopf hoch stehet: allein es ermüdet geschwinde und ist nicht fähig, schwere Lasten zu tragen.

Platte Pferde heißen solche, deren Ribben enge, abhängig (avalées) und nicht hauchicht genug gebildet sind. Bei diesem Fehler können sie keinen Körper bekommen. Ihr Bauch steigt niederwärts und hängt weit herunter. Sie sind plump und ungeschickt, haben wenig Athem, und, wenn auch ihre Nieren gut sind, doch allemal ein schlechtes Kreuz. Wenn sich der Bauch nach hinten zu, wie bei den Windhunden erhebt, sagt man gemeiniglich: das Pferd hat keinen Leib oder es ist schmal von Gedärmen (étroit de boyau). Dergleichen Pferde fressen mehrentheils nur wenig, sie pflegen aber doch fast alle hitzig oder gierig zu seyn. Wenn der Bauch tiefer, als die Ribben, herunter geht, und allzusehr angefüllet ist, so nennet man ihn einen Hängebauch oder Kuhbauch. Dergleichen junge Pferde fressen sehr stark, und erre-

gen

gen, wenn sie oft husten, die Furcht, sie haarschlechtig werden zu sehen.

Flanken, die nicht genug ausgefüllet sind, heißen bei den Franzosen Flancs retrouſſées. Hole Flanken verursachen allemal eine Unförmlichkeit. Wenn die letzte kurze Ribbe allzuweit vom Hüftknochen entfernt ist, oder nicht tief genug herabreichet, so bekömmt ein solches Pferd keinen Leib oder verliert ihn leicht und man sagt von ihm: das Pferd hat eine allzukurze Ribbe. Uiberhaupt sagt man von Pferden, die an einem Orte des Hintertheils Schmerzen empfinden, sie haben keine Flanken Ils sont éfflanqués), das ist: Sie haben einen eingefallnen Leib. Wenn die Flanken mehr, als gewöhnlich, schlagebäuchen (wie man zu sagen pflegt), ohne daß ein Pferd übermäßig angegriffen worden, so hat es eine schadhafte Flanke; athmet aber das Pferd nur schwer bei der Arbeit, so nennt man es ein schnaubichtes, (Soufleur gros d' halaine) oder wenn dieser Fehler nicht so merklich ist, ein großathmichtes Pferd. Man unterscheidet es leicht von denen, welche schadhafte Flanken haben, weil das Schlagebäuchen der schnaubichten Pferde sich verlieret, sobald sie zur Ruhe kommen.

Die Kreutze, welche von den Nieren an bis zum Schwanze nicht rund genug zulaufen, und kurz zu seyn scheinen, weil sie zu bald abfallen, werden für ungestalt erkläret und Hangekreutze (Croupes avalées oder culs de prune) genennet. Abgeschliffne Kreutze (croupes coupées) heissen diejenigen, welche hinterwärts nicht weit genug heraus gehen oder groß genug sind. Scharfe und schneidende Kreutze mit plattlaufenden Backen, sind unter dem Namen der Mauleselkreutze bekannt. Indessen pflegen diese Mängel auf die Güte der Pferde keinen besondern Einfluß zu haben.

Wenn die Knochen des Obertheils der Hüften, bei nicht sonderlich magern Pferden, allzuerhaben sind, so rechnet man sie unter die Pferde mit hohen Hüften; Sind sie aber sehr fett, so nennet man sie Pferde mit gehörnten Hüften (Chevaux cornus). Gemeiniglich haben sie diese Gestalt einer flachen Ribbe oder einem niederhängenden Bauche zu danken. Ein Pferd, an welchem eine Hüfte niedriger, als die andere steht, wird von den Franzosen epointé ou enhanoté genennet. Die Bildung der Hüften läßt sich schon aus der Stellung des Schenkels beurtheilen. Steht er zu weit hinter, so sind gewiß die Hüf-

ten zu lang und ein solches Pferd hat niemals viel Stärke ; gehen aber die Hüften senkrecht auf die Kugel, so sind sie zu kurz und der Schenkel kann sich in diesem Fall nicht anders, als mit vieler Beschwerde biegen.

Ein allzuhoch stehender Schwanz verursachet ein spitziges Kreuz ; ein allzuniedrig stehender ist ein Kennzeichen allzuschwacher Nieren. Man urtheilet von der Munterkeit und Stärke eines Pferdes, wenn es den Schwanz, indem ihn jemand aufheben will, stark an sich ziehet. Die mit wenigen Haaren bewachsene Schwänze werden Rattenschwänze (Queues de Rat) genennet. Sie sind eben so fehlerhaft, als die kurzen und als diejenigen Schwänze, die, anstatt bei ihrem Ursprung am Kreuze eine Erhöhung zu bilden, gerade herunter fallen, welches die Franzosen durch ihr porter la queuë en trompe ausdrucken.

Pferde mit allzu engem Bug zwischen den Ribben tragen die Schenkel und den Fuß auswärts ; diejenigen aber, bei welchen der Bug allzu offen ist oder zu weit von den Ribben absteht, tragen den Fuß einwärts. Beide Stellungen sind Merkmale von einer sichtbaren Schwäche.

Unter den mancherlei Arten von Kugeln werden die langen für die stärksten, die kurzen, für die vortheilhaftesten zur Bewegung und Beugung des Schenkels, die dünnen, für ungestalt und für ein Kennzeichen unkräftiger Schenkel gehalten.

Aus dicken, aufgequollenen Knien läßt sich schließen, der Schenkel müsse durchgearbeitet seyn. Diese Muthmassung wird Uiberzeugung, wenn die Knie in der Mitte kahl sind, (couronnés) oder wenn man siehet, daß das Haar, durch öfteres Fallen des Pferdes auf dieselben, und durch keine andere Ursachen abgestoßen worden. Ein großes Knie pflegt ein schweres Pferd anzukündigen und wenn es von Natur ein wenig vorwärts gebogen ist, so daß die Röhre nicht völlig senkrecht steht, wird ein solches Pferd im französischen Brasficourt genennet. Wenn dieser Fehler in der natürlichen Bildung selbst gegründet ist, kann er der Güte des Pferdes nichts schaden; ist er aber durch schwere Arbeit oder von den Spannseilen entstanden, die man ihm zu lange angeleget gelassen, so sagt man, das Pferd sey gebogen (Le cheval est arqué). Allzustark angegrifne Schenkel werden nicht gleich anfangs gebogen, sondern sie fangen, wie die Schenkel der Ziegen, erst

erst von vorne an, vom Knie bis zur Krone gerade zu werden. Fährt man fort, sie mit übermäßiger Arbeit anzugreifen, so verlieren endlich die Schenkel das Vermögen sich auszudehnen; sie bleiben krumm und zittern, sobald ein solches Pferd, nach einem starken Gange, still stehet. Wenn es indessen große Nieren hat, kann es doch, in diesem Zustande der Entkräftung, noch allerlei Arbeiten verrichten. Die an dem Orte des Knies ein wenig hinterwärts gebogene Schenkel werden Kalbschenkel genennet. Ein den sogenannten Brassicours ganz entgegen gesetzter Fehler! Allzudünne Röhren zeigen bei Pferden aus kalten und feuchten Ländern von einer nachtheiligen Schwäche der Schenkel. Geschwulste an den Röhren sind allzeit Merkmale mehr oder weniger gefährlicher Krankheiten der Knochen.

Pferde mit einem zu dünnen Nerven sind nicht fähig, große Beschwerden auszuhalten. Sie stolpern leicht und ihre Schenkel werden rund, oder der Nerve scheint nicht mehr entblößt zu seyn, woraus man immer auf eine Krankheit schließen kann. Zur Sicherheit fährt man gern mit der Hand über den Nerven, um zu fühlen, ob er sich, ohne Geschwulst und Verstopfung, im natürlichen Zustande befindet.

Wenn

Wenn er nur wenig vom Knochen abstehet, so führt er, wegen dieses Fehlers, die Benennung eines Ochsen = oder Kalbesschenkels. In diesem Falle pflegt der Nerve dünne, die Schenkel aber nicht lange gesund zu seyn. Wenn der Nerve beim Knie zu klein wird, so heißt er Nerf failli. Er ist ein Merkmal der Schwäche in diesem Gelenke, zugleich aber ein höchst seltner Vorfall.

Dünne Kugeln sind allzu beweglich und durch diesen Fehler den sogenannten Steingallen (Molettes) unterworfen. Pferde mit etwas beweglichen Kugeln haben aber eine sanfte und gelinde Schnellkraft, welche sie zur Reitbahn und Parade sehr geschickt macht; beim Ziehen aber, beim Zurückschieben und beim Anhalten, wenn es Bergein gehet, sind sie nicht gut zu brauchen. Eine gekrönte Kugel, die nämlich ringsherum, ohne vorhergegangene Verletzung weiter, als der Huf, hervorstehet, beweiset einen stumpf gewordenen Schenkel, welchen die Franzosen durch die Beinamen: Jambe boutée ou bouletée andeuten.

Allzu dünne und allzu lange Fesseln, welche sich so übel tragen, daß der Sporn fast allemal die Erde berühret, verkündigen immer einen Mangel hinlänglicher Kraft.

Wenn

Wenn eben dieser Theil zwar lang ist, aber sich doch in einer guten Lage hält, so ist es ein Zeichen, daß er im Nerven vorzüglich mit hinlänglicher Kraft versehen ist, welches die Kugel verhindert, sich allzusehr zu drehen. Ein solches Pferd ist weiter zu nichts, als zur Parade, zu gebrauchen, weil es keine Strapazen ertragen kann. In beiden Fällen sagt man: die Pferde sind langgelenkicht (long-jointés). Denn die Feßeln führen auch den Namen der Gelenke. Diejenigen aber, die einen Allzukurzen Feßel haben, werden kurzgelenkige Pferde (courts - jointés) genennet. Wenn sich die Knie, die Röhre und die Krone dieser Pferde in einer senkrechten Linie befinden, sagt man: sie sind gerade auf ihren Schenkeln (droits sur leurs jambes) und die französischen Pferdehändler nennen sie Chevaux huchés. Sie stolpern und fallen gern, vertreten auch leicht den Fuß, besonders wenn man ihnen den Stral zu hoch läßt. Sie pflegen auch für den Reiter unbequemer, als die langgelenkichten zu seyn. Bei einigen Pferden ist der Feßel auf einer Seite höher, als auf der andern. Dieser Fehler ist aber nicht beträchtlich, weil man ihm beim Beschlagen abhelfen kann. Das Haar des Feßels

muß vornämlich bei der Krone, nicht straubicht seyn, weil man sonst eine dahinter verborgne Raute oder sogenannte Mauke (Peignes) vermuthen muß.

Wenn die Krone erhabner, als der Fuß ist, so zeiget dieses an, daß der letzte entweder geschwunden oder die erstere geschwollen ist. Dieser Theil ist vornämlich wegen der Schläge in Gefahr, die man Atteintes nennet, und welche das Pferd entweder von einem andern hinten nach gehenden bekömmt, oder sich selbst giebt, wenn es mit seinen hintern Füßen an die vordern stößt, oder sich mit den Griffen oder Eisnägeln (Crompons) verletzet, womit man die Eisen wafnet.

Ein Fuß, welcher für das Verhältniß des Körpers zu klein ist, pfleget schwach und oft schmerzhaft zu seyn, auch nur einen engen Stral zu haben. Ein Fuß, der nur wenig dicke und mit einem mittelmäßigen Stral versehen ist, erhitzt sich leicht auf einem harten Wege, und nöthigt hernach das Pferd zum Hinken. Ein allzu dicker Fuß mit einem dünnen Horne und einer dünnen Sohle, ist ebenfalls schwach und wird ein Speckfuß (Pied gras) genennet. Pferde mit allzu großen Füssen, sind schwer und ungeschickt.

Das weiße Horn gehört unter die unangenehmen Fehler, weil es viel spröder ist, als das Horn von jeder andern Farbe. Es ist nicht schwer, diesen Fehler zu erkennen, wenn das Horn von den Hufnägeln gesprengt wird. Wenn der Huf rund herum hohl in die Quere laufende Reifen hat, werden die Füße gereift (pieds cerclés) genennet. Diese Ungleichheit im Wachsthum des Horns ist von der Hitze und Trockenheit im Fuße herzuleiten, und wird oft eine Gelegenheit zum Hinken. Wenn man einen Theil des Hornes wegnimmt, so wächset wieder neues, welchen Ersatz man ordentlich mit dem Namen einer neuen Wand (Quartier neuf ou Avalare) beleget. Es ist auch eine Art von Unförmlichkeit, weil das neue Horn unebener, dicker und weicher, als das andere, wird. Wenn die Wände zu enge sind, wenn der Huf bei den Spalten der Gabel zu schmal ist, wenn die Strahle in eine Spitze auslaufen, so heißen dergleichen Füße zwanghufig (encastelés). Die auf solche Art gebildete Strahle und Wände pressen das Füßchen oder den im Fuße befindlichen kleinen Knochen, und machen, daß ein solches Pferd entweder hinken muß, oder wenigstens nicht nach seinem Gefallen

gehen kann. Ein zu lang hinten ausgehender Strahl bildet einen zu langen Fuß, der gern zwanghufig und folglich sehr geneigt wird, Rißе (Seimes) in der einen von den Wänden zu bekommen, die zuweilen von der Krone bis an den Huf herabgehen. Schwache Strahle geben der Hand nach, und die niedrigen sind nicht dicke genug. Beide geben Gelegenheit zum Hinken, weil sie nicht genugsamen Widerstand zu thun vermögend sind. Eben dieses erfolgt auch leicht, wenn der Huf unten zu breit ist, und die Wände sich aufwärts werfen, oder wenn die Pferde flachhufig sind (le pied est plat), in welchem Fall die Gabel an der Erde aufstößet. Ist aber das Horn der Gabel zu breit, welches eine fette Gabel heißet, die gemeiniglich bei niedrigen Strahlen vorkömmt, so ist ein solches Pferd eben dieser Beschwerde aus gleicher Ursache unterworfen. Eine magere, enge, kleine ausgedörrte Gabel erreget immer den Verdacht eines Hufzwanges (Encastelure).

Eine zu dünne Sohle wird leicht niedergetreten; eine zu hohe geht über das Horn heraus, und wenn der Fuß unten nicht hohl ist, so sagt man, das Pferd ist vollhufig (le Cheval a le pied comble). Es geht

also auf der Sohle, und muß nothwendig sich verletzen und hinken. Der Pflug ist alsdann seine einzige Bestimmung.

Alles, was von der Röhre, der Kugel, dem Feßel, der Krone und dem Fuße der Vorderschenkel gesagt worden, läßt sich auch auf eben diese Theile bei den Hinterschenkeln anwenden. Es ist also nur wenig übrig, was von den leztern besonders erwähnet werden muß.

Magere Dickschenkel (Cuisses) zeigen von einer Schwäche im Hintertheil des Pferdes. Wenn sie allzunahe beisammen stehen, oder inwendig nicht offen sind, so heißt es bei den Franzosen: le cheval est mal gigoté, and wird mit Recht für ein Zeichen der Schwäche gehalten.

Die kleine Kniekehlen sind schwach, und diejenigen, welche nicht genug von Fleisch entblößet sind, werden Speckkniekehlen (jarrets gras) genennet. Die leztern sind eine Gelegenheit zu vielen Krankheiten, welche zu Fehlern der Füße Anlaß geben. Wenn die Kniekehlen zu enge beisammen stehen, so heißt es: das Pferd ist hinten verschlossen (crochu, jarté ou clos du derriere) und es hat sodann den Fehler eines schwachen Hintergeschleppes, aber doch gemeiniglich noch genug Stärke in den Nie-

ren. Wenn die Kugel, anstatt, wie es eigentlich seyn sollte, senkrecht unter der Kniekehle zu stehen, vorwärts gerückt ist, schreibt man dem Pferde ebenfalls diesen Fehler zu. Allzuweit auswärts gekehrte Kniekehlen verhindern das Pferd, sich auf seine Hinterschenkel zu setzen, oder das Kreuz niedriger, als die Schultern, zu heben. Kniekehlen, die sich beim Gange des Pferdes auswärts werfen, und bei den Franzosen Jarrêts mous heißen, schwächen allemal das Hintergeschleppe solcher Pferde. Wenn die Kugel dergestalt vorrücket, daß das Pferd nur auf der Schärfe seines Hufes ruhet, so nennet man es im Französischen Rampin oder juché. Mit dem Alter vermehrt sich dieser Fehler, und ist nur sodann weniger beträchtlich, wenn er unter die angebornen Fehler gezählet werden darf.

Eigentlich muß man die Schenkel, einen in Vergleichung mit dem andern, zu der Zeit betrachten, wenn das Pferd stille steht und ruhet. Wenn die Vorderschenkel oben zu enge zusammen gehen, machen sie einen schweren Gang. Die Schenkel berühren sich alsdann erst, wenn sie in Bewegung sind, und bringen das Pferd leicht zum Stürzen. Wenn die Hinterfüße zu

weit

weit unter dem Bauche stehen, zeigt eine solche Stellung von einer großen Ermüdung des Pferdes. Es bemühet sich nämlich, die Last zu vermindern, die auf seinen Vorderschenkeln ruhet, indem es die Hinterschenkel so weit, als möglich, unter dem Körper zur Unterstützung vorrücket. Sind hingegen die Hinterfüße so weit hinaus gesetzt, daß der Anfang des Schwanzes sich nicht gerade über den Kniekehlen, sondern weiter vorwärts befindet, so fällt zwar diese Stellung nicht sonderlich in die Augen, sie ist aber den Pferden eben nicht schädlich. Die Obertheile des Hinterschenkels können in diesem Fall etwas zu lang seyn, auch das Hintergeschleppe wohl etwas eher, als bei andern Pferden verderben, ohne deswegen dem guten Schritt eines dergleichen Pferdes nachtheilig zu seyn. Wenn die Kniekehle nicht so weit, als gewöhnlich, vorgerückt ist, wenn die obern Theile der Schenkel, die Kniekehlen und Schenkel einerlei Richtung in gerader Linie haben, pflegen die Pferde sehr schwer im Schritt zu seyn. Eine Kugel, die so weit hervorstehet, als ob sie ausgerenkt wäre, verursachet eine sehr üble Stellung. Pferde, welche ihre Füße auf die Spitze des Hufes stellen, anstatt auf der Fläche

desselben zu ruhen, haben eine üble Lage, und wenn sie die Hinterfüße auswärts dre= hen, fehlt es ihnen in den Hinterschenkeln an hinlänglicher Kraft beim Niedersteigen. Sie können daher nicht anders, als mit vieler Mühe, rückwärts gehen.

Pferde, die, wenn sie angehalten wer= den, ihre Schenkel wechselsweise bewegen, anstatt ruhig zu bleiben, sind vermuthlich übertrieben; das gilt auch von denenjeni= gen, welche einen von den Hinterfüßen auf die Spitze stellen, oder einen von den Vor= derfüßen vorrücken, und in dieser Stellung bleiben, und wie man sich ausdruckt, den Weg von St. Jakob weisen (Montrer le chemin de St. Jacques). Doch können eben diese Zeichen auch gewissen unruhigen hitzigen Pferden zukommen, oder einigen Pferden ganz natürlich seyn. Stellen sie aber einen Hinterfuß auf die Spitze, und halten zugleich einen von den Vorderfüßen in die Höhe, so ist es ein sicheres Merk= mal eines Schmerzes in den Füßen.

D.

Von

Von dem verschiedenen Gebrauch der unterschiedenen Pferde *).

Pferde, die man auf Reisen zum Reiten bestimmt, und Reisepferde (Chevaux de maitre) nennet, müssen in der Stärke ihres Alters und von gutem Körper seyn, um die Arbeit auszuhalten. Sicherheit auf den Schenkeln, ein wohlgemachter Fuß, guter Huf, leichtes Maul und sanfte Bewegungen sind Eigenschaften, die man von ihnen fordert. Man suchet auch zu dieser Absicht solche besonders aus, die nicht gar zu hitzig, sondern, ohne Trägheit, ruhig sind. Wenn sie nur einen guten Schritt

*) S. Abilgard l. cit. p. 119. M.

gehen, so pflegt man auf Reisen keine andere Gänge von ihnen zu fordern. Man verwirft billig diejenigen, welche scheu und im Fressen so eigen sind, daß man in Gefahr ist, nicht allenthalben Futter für sie finden zu können. Von einem Packpferd (Cheval de suite) fordert man schon weniger. Genug wenn es untersetzt und stark genug ist, Lasten, die man ihm aufbürdet, zu tragen. Ein etwas hartes Maul gereicht unstreitig zu ihrem Vortheil, weil sie von groben Händen regieret werden. Paßgänger, die zugleich den Antritt gehen, sind allerdings auf Reisen sehr bequeme Klepper, sie pflegen aber diesen Gang nicht lange auszuhalten.

Zu Postkleppern werden gemeiniglich Hengste gewählet, damit sie desto fähiger seyn mögen, diese beschwerliche Lebensart auszuhalten. Man verlanget von ihnen, daß sie untersetzt, kurz und stark, mit guten Schenkeln und Füßen versehen, im Galop leicht seyn sollen, ohne die Nieren fallen zu lassen. Wenn sie dabei nicht stetig oder sonst wunderlich und eigensinnig sind, so ist man weiter nicht um die Beschaffenheit ihres Mauls oder um die Schönheit ihrer Leibesgestalt bekümmert.

Zur Abrichtung für die Reitschulen oder für den Krieg werden lauter schöne, leichte und muntere Pferde gewählet, die Feuer und Lebhaftigkeit besitzen. Ihr Maul muß zu dieser Absicht so gut, ihre Bewegungen aber müssen so gelinde, als möglich, seyn. Es gehöret überdies ein lebhafter Schritt und verkürzter Galop, gute Nieren und Kniekehlen zu einem Pferde dieser Art.

Von Kriegespferden für Offiziere verlanget man, daß sie empfindlich, biegsam, geschickt, muthig und leicht sind. Allzu zärtliche, schöne, oder zu hitzige Pferde dürfen hierzu nicht ausgesucht werden.

Zu einem ordentlichen Reitpferd ist es genug, wenn es stammhaft und stark ist, einen leichten Trab gehet, gute Knie und ein festes Maul hat.

Bei Pferden, die zur Pracht gehalten werden, siehet man hauptsächlich auf ein schönes äußeres Ansehen. Ihre vornehmsten Eigenschaften also sind Schönheit der Farbe, der Gestalt, der Mähne und des Schweifes. Darzu gehört noch eine gewisse Art der Unruhe und des Stolzes, ein gutes schäumendes Maul, und ein beständiges Kauen am Gebiße. Die muthigsten und stolzesten Pferde (Piasseurs) sind in dem

Fall,

Fall, wo es nur auf ein äußerliches falsches Ansehen ankömmt, allemal die besten.

Ein Reitpferd zum Vergnügen darf nur von mittelmäßiger Größe, ehe klein, als groß seyn, weil die Bewegungen der doppelten Klepper (double bidet) nicht so ermüdend sind, als die Bewegungen eines großen Pferdes. Friedfertigkeit und ein guter Schritt müssen ihm nicht fehlen. Allzu große Lebhaftigkeit würde dem Reiter beschwerlich fallen. Sichere Schenkel und ein gutes Maul sind Haupteigenschaften. Die frömmsten und ruhigsten dieser Pferde werden Frauenzimmerpferde genennet.

Pferde zur Parforcejagd müssen leicht, schnell, dauerhaft und von gutem Athem seyn, ein gutes aber nicht allzu empfindliches Maul haben, weil oft Aeste den Zaum berühren. Man fordert auch von ihnen, daß sie kaltsinnig seyn sollen, damit sie nicht vom Getöse der Jagdhörner und Hunde betäubt, endlich dumm vor dem Kopfe werden möchten. Den Piqueurs werden zwar gemeinere und stammhaftere, doch zugleich schnelle und lebhafte Pferde gegeben.

Die sogenannten Schußpferde (Chevaux d'Arquebuse) welche beim Bürschen (Chasse

au

au chien couchant) gebrauchet werden, müssen abgerichtet seyn, den Schuß zu hören, ohne darüber zu erschrecken. Man wählt sie gern von der Größe der doppelten Klepper, oder von der mittlern Statur, damit man leichter aufsitzen kann. Sie müssen ganz ruhig seyn, und gar keinen eignen Willen haben, aber einen guten Schritt gehen.

Von Kutschenpferden verlangt man einen guten Trab, niedrige Hinterschenkel, gerade Nieren und einen hohen Kopf mit einem guten Maule, sehnichte Schenkel und wohlbewaffnete Füße.

Ein Pferd, welches vor die Postchäsen gespannet wird (Cheval de brancart) muß von guter Größe, untersetzt und langgestreckt; ein Pferd aber, das den Postilion trägt (le Bricolier), darf eben nicht so untersetzt, es muß aber zu einem leichten und kurzen Galop fähig und gewöhnt seyn.

Vor die Karren, vor den Pflug u. s. w. nimmt man gern dicke Hengste von gemeiner Art, und nennet sie Gaule (Roulins). Da sie am Kumme ziehen, müssen sie nothwendig untersetzt seyn, breite Brust und starke Schultern haben.

Zu Lastpferden schicken sich keine andere, als untersetzte Pferde mit breiten Ribben und guten Nieren; zu Landkutschenpferden können schlankere und leichtere gebraucht werden, weil sie oft im Trabe gehen.

Vom

Vom Nutzen der Theile des Pferdes.

Herr von Buffon sowohl, als Herr Daubenton haben mit hinlänglicher Ausführlichkeit die mannigfaltige Vortheile beschrieben, welche man von den Pferden, im Ganzen genommen, und von ihren Fähigkeiten erwarten kann. Es wäre nur noch übrig, etwas vom Nutzen und Gebrauch der einzelnen Theile dieser edlen Thiere zu sagen. Um aber diese Nachrichten auf keine Weise zur Ermüdung der Leser auszudehnen, wollen wir nur mit wenigen Worten die Theile anzeigen, welche man von jeher zu besondern Absichten angewendet, und uns dann etwas länger beim Nutzen und Gebrauch der Pferdemilch verweilen.

Ob wir gleich in Europa den Genuß des Pferdefleisches mehr verabscheuen, als uns darnach gelüsten lassen, so weiß man doch aus zuverläßigen Berichten, daß es von den Schwarzen sowohl an der Goldküste in Guinea *) und von den Arabern, als von den Tartarn **) und Chinesern ***) mit Appetit verzehret wird. Die erstern finden eben so viel Geschmack daran, als an ihrem Hundefleisch, und die Araber pflegen aus dem Fleische junger Pferde vorzügliche Leckerbissen zuzubereiten. In Siberien haben die sogenannten Bratski eine besondere Gewohnheit, Pferde zu weihen. Man führet ein solches Pferd vor den Priester, welcher erst einige Worte saget, hernach aber demselben einen gelinden Schlag mit der Hand giebt, worauf es derjenige laufen läßt, welcher es an der Hand hielt. Ein auf solche Art geweihetes Pferd wird niemals beritten, oder sonst zu einer Arbeit gebrauchet. Wenn der Besitzer davon stirbt,

*) S. Dapprers Afrika S. 458. 459.

**) S. Gmelins Reise nach Siberien, 1. Theil oder Samml. der Reisen, Gött. 1751. gr. 8. Tom. IV. p. 167.

***) S. Neuhofs Gesandtschaft nach China, Fol. p. 274. 275.

stirbt, wird es ihm geopfert, seine Knochen werden auf dessen Grab gelegt, das Fleisch aber wird von den Priestern verzehret *). Die Kalmucken machen sehr viel aus dem Pferdefleisch; sie legen es aber nicht unter, sondern hinter den Sattel, damit sie während dem Reiten hinter sich greifen, und nach Gefallen etwas davon abschneiden können. Wenn sie es recht feierlich verzehren wollen, rösten sie es ein wenig an einem hölzernen Bratspieße **). Bei den Usbecker Tartarn ist eigentlich nur der Pferdekopf eine Speise der Vornehmen, das übrige Fleisch gehöret für den gemeinen Mann ***). Bei den Tunquinesen ist das Pferde- und Hundefleisch weit mehr, als ander Fleisch, geachtet ****). Die Jakuten pflegen das Fleisch sogar von verreckten Pferden, von Mäusen und Murmelthieren dem Ochsen- und Kuhfleisch vorzuziehen a). Bei dem Gebirge zwischen Pe-

ru

*) S. de la Porte Reisen ꝛc. 7. Th. S. 144.

**) Hannov. Beitr. 1759. Phys. ök. Ausz. 3. S. 236.

***) Andersons Reise um die Welt S. 113.

****) S. Tavernier Reisen, 3. Th. S. 66. u. 79.

a) Gmelin. S. Götting. Reisen ꝛc. 5. Th. S. 469. 472.

ru und Chili machten die Spanier selbst im Jahr 1535 wegen Mangel der Lebensmittel keine Schwierigkeit, sich an Pferdefleisch zu sätigen *). Duval erzählet, **) daß in den Fleischbänken der Stadt Moskau neben anderem das Pferdefleisch sehr häufig verkauft wird. Der Geschmack der Menschen ist unterschieden. Ein Europäer wird nicht leicht einem der angezeigten Völker seine Malzeiten beneiden. Indessen beweisen die angeführten Beispiele, daß, überhaupt betrachtet, alle Pferde, besonders die jungen Füllen, allerdings unter die eßbaren Thiere gehören, und daß die Europäer selbst im Fall der Noth sich beim Genuß ihres Fleisches nicht übel befunden haben.

Noch mehr Aufmerksamkeit verdienet aber der Gebrauch, den man in einigen Gegenden von der Milch der Pferde zu machen pfleget. „ Eine frische Pferdemilch, sagt Herr Prof. Pallas ***), ist viel flüßiger, als Kuhmilch; allein wegen eines geringen lauch=

*) Allg. Reisen 15. Th. S. 91.

**) In seiner Weltbeschreibung 2. Th. S. 393.

***) In seiner Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, 1. Th. St. Petersb. 1771. gr. 4. S. 315.

lauchhaften Nebengeschmackes etwas unangenehm. Durch eine reinliche Säurung aber bekömmt sie einen überaus annehmlichen weinsäuerlichen Geschmack. Sie setzt kaum einige Tropfen Schmant, und kann also nicht, wie man geschrieben, zum Buttermachen gebraucht werden. Dagegen führt sie desto mehrere berauschende gährende Bestandtheile bei sich. Im Sommer bedienen sich daher die Kalmucken der Pferdemilch fast allein zum gemeinen *) Getränke und zum Branntwein machen. Die Milch wird zum Säuren in große lederne oder andere Gefäße geschüttet, welche im Winter nahe bei dem Feuerplatz über oder in der Erde gestellt werden. Die Säurung befördern sie mit getrocknetem aus Mehl bereitetem scharfgesalznem Sauerteig. Von der zum Branntwein bestimmten Milch wird kein Schmant abgenommen, sondern von Zeit zu Zeit alles mit einer Art von Butterstock unter einander gerühret. Eine auf diese und andere Weise gesäuerte Pferdemilch wird auf Kalmuckisch Tschigan, auf Tartarisch Kumyß genennet, und zum Theil

*) Auch bei den kleinen Tartarn oder Nogainen ist es gewöhnlich. S. Tavierniers Reisen S. 147.

M.

als ein Getränke, theils zum Branntweinbrennen verbrauchet.

Die Uibertreibung des Branntweins ist ganz allein den Weibern überlassen. Die eigentliche Zurüstung dabei ist vom Herrn Prof. Pallas *) ausführlich beschrieben und abgebildet. Die Kalmucken bezeugen, daß ihr Milchbranntwein in geringer Menge nicht so hurtig rausche, als der russische **); wenn man ihn aber bis zur Trunkenheit genösse, bliebe man zween Tage lang närrisch, und brauche noch längere Zeit, seinen Rausch ganz auszuschlafen.

Das ungemein saure Uiberbleibsel der Milch, welches die Kalmucken Busah nennen, wird nicht verschleudert, sondern auf unterschiedene Art genutzet. Theils pflegen sie es mit frischer Milch vermischt sogleich zu verzehren, theils zum Bereiten der Schaf- und Lämmerfelle zu brauchen. Im ersten Fall nennen sie das Gemische Schuurmyk, und genießen es mit vielem Appetit."

Eben dieses Uiberziehen der Pferdemilch nach vorhergegangener Säurung ist auch bei den teleutischen Tartarn bei der Stadt Kus-

*) l. cit. S. 316.
**) S. Götting. Samml. von Reisen, gr. 8vo. 1751. 4. Th. S. 273.

Kusnetzk gebräuchlich *). Die Tartarn bewirthen sich bei großen Feierlichkeiten mit saurer Pferdemilch, und werden davon so berauscht, als andere Völker von Bier, Wein oder Branntwein **). Das vornehmste Getränke der großen Herren bei den Mongolen ist Kosmos oder Kumis, auch Karakosmos oder schwarzer Kosmos von Pferdemilch. Man schlägt nämlich diese Milch in einem großen ledernen Sack mit einer Keule so lange, bis die gröbern Theile, wie Hefen von weißem Weine, untersinken, die klärern aber, wie Molken, oben bleiben. Der Bodensatz wird den Bedienten gegeben, welche davon überaus fest zu schlafen pflegen. Der Trank wird für höchst angenehm, zugleich aber auch für gesund ausgegeben. Der Fürst Batu bekam täglich Karakosmos von dreitausend Pferden, außer der lautern weißen Milch, die seine Unterthanen ihm alle drei Tage bringen mußten ***).

Bei den Alten wurden der Pferdemilch die heilsamsten Wirkungen in der Epilepsie,

*) S. Gött. Reisen 4. Th. S. 273.

**) Ebend. 4. Th. S. 447.

***) S. Leipz. allgem. Reisen 7. Th. S. 413.

wider die Schwindsucht, Husten und Engbrüstigkeit beigeleget *). Das Pferdemark haben einige wider die rheumatische Schmerzen angerathen **). Uiberhaupt wurden vor Zeiten fast alle Säfte, alle Theile, selbst die Unreinigkeiten der Pferde, zu Heilungsmitteln vorgeschlagen. Wer begierig ist, den medizinischen Nutzen kennen zu lernen, welchen die Alten dem Blute, dem Fleisch, dem Kothe, dem Harn, dem Schweiß, der Milch, dem Schaum oder Geifer, dem Fett oder Schmalz, den Hoden, dem Schwamme oder den Warzen an den Schenkeln, dem Hufe, den ersten Zähnen eines Füllen, dem Roßbezoar (Hippolithus) u. s. w. zueigneten, den bitten wir, alle diese grösstentheils mit vielem Recht abgeschafte und gegen wirksamere Arzneien vertauschte Mittel in D. G. Abr. Merkleins Thierreich ꝛc. Nürnb. 1751. 8. von S. 165—172. nachzulesen.

Den ökonomischen Nutzen des Pferdemistes wissen die Hauswirthe und Gärtner am besten zu bestimmen. Da er ein sehr hitziger

*) Lemery Mater. Lexikon, Leipz. 1721. Fol. S. 431.

**) Encycl. œcon. Tom. V. p. 3.

ger Dünger ist, wird er blos mit andern Arten vermischet, und hauptsächlich in sogenannten Mistbeeten gebrauchet *).

Herr Nordenberg **) hat sogar gefunden, das auch wohl die Schafe sich mit frischem Pferdemist, wenn etwas Mehl darunter gestreuet wird, füttern lassen, sobald sie nur einigermaßen darzu gewöhnet sind. Eben dieser Versuch ist auch von einigen Hauswirthen bei allgemeinem Futtermangel mit dem Hornvieh gemacht worden, und es hat sich besser dabei befunden, als bei der Fütterung mit Tannenreise. Von Herrn Hagström ist angemerkt worden ***), daß dieser Mist auch für die Schweine den ganzen Winter durch eine gute Nahrung abgiebt, wenn er nach der von ihm vorgeschriebenen Art mit etwas Kleien, Abgang, Rockenspreu, allerhand dünnen Spülich u. s. w. vermischet wird. Die gegen das Gebirge wohnende norwegische Bauern füt-

*) Ausführlichere Nachrichten vom vorsichtigen und nützlichen Gebrauch desselben findet man im Journ. œconom. T. VII. p. 436. besonders aber Tom. VI. p. 99. Art. Couche.

**) In den Abh. der schwed. Akad. der Wissensch. 1741. 3. B. S. 246.

***) Ebend. 9. Th. 1746. S. 255.

tern im Winter ihre Kühe mit lauter Pferdemist, welchen sie mit etwas Heu vermengen. Sie vertragen es recht gut, aber die Milch bekömmt von derlei Fütterungen einen unangenehmen Geschmack *).

Von den Künstlern und Handwerkern werden außerdem noch die Haare, die Haut und Hufe der Pferde verarbeitet. Aus den erstern, wenn sie aus den Mähnen oder dem Schweife genommen werden, verfertigt man allerlei Putz, Halsbänder, Armbänder, Haarbeutel, Bogen zu Instrumenten, Ringe, Knöpfe, Haarsiebe, Netze u. s. w. Die kurzen Haare der Haut verbraucht man zu Hüten, zu Seilen, zu Ausstopfung der Sättel, einiger Arten von Polstern oder Küßen, der Stühle und anderer Meublen. Die Häute werden von den Sattlern und Riemern auf sehr vielfältige Weise zu Geschirr und Riemenwerk verbrauchet. Bei den Kalmucken, Tartarn u. s. w. werden daraus viele Arten lederner Geschirre bereitet. Von den erstern erzählt Hr. Prof. Pallas **) folgende Art der Zubereitung brauchbarer Pferdehäute. „Sie brühen, sagt

*) Ebend. 10. Th. 1748. S. 195.

**) In der angef. Reise ꝛc. S. 321.

sagt er, diese Häute frisch mit siedendem Wasser, bis die Haare ausgehen. Einige lassen die Felle in Asche liegen, um das Haar loszumachen. In einem Fall sowohl, als im andern werden sie darauf an beiden Seiten mit Messern so glatt, als möglich ist, gekratzet, und in einem fließenden Wasser ganz rein gewaschen. Einige geben alsdann solchen Häuten dadurch noch eine Bereitung, daß sie dieselben eine Woche und länger in saurer etwas gesalzener Milch liegen lassen. Um die besten und recht hornartigen Gefäße zu machen, werden die Häute so, wie sie aus dem Wasser kommen, an der Sonne hingebreitet, da dann die Weiber, welche damit umzugehen wissen, Stücken von der Figur, die zu dem verlangten Gefäß erforderlich ist, ausschneiden, und selbige mit Thiersennen frisch zusammen nehen, alsdann aber über einem Rauchfeuer wohl austrocknen. Sie verfertigen auf diese Art nicht nur Gefäße mit weiten Oefnungen, welchen sie während des Trocknens mit ihren Händen die Gestalt geben können, sondern auch bauchichte Schläuche und Sattelflaschen mit einem engen Halse, die sie, um die Gestalt zu erhalten, theils über dem Feuer unaufhörlich und mit vieler Geduld aufblasen, theils mit Sand

oder Asche füllen, und außenher mit allerlei Strichen und Linien verzieren. Sie wissen sogar große lederne Theekannen mit engen Röhren zum Ausguß ziemlich künstlich zu verfertigen u. s. w.

Der Gebrauch, welchen die Kammacher vom Horn der Pferdehufe zu machen pflegen, fällt jedem schon zu deutlich in die Augen, als daß wir davon ausführliche Nachricht zu ertheilen für nöthig erachteten. Uiberhaupt war die Absicht gegenwärtigen Anhanges blos dahin gerichtet, aufmerksamen Lesern außer den Vortheilen, die wir uns von der Dienstwilligkeit dieser edlen Thiere in so vielerlei Fällen zu versprechen haben, auch etwas von dem Nutzen zu erzählen, den uns auch dann, wenn sie mit dem Tod ihrer Dienste für unser Vergnügen und Bequemlichkeit erlassen worden, noch zu gewähren vermögend sind.

M.

Erklärung

der

siebenten Kupfertafel.

Wie das Alter der Pferde aus den Zähnen zu erkennen. *)

Ein wesentlicher Theil von dem, was ein Pferdeliebhaber wissen muß, besteht in der Erkenntniß des Alters der Pferde an den Zähnen bis ins achte Jahr. Herr von Buffon hat schon das nöthigste davon gesagt, und wir beschließen den Artikel vom Pferde nur noch mit Erklärung der zur Erleichterung dieser Absicht beigefügten Kupfertafel.

An den Backzähnen läßt sich bei dem einen Geschlecht so wenig, als bei dem andern, auch bei den Stuten an den Haken, wenn sie zufälliger Weise dergleichen haben, das Alter nicht erkennen. Blos die Vor-

der-

*) S. Herr Garsaults Unterricht für Liebhaber der Pferde. ꝛc. Berl. 1770. 8vo. p. 19.

derzähne bei Hengsten und Stuten, und bei den erstern zugleich die Haken, sind eigentlich die Gegenstände, welche man in dieser Absicht genau zu beobachten hat. Gleich nach der Geburt erscheinen bei den Füllen oben und unten sechs kurze, ganz weiße Vorderzähne oder sogenannte Milchzähne, (Tab. VII. Fig. 1.) wovon alsdann etwa nach drittehalb oder drei Jahren die zween mittelsten oben und unten ausfallen, und innerhalb 14 Tagen durch vier andere wieder ersetzet werden, die etwas höher und nicht so weiß, aber auf der Platte ingesammt mit einer schwarzen Vertiefung versehen sind. (Fig. 2. a.) Man sagt in diesem Fall, das Pferd fängt an zu zeichnen (Le Cheval commence à marquer). Zwischen viertehalb und vier Jahren pflegen die beiden mittelsten oben und unten auszufallen. Der zur Seite jedes Vorderzahns (Pince) stehende Zahn heißt eigentlich der Mittelzahn. Innerhalb 14 Tagen werden sie durch vier andere, mit schwarzen Vertiefungen, ersetzet, und das schwarze Mal der Vorderzähne sieht alsdenn etwas bleicher aus. (Fig. 3. bb.)

Nach vier vollen Jahren verlieren sich die beiden Eckzähne (Coins) oben und unten. Es kommen aber an ihrer Stelle, wie-

wieder eben so viel wahre Zähne, mit schwarzen Gruben zum Vorschein, welche man den Kern oder das schwarze Zeichen nennet (Germe de Feve). Die obersten werden viel eher, als die untersten wahrgenommen, welche nach und nach erscheinen und mit einem scharfen Rande versehen sind, weil sie, bis ins fünfte Jahr, nur das Zahnfleisch und die Mitte unter dem Fleische, einfassen. (Fig. 4. cc).

Die Haken des untern Kinnbackens zeigen sich bei den Hengsten gegen vier und ein Halbjahr (Fig. 3. dd); die Haken des obern aber (Fig. 4. ee) gegen das fünfte Jahr. Zwischen fünf und sechstehalb Jahren kommen die untern Eckzähne in der Dicke von zwo Linien allemal schwarz und hohl hervor. Die Grube der Vorderzähne ist alsdann gänzlich und an den Mittelzähnen halb abgenutzet. (Fig. 5. ff). Im sechsten Jahre hat schon der Kern der Eckzähne merklich abgenommen. In diesem Alter, wo die obern Haken schon ihre ganze Länge haben, muß man also das Alter nach den Eck- und Mittelzähnen beurtheilen, welche noch ein wenig zeichnen (Fig. 6). Im siebenten Jahre sind die Eckzähne wohl einen halben Zoll weit heraus, und ihre schwarze Grube hat alsdann stark abgenommen.

men. Ihr Mal verschwindet nach dem achten Jahr gänzlich, und man sagt in diesem Alter von einem Pferde: es habe die Keimungen verlohren (Le Cheval à razé).

Von den so genannten Béguts (Fig. 7.), welche die Zeichen ihres Alters an den Zähnen, und zwar bisweilen an allen, behalten, die also nach diesen Merkmalen gar nicht beurtheilt werden können, ist schon oben geredet worden.

Wenn ein Pferd erst sechs Jahre alt ist, findet man den Haken des obern Kinnbackens an der inwendigen Seite ausgehöhlt. Nach dieser Zeit verschwinden diese Gruben. Hat nun das Pferd, nach dem achten Jahre seine Keimungen verlohren, so pflegen die abgenutzten Haken rund zu werden, und nach zehn oder eilf Jahren ist alles gerundet. Der Hacken des untern Kinnbackens ist bei jungen Pferden sauber, spitzig und an den Seiten scharf (Fig. 5. gg.); bei zunehmenden Jahren wird er länger, (Fig. 6. hh.) unrein und rund; im Alter gelb und abgenutzt.

Eigentlich sagt man von einem Pferde: es mache die Scheere (il fait les forces) wenn seine Vorderzähne, ihrer Lage nach, indem sie nach außen hervorstehen, den stum-

stumpfen Spitzen der Schaf = oder Tuch=scheeren gleich kommen (Fig. 8. aa.)

Es giebt Pferde, welche ihre kurze und weißen Zähne in ein sehr hohes Alter be=halten. Wenn die Roßtäuscher dergleichen antreffen, so pflegen sie ihnen, um das Alter zu verbergen, mit einem spitzigen Eisen ein falsches Kennzeichen in die Zahn=lücke zu macheu, um das schwarze Zeichen, als ein Mertmal ihrer Jugend, nachzu=ahmen.

Außer den von den Zähnen herzuneh=menden Kennzeichen des Alters hat Herr von Garsault. l. cit. S. 23. ꝛc. noch acht andere Merkmale angeführt, welche aber größtentheils trüglich und in allen oben angezeigten Schriften von den Pferden an=gegeben und beurtheilet sind. *)

M.

II.

*) Außer dem, was Herr von Buffon schon oben von der Kenntniß des Alters der Pferde, gesaget, kann man auch nachlesen des Herrn von Saunier vollst. Erkenntniß von Pferden ꝛc. Leipz. 1767. Fol. S. 1 — 4. Wilh. Herzogs von Neukastel Reitbahn ꝛc. Nürnb. 1764. Fol. v. 17. Freih. von Sinds Unterricht ꝛc. p. 12. Herrn von Rei=henfteins Pferdekenner ꝛc. p. 103 — 113.

M.

II. Der Esel. *)

Scheint nicht der Esel, wenn man ihn mit recht aufmerksamen Augen und nach allen Umständen betrachtet, blos ein ausgeartetes Pferd zu seyn? Wenigstens könnte man in der vollkommenen Aehnlichkeit der Bildung des Gehirns, der Lunge, des Ma-

*) Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 110. n. 2. Equus Asinus, caudâ extremitate setosâ, cruce nigra supra humeros. Raji Syn. Quadr. p. 63. n. 2. Klein. Quadr. p. 6. A. Aldrov. Quadr. Solidung. p. 295. Gesn. Quadr. *p.* 3. Fig. p. 4. bona. Gesn. Icon. Quadr. *p.* 20 Jonst. Quadr. p. 12. Tab. 6. Fig. bona. Sloane Nat. Hist. of. Jam. Vol. II. p.372. Charlet. exercit. p. 4. Asinus domesticus. Brisson. Quadr. 8vo. p. 70. Asinus. l'Ane. Hallens Nat. Gesch der Thiere I Th p. 147. Der Esel. D. Merkleins Thierb. Nürnb. 1751. p. 40-46. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat. Tom. I. p. 263. Encyclop. oeconom. Tom. II. *p.* 38-44 Ane. Asne. et p. 59. Aneſſe. Cours d'Hist. Nat. à Par 1770. T.I. *p.* 445. Joh. El. Ridigers Entwurf einiger Maulthiere und Esel nach ihren unter-

Der Esel. Tab. VIII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere I. T.

Der Mauleſel. Tab. IX.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

Magens, der Därme, des Herzens, der Leber und anderer Eingeweide, aus der großen Aehnlichkeit des Körpers, der Schenkel, der Füße und des Gerippes, im Ganzen betrachtet, eine inlängliche Bestätigung dieser Meinung finden. Den geringen Unterschied, welchen man zwischen beiden Thieren wahrnimt, könnte man vielleicht auf die Rechnung eines alten Einflußes des Himmelsstriches, der Nahrung und auf die zufällige Folge vieler Fortpflanzungen kleiner wilder, halb ausgearteter Pferde schreiben, und sich vorstellen, daß diese nach und nach immer mehr ausgeartet, von ihrem regelmäßigen Ansehen immer mehr verlohren und zuletzt dem Anschein nach, eine neue und beständige Art oder vielmehr eine Folge ähnlicher einzelner Thiere hervorgebracht hätten — eine Art also, die man für eine besondere annehmen müßte, in welcher das Fehlerhafte durchgängig überein und unveränderlich wäre. Man wird in dieser Vermuthung desto mehr bestärket, wenn man siehet, wie bei den Pferden die Farben des Haares

weit

verschiedenen Arten und Gebrauche. VII. Th. 1754. Fol. besonders Tab. 31 — 36. Hebr. Charmor. Griech. ὄνος. Perf. Care. Span. Asno. Ital. L'Asino. Swed. Asna. Engl. Asse.

M.

weit mannigfaltiger sind, als bei den Eseln; daher man auch jene für ältere Hausthiere, als diese zu halten hat; weil man weiß, daß die Hausthiere in ihren Farben immer weit stärker abwechseln, als die wilden Thieren von eben der Gattung. Darzu käme noch, daß die meisten von den Reisenden beschriebne wilde Pferde nur einen kleinen Wuchs, und, wie die Esel, ein graues Haar und einen kahlen, am Ende struppichten Schwanz haben; daß ferner einige wilde, so gar einzelne Hauspferde, mit einem schwarzen Strich auf dem Rücken und noch andern Merkmalen begabet sind, wodurch sie mit wilden sowohl, als zahmen Eseln desto mehr Aehnlichkeit verrathen.

So bald man indessen seine Aufmerksamkeit an der andern Seite auf den großen Unterschied des Temperaments, des Naturells, der Sitten und der daraus zu ziehenden Folgerungen, kurz, auf den organischen Bau dieser beiden Thiere richtet; wenn man besonders erwäget, wie unmöglich es ist, durch ihre Vermischung eine gemeinschaftliche Gattung oder auch nur eine Mittelgattung zu erzielen, die sich von neuem wieder fortpflanzen könnte, so scheint man desto mehr Gründe vor sich zu haben, die eine von diesen Thierarten für eine

nicht

nicht minder alte Gattung, als die andere zu halten und sich zu überreden, daß beide vom Anfang an so wesentlich von einander unterschieden gewesen, als sie es noch bis diese Stunde zu seyn scheinen. Um so viel mehr, da wir an dem Esel nicht allein einen kleinern Wuchs, einen größern Kopf, längere Ohren, eine härtere Haut und kahlern Schwanz, sondern auch eine andere Gestalt des Kreuzes, eine andere Maße der daranliegenden Theile, ganz andere Stimme, einen andern Appetit, eine andere Art zu saufen u. s. w., als am Pferde, wahrnehmen. Ist es also wohl billig, den Esel und das Pferd ursprünglich von einem Stamme herzuleiten? oder sie, wie die Namenkundigen *) wollen, unter einerlei Familie zu bringen? Sind sie nicht vielmehr, und waren sie nicht von je her ganz von einander unterschiedene Thiere? **)

*) Equus caudâ undique setosâ. Das Pferd. Equus caudâ extremâ setosâ. Der Esel. S. Linn. S. N. l. cit.

**) Das waren sie und das sind sie auch noch, bei Naturforschern, welche jedes Thier nach allen möglichen Eigenschaften und Verhältnissen betrachten; aber nicht bei systematischen Natur-

Diese Frage, deren Allgemeinheit, Schwierigkeit und wichtige Folgen die Naturforscher nicht unbemerkt lassen können, und die wir in diesem Artikel nicht übergehen zu dürfen glaubten, weil sich hier die erste und vortheilhafteste Gelegenheit, sie abzuhandeln, anzubieten schien, stehet mit der Hervorbringung der Wesen in viel genauerer Verbindung, als irgend eine andere, und nöthiget uns, zu mehrerer Aufklärung derselben, die Natur unter einem ganz neuen Gesichtspunkt zu betrachten. Wenn wir unter der unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit, die uns alle belebte Wesen darstellen, womit die Welt erfüllet ist, ein Thier auswählen, oder auch wohl den menschlichen Körper zum Grund unserer Kenntnisse legen und die übrigen organisirten Wesen, vermittelst einer Vergleichung, darnach beurtheilen wollten, so würde sich es ausweisen, daß, obgleich, alle diese Wesen einzeln und jedes für sich allein bestehen, auch

Naturkundigen, welche sich, um die Geschlechter nicht allzusehr zu häufen und ihre Lehrgebäude desto weitschweifiger zu machen, blos an die Aehnlichkeiten einiger wesentlichen äussern Merkmale, ohne Rücksicht auf das Natürell und Sitten der Thiere, zu halten haben.

M.

auch alle durch stuffenweise Verschiedenheiten unendlich unter sich abwechseln, dennoch ein ursprünglicher oder Hauptgrundriß vorhanden sey, den man sehr weit verfolgen kann und der weit langsamern Veränderungen, als der Grundriß der Figuren und anderer scheinbarer Aehnlichkeiten, unterworfen ist. Denn, ohne die zur Verdauung, zum Umlauf der Säfte und zur Zeugung gehörige Werkzeuge in Betrachtung zu ziehen, welche doch allen Thieren eigen sind, und ohne welche jedes derselben ein Thier zu seyn aufhören und weder fortdauren, noch sich vermehren würde, findet sich unter den Theilen selbst, welche das meiste zur Unterschieblichkeit der äußern Form beitragen, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit, welche nothwendig den Begriff eines ersten Entwurfes, wornach alles gemacht zu seyn scheinet, in unsere Gedanken zurück rufen muß. Den Körper eines Pferdes z. B. welcher beim ersten Anblick so merklich von dem Körper eines Menschen unterschieden zu seyn scheinet, darf man nur erst genau oder Stück vor Stück betrachten und mit dem menschlichen vergleichen, so werden wir nicht so sehr über den großen Unterschied beider Körper, als vielmehr über die besondre und fast vollkomm-

ne Aehnlichkeit derselben erstaunen. In der That, wenn man an einem menschlichen Geribbe die Knochen des Beckens niederbeuget, die Knochen der Dickbeine, der Schienbeine und der Arme verkürzet, an den Händen und Füßen aber verlängert, wenn man die Glieder der Finger und Zehen zusammen klebet, und die Kinnbacken länger macht, wenn man das Stirnbein abkürzet und endlich dem Rückgrad eine mehrere Ausdehnung giebt, so wird ein solches Geribbe, an statt ein menschliches zu seyn, ein wirkliches Pferdegeribbe vorstellen. Denn es ist leicht zu begreifen, daß durch eine solche Verlängerung des Rückgrades und der Kinnbacken, zugleich die Anzahl der Wirbelbeine, der Ribben und der Zähne vermehret werden müsse; und der Unterschied im Bau eines menschlichen und Pferdegeribbes ist wirklich blos in der Anzahl dieser Knochen, die man als hinzu gekommene betrachten muß, in der Verlängerung, Verkürzung und Verbindung der andern zu suchen. Will man in Erforschung dieser Aehnlichkeit noch weiter gehen, so richte man seine Aufmerksamkeit nur auf einzelne wesentliche Theile der Form, z. B. auf die Ribben ins besondere. Diese wird man sowohl an vierfüßigen Thieren

und

und Vögeln, als an Fischen, und so gar noch Spuren derselben an den Schildkröten wahrnehmen, wo sie noch durch die unter ihrem Schilde sichtbare Furchen angedeutet zu werden scheinen. Man erwäge doch einmal, wie Herr Daubenton angemerket hat, daß ein Pferdefuß, der sich, dem Ansehen nach, von der Hand eines Menschen so deutlich unterscheidet, wenigstens aus eben demselben Knochen zusammen gesetzet ist, und daß wir an dem äußern Gelenke jedes unserer Finger ein hufeisenförmiges Knöchelchen im Kleinen haben, wie dasjenige im Großen ist, womit sich der Fuß dieses Thieres endiget. Man wird alsdenn urtheilen können, ob diese verborgne Aehnlichkeit nicht viel wunderbarer ist als der sichtbare Unterschied; ob diese beständige Uibereinstimmung, dieser Entwurf sich nicht von den Menschen auf die vierfüßigen Thiere, von diesen auf die wallfischartigen, von diesen bis auf die Vögel, von diesen auf die kriechenden Thiere, von diesen auf die Fische u. s. f. erstrecket, bei welchen allen man beständig die wesentlichen Theile, das Herz, die Därme, den Rückgrad, die Sinnen u. s. w. antrift? und ob hieraus nicht höchst wahrscheinlich zu schließen sey, daß das höchste Wesen bei

der Schöpfung der Thiere sich nur eines einzigen Bildes bedienen, und es zugleich auf alle mögliche Weise verändern wollen, um den Menschen desto mehr zur Bewunderung so wohl der herrlichen Ausführung, als des Einfachen im Entwurfe selbst, zu reitzen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, könnte man vielleicht so wohl den Esel und das Pferd, als auch den Menschen, den Affen, die vierfüßigen und andere Thiere für eine gemeinschaftliche Familie halten. Darf man aber hieraus wohl den Schluß ziehen, daß in dieser großen und zahlreichen Familie, welche Gott allein im Ganzen übersehen und aus nichts hervorbringen konnte, noch andere kleine von der Natur entworfene und mit der Zeit hervorgebrachte Familien statt fänden, wovon einige nur aus zwei einzelnen Thieren, als dem Pferd und dem Esel, andere hingegen aus vielen, als aus der Wiesel, dem Marder, dem Frettchen, dem Iltis u. s. w. bestänben? oder daß es unter den Pflanzen Familien gäbe, die aus zehn, zwanzig, dreißig und mehrern Pflanzen zusammen gesetzet wären? Müßte man dergleichen Familien wirklich annehmen, so könnten sie doch auf keine andere Art entstan-

den

den seyn, als durch die Vermischung, durch allmählig erfolgte Abänderungen und durch Ausartung der ursprünglichen Gattungen. Wenn man demnach einmal unter den Pflanzen und Thieren Familien zugiebt und annimmt, der Esel sey von der Familie des Pferdes und durch die Ausartung von ihm unterschieden; so wird man mit eben so vielem Rechte behaupten können, der Affe gehöre zur Familie der Menschen und sey blos ein ausgearteter Mensch; der Mensch also und der Affe so wohl, als das Pferd und der Esel hätten einen gemeinschaftlichen Ursprung, und jede Familie, so wohl von Thieren, als von Pflanzen, sey aus einem einzigen Stamm entsprossen. Man würde so gar zugeben müssen, daß alle Thiere von einem einzigen hergekommen wären, und daß, in der Folge der Zeit, eben dieses Thier, indem es entweder vollkommner geworden oder ausgeartet ist, allen übrigen Arten der Thiere ihr Daseyn gegeben.

Die Naturverständigen, welche so leichtsinnig bei Errichtung der Familien unter den Thieren und Pflanzen verfahren, scheinen gar nicht auf den Umfang der Folgen gedacht zu haben, wodurch sie alles, was die Schöpfung unmittelbar hervorgebracht

hat, auf eine so geringe Zahl einzelner Wesen, als ihnen beliebte, herunter setzen könnten. Wenn es erst einmal ausgemacht wäre, daß man dergleichen Familien mit Grund errichten dürfte; wenn es gewiß und richtig wäre, daß man bei den Thieren und so gar bei den Pflanzen, ich will nicht sagen viele Gattungen, sondern auch nur eine einzige, aufzuweisen hätte, welche durch die Ausartung einer andern Gattung entstanden wäre; wenn man den Esel wirklich nur für ein ausgeartetes Pferd halten müßte, so würde die Macht der Natur ohne Schranken seyn, und man würde mit allem Recht annehmen können, sie habe aus einem einzigen Wesen mit der Zeit alle übrige organisirte Wesen hervorbringen können.

So ist es aber nicht. Die Offenbarung überzeuget uns vielmehr, daß alle Thiere gleichen Antheil an der Schöpfung haben; *) daß

*) Wir können uns keines einzigen, am allerwenigsten eines systematischen Schriftstellers unter den Naturforschern erinnern, welcher entweder den Thieren überhaupt diesen gemeinschaftlichen Antheil an der Schöpfung abgesprochen oder vom Esel behauptet hätte, daß er blos ein ausgeartetes Pferd sey. Wir sehen aus dem Vorhergehen-

daß die beiden ersten von jeder Gattung, und von allen Gattungen, in ihrer ganzen Vollkommenheit aus den Händen des Schö-

henden sowohl, als aus der Folge, daß Herr von Buffon so weit ausholet, als er kann, um den systematischen Naturforschern, die er nicht anders, als Namenmacher betrachtet, einen recht schmerzlichen Hieb zu versetzen. Er sollte doch, statt aller dieser so oft wiederholten Luftstreiche lieber bedenken, daß es ganz etwas anders sey, die Geschichte eines Thieres beschreiben, und blos eine auf äußere Aehnlichkeiten gegründete Verwandschaft, zur Erleichterung menschlicher Kenntnisse, stiften. Der Geschichtschreiber der Natur muß alle mögliche Verhältnisse seines Gegenstandes, den er beschreibet, beständig vor Augen haben; der Verfasser eines Lehrgebäudes suchet nur allgemeine sichtbare Merkmale aus, woraus er seine Geschlechter bilden, und die kleinen besondern Abweichungen, wornach er die Gattungen eines Geschlechtes bestimmen kann. Der erste arbeitet blos für den Verstand; und der andere suchet, durch Beihilfe der Sinne, dem Gedächtniß einen Dienst zu leisten und Anfängern durch die aneinander gedrängte Aehnlichkeiten unter den Geschöpfen eine Wissenschaft zu erleichtern, deren Grenzen sich in der Unendlichkeit zu verlieren scheinen. Ob sich alle Gattungen seiner Geschlechter unter einander paaren können, ist nicht seine erste Sorge. Genug, wenn sie unter einander so viel körperliche Aehnlichkeit haben, daß man sie in dieser Absicht als Geschöpfe betrachten muß, welche nahe mit einander verwandt sind. In einem Lehrgebäude wird man zuverläßig, den zahmen Ochsen nicht bei dem Esel, den Auerochsen

sen

Schöpfers gekommen sind. Man hat so gar Ursache zu glauben, daß alle Thiere von der Schöpfung an, fast eben so beschaffen gewesen sind, wie sie uns jetzo in ihren Nachkömmlingen vorgestellet werden. So lange man überdies die Natur beobachtet, von den Zeiten des Aristoteles bis auf die unsrigen, ist noch keine neue Gattung von Thieren zum Vorschein gekommen, ohnerachtet der schnellen Bewegung, welche die Theile der Materie mit sich fortreißet, und entweder zusammenhäufet oder zerstreuet, ohnerachtet der unendlichen Menge von Versetzungen, die seit diesen zweitausend Jahren entstehen mußten, ohnerachtet aller ohngefähren oder erzwungenen Vermischungen der Thiere weit von einander entfernter oder nahe verwandter Gattungen, welche doch nie etwas anders, als einzelne fehlerhafte und unfruchtbare Thiere, die keinen Stamm zu neuen Fortpflanzungen abge-

sen und Büffel aber nicht bei den Kameelen finden; ob gleich dieses in einem Werke, das blos die Geschichte und nicht die Anordnung der Thiere zur Absicht hat, gar wohl verziehen werden könnte. Verdient nicht jede Bemühung, außer andern Gründen, auch nach ihrer Absicht und Nutzen beurtheilet zu werden?

M.

geben konnten, oder niemals neue Gattungen hervorbrachten. Daher sollte man sich weder durch die innere, noch durch die äussere Aehnlichkeit, wenn sie auch noch gröſser, als zwischen dem Pferd und Esel wäre, verführen lassen, diese Thiere unter einerlei Familie zu bringen oder ihnen einen gemeinschaftlichen Ursprung beizulegen. Denn wofern sie wirklich von einerlei Stamme und einerlei Familie wären, so müßte man sie wieder zusammen bringen, ihre Begattung von neuem wieder veranstalten und mit der Zeit alles wieder zerstören können, was die Zeit vorher zur Wirklichkeit gebracht hätte.

Ferner hat man zu erwägen, daß, obgleich in der Natur alles nach allmähligen und fast unmerklichen Abänderungen geschiehet, die Zwischenweiten dieser Grade und Abänderungen doch bei weitem nicht alle gleich, und daß die Gattungen desto weniger zahlreich sind, je höher sie in der Ordnung der Dinge stehen und je gröſsere Zwischenweiten sie von einander absondern. Die niedrigern Gattungen hingegen sind desto zahlreicher und grenzen zugleich so nahe an einander, daß man um so viel eher in Versuchung geräth, dieselben in einer Familie zusammen zu bringen, je mehr sie,

durch

durch Menge und durch ihre geringe Abwechungen von einander, wodurch sie unserm Gedächtniß zur Last fallen, uns in Verwirrung und Verlegenheit setzen. Man muß aber allezeit bedenken, daß diese Familien unser eigen Werk sind, daß wir sie selbst, blos zur Erleichterung für unsern Verstand, erfunden, und daß wir, wenn unserm Verstand die wirkliche Folge der Wesen unbegreiflich bleibt, nicht so wohl der Natur, als uns selbst die Schuld beizumessen haben, *) welche von diesen Familien gar nichts weiß und wirklich nur lauter einzelne Wesen in sich begreifet.

Ein

*) Das müßte ohnstreitig der stolzeste und eben dadurch der verächtlichste unter allen Naturforschern seyn, der sich einbildete, die ganze Stufenfolge aller Wesen in der Natur, nach allen ihren Abänderungen und unmerklichen Uibergängen, eingesehen zu haben. Je weiter man in der Naturforschung gehet, je mehrere Geschöpfe man kennen lernet, desto weiter entfernt man sich von diesem lächerlichen Stolze. Herr von Buffon hat also hier wirklich die wahre Absicht der Lehrgebäude angegeben und wir können gar nicht begreifen, warum er diese billige Erleichterung für unsern eingeschränkten Verstand so sehr verwerflich findet, daß er im ganzen Werk jede Gelegenheit aufsuchet, seinen Eifer dagegen auszulassen.

M.

Ein einzelnes Wesen (Individuum) ist ein eignes, für sich bestehendes und abgesondertes Wesen, das mit andern weiter nichts gemein hat, als daß es ihnen in gewissen Stücken ähnlich, oder ganz verschieden beschaffen ist. Alle sich ähnliche Wesen dieser Art, welche die Oberfläche der Erde heget, pfleget man, zusammengenommen, als eine Gattung zu betrachten. Gleichwohl machen weder die ähnlichen Wesen zusammen genommen, noch die Anzahl derselben diese Gattung aus; vielmehr besteht sie aus der unveränderlichen Folge und ununterbrochenen Fortpflanzung der einzelnen Wesen, welche die Gattung ausmachen. Ein einziges Wesen, das immer fortdauerte, würde so wenig, als eine Million ähnlicher Wesen, bei einer beständigen Dauer, eine Gattung genennet werden können. Das Wort Gattung ist also ein abgesonderter allgemeiner Begriff, und die Gegenstände, welche das Wort bezeichnet, sind nur in sofern außer uns vorhanden, als wir die Natur in der Folge der Zeit auf einander und so wohl in der unveränderlichen Zerstörung, als in der eben so unveränderlichen Wiedererneurung der Wesen betrachten. Durch die Vergleichung der Natur in den jetzigen und vergangenen Zeiten und der

genwärtigen einzelnen Wesen mit den vergangenen, haben wir erst einen deutlichen Begriff von dem erhalten, was wir Gattung nennen. Die Vergleichung der Anzahl und der Aehnlichkeit der Wesen hat man blos für einen hinzugekommenen und oftmals von dem ersten ganz unabhängigen Begriff zu halten. Denn der Esel hat mehr Aehnlichkeit mit einem Pferde, als der Pudel mit einem Windhund. Gleichwohl machen die letzten einerlei Gattung aus, weil sie Thiere mit einander zeugen, die wieder ähnliche Thiere hervor bringen können. Dagegen müssen das Pferd und der Esel zwo unterschiedene Gattungen seyn, weil aus ihrer Begattung bloße unfruchtbare und fehlerhafte Thiere zu entstehn pflegen. *)

Man

*) Der ganze Streit unsers Herrn Verfassers gründet sich, dem Anscheine nach, blos auf die mehrere oder geringere Einschränkung des Begriffes, den sich die eine oder die andere Parthei vom Worte Gattung zu machen beliebt. Die Buffonische läßt sich bei gar keinem Lehrgebäude anwenden, das blos zur Erleichterung der Naturgeschichte verfertigt worden. Dennoch würde man so wohl dem berühmten Archiater von Linnee, als andern systematischen Naturforschern viel Unrecht anthun, wenn man sie beschuldigte,

daß

Man bemerket und erkennet also die Zwischenweiten der Abänderungen in der Natur am allerdeutlichsten in dieser charakteristischen Verschiedenheit der Gattungen. Es ließe sich auch wohl behaupten, daß diese Weiten zwischen den Gattungen die gleichesten und unter allen zugleich die unveränderlichsten wären; denn es läßt sich allemal zwischen zwoen Gattungen oder zwischen zwoen Folgen einzelner Wesen, die sich fortpflanzen und nicht vermischen können, eben so wohl eine Absonderungslinie ziehen, als man zwo Folgen von einzelnen Thieren, welche sich durch die Vermischung fortpflanzen, in eine einzige Gattung zu vereinigen vermag. Dies ist eigentlich der unveränderlichste Punkt, auf den wir in der Naturgeschichte zu sehen

daß sie die Gattungen, welche sich mit einander vermischen und fruchtbare Geschöpfe hervorbringen können, nicht näher, als andere, die sich nicht mit einander paaren und nur unfruchtbare Geschöpfe zeugen, zusammen gebracht und von den entfernten unterschieden hätten. Im Linneischen System z. B. findet man alle Hunde, als Hunde unter einer Nummer, die übrigen Thiere aber, welche den Hunden gleichen, so wie das Pferd und den Esel, unter verschiedenen Nummern beschrieben.

M.

hen haben. Die übrigen Aehnlichkeiten und Unterschiedlichkeiten, die man bei Vergleichung der Wesen etwas finden mögte, würde man insgesammt weder für eben so beständig und eben so wesentlich, noch für eben so zuverläßig, halten können. Diese Zwischenweiten also werden in unserm Werke durchgängig die einzigen Absonderungslinien ausmachen. Wir werden keine andere Eintheilung der Wesen zulassen, als wir in der Natur selbst finden. Jede Gattung, jede Folge von einzelnen Wesen, die sich einander hervorbringen, ohne sich vermischen zu können, soll für sich besonders und ganz allein betrachtet werden. Von Familien, Geschlechtern, Ordnungen und Klassen wollen wir nichts mehr annehmen, als uns die Natur selbst anbietet. *)

In so fern eine Gattung nichts anders ist, als eine unveränderliche Folge ähnlicher Wesen, die sich fortpflanzen, ist es ausgemacht und klar, daß diese Benennung sich blos auf die Thiere und Pflanzen anwenden

lasse,

*) Um aufrichtig mit unsern Lesern zu verfahren, müssen wir bekennen, daß wir von diesem ganzen Absatz nicht zwo Zeilen verstehen oder völlig ergründen können. M.

lasse, und daß es eine Folge des gewöhnlichen Mißbrauches der Wörter und Begriffe ist, wenn sie die Namenmacher auch bei den unterschiedenen Arten der Mineralien gebraucht haben. *) Man darf also weder das Blei, noch das Eisen für Gattungen sondern blos für zwei unterschiedene Metalle ausgeben. Bei unserer Abhandlung von den Mineralien wird man gewahr werden, daß wir uns bei Eintheilung derselben, ganz anderer Absonderungslinien, als bei den Thieren und Pflanzen, bedienen.

Um aber wieder auf die Ausartung der Wesen und besonders der Thiere zu kommen, wollen wir doch die Bewegungen der Natur und Abänderungen, die sie uns darbietet, etwas näher betrachten und genauer untersuchen. Bei dem Geschlechte der Menschen, das wir am besten kennen, wollen wir den Versuch machen, wie weit sich diese Verschiedenheiten erstrecken. Die Menschen sind in Ansehung der Farbe vom Weißen bis

*) Wie es scheint, so darf man unter dem Worte Gattung, wenn wir den Herrn von Buffon recht verstehen, weiter nichts, als lauter Wesen derken, die sich wirklich mit einander begatten. Eine Bedeutung, welche vielleicht noch in keinem Lehrgebäude vorgekommen ist! M.

zum Schwärzen, in Ansehung des Wuchses von einer einfachen bis zu einer doppelten Höhe, ferner in Ansehung der Dicke, der Leichtigkeit und Stärke wiederum von Dopelten bis zum Einfachen u. s. w. in Ansehung des Verstandes vom Allervorzüglichsten bis auf das Unmerkliche von einander unterschieden. Doch die letzte dieser Eigenschaften gehöret nicht zur Materie, folglich auch nicht zur gegenwärtigen Betrachtung. Die andern sind lauter gewöhnliche, vom Einfluß der Himmelsstriche und der Nahrung herzuleitende Veränderungen der Natur. Diese große Verschiedenheit in der Farbe und in der Größe oder Dicke des Wuchses verhindert indessen gar nicht, daß ein Schwarzer oder Neger und ein Weisser, ein Lappländer und Patagonier, ein Riese und ein Zwerg, nicht vermögend seyn sollten, Menschen mit einander zu zeugen, die sich selbst wieder fortpflanzen könnten. So sehr demnach alle diese Menschen von einander, dem Scheine nach, unterschieden sind, müssen sie doch von einer und eben derselben Gattung seyn, weil diese beständige Fortpflanzung eben dasjenige ausmacht, was wir die Gattung nennen. Außer diesen allgemeinen Abänderungen, hat man auch noch besondere, die sich nicht minder

durch

durch die Fortpflanzung erhalten. Dahin rechnen wir die ungewöhnlich großen Beine der Menschen von der so genannten St. Thomasart *) auf der Insel Ceylon, die rothen Augen und weißen Haare der Dorier und Chakrelasier, die sechs Finger und Zehen an jeder Hand und Fuß gewisser Familien **) u. s. w. Dergleichen sonderbare Verschiedenheiten machen einen blos zufälligen Mangel oder Uiberfluß aus. Wenn ohngefähr gewisse einzelne Menschen den einen oder den andern an sich hatten, pflanzte sich einer, wie der andere, hernach von einer Art auf die andere fort, wie es mit allen Erbfehlern oder Erbkrankheiten zu geschehen pflegt. Man hat aber diese Verschiedenheiten, so beständig sie auch seyn mögen, dennoch blos als Abänderungen zu betrachten, die nur einzelne Menschen angehen, ohne sie deswegen, von ihrer eigenthümlichen Gat-

 tung

*) Man sehe im VI. Bande das Kapitel von der Unterschiedlichkeit der Menschenarten.

**) Diese merkwürdige Beobachtung, außer viel andern wichtigen philosophischen Gedanken von der Zeugung und andern Materien, stehen in den Briefen des Herrn von Manpertuis.

tung zu trennen. Denn die ungewöhnliche großbeinichte, oder mit sechs Fingern versehene Menschenarten können sich doch ungehindert mit allen gewöhnlichen Arten begatten und Kinder mit ihnen zeugen, die sich selbst ordentlich wieder fortzupflanzen vermögen. Eben dieses gilt auch von allen andern Unförmlichkeiten oder Mißgestalten, welche die Aeltern auf ihre Kinder erblich zu machen pflegen. Hier ist eigentlich die Grenzlinie, wobei die Fehler der Natur und ihre Verschiedenheit bei den Menschen aufhören. Sollte man etwan einzelne noch mehr ausgeartete Menschen antreffen, so werden sie zum wenigsten ihres Gleichen nicht fortpflanzen und also weder das Unveränderliche, noch das Einfache in der Gattung aufheben können. Bei den Menschen ist also nur eine und eben dieselbe Gattung anzunehmen. Wenn man auch vielleicht gestehen muß, daß es in Ansehung der einzelnen unter sie gehörigen Wesen, die zahlreicheste, die veränderlichste und unregelmäßigste in allen ihren Handlungen sey, so bemerkt man doch nicht, daß die unbegreifliche Verschiedenheit der Bewegungen, der Nahrung, des Himmelsstriches und so viel anderer möglicher Verhältnisse, Wesen hervorgebracht hätte,

die

die von den andern genugsam unterschieden wären, um neue Stämme auszumachen, die uns zugleich so ähnlich wären, daß wir unsere vormalige Verwandschaft mit ihnen gar nicht abläugnen könnten.

Wenn die Neger oder die schwarzen und weißen Menschen sich nicht durch einander fortpflanzen könnten; wenn sogar ihre Kinder unfruchtbar und wirklich unfähig zur fernern Fortpflanzung blieben; so würden dieses alsdann zwo sehr von einander unterschiedene Gattungen, und der Neger würde, in Betrachtung gegen den Menschen, dasjenige seyn, was der Esel in Ansehung des Pferdes ist. Oder vielmehr, wenn der Weiße einen Menschen vorstellete, so müßte der Neger nicht mehr ein Mensch, nein! er müßte vielmehr, wie der Affe, ganz ein eignes Thier und wir Menschen müßten berechtiget seyn, zu glauben, der Weiße und der Schwarze hätten sich keines gemeinschaftlichen Ursprunges zu rühmen. Allein die Erfahrung selbst widerleget schon genugsam die Unrichtigkeit unserer Voraussetzung. Weil sich demnach alle Menschen mit einander begatten und durch einander vermehren können, so müssen sie auch alle von einerlei Stamme herkommen und von einer gemeinschaftlichen Familie seyn.

Der Fall, daß zuweilen zween einzelne Menschen ihr Geschlecht nicht mit einander vermehren, kann sich auf sehr geringe Benumstände, als auf die Ungleichheit ihrer Temperamente oder auf einige ganz zufällige Fehler in den Zeugungsgliedern des einen oder des andern, gründen. So wie der Fall, daß zwei einzelne Wesen unterschiedener Gattungen, wenn man sie zusammen bringt, andere Wesen hervorbringen, die weder dem einen, noch dem andern gleichen, folglich keine Aehnlichkeit mit etwas Beständigem haben, und aus eben diesem Grunde nichts zeugen können, was ihnen ähnlich wäre, blos von einer gewissen Uibereinstimmung zwischen der Form des Körpers und der Zeugungswerkzeuge dieser unterschiedenen Thiere herzuleiten ist. Was gehöret aber nicht für eine unermeßliche und fast unendliche Zahl von Versetzungen und Veränderungen der Umstände darzu, wenn man sich auch nur einfallen lassen wollte, daß zwei Thiere, nämlich ein Männchen und ein Weibchen, von einer gewissen Gattung hinlänglich ausgeartet wären, um nicht mehr zu dieser Gattung gerechnet werden zu dürfen, oder um nicht mehr fähig zu

seyn

seyn, mit Thieren, welche vordem ihres Gleichen waren, etwas zeugen zu können! oder daß zwei Thiere sogar bis auf denjenigen Punkt ausgeartet wären, der nothwendig ist, wenn sie beide mit keinem andern Thier als mit sich selbst, etwas hervorzubringen vermögend seyn sollen! Was für eine ungeheure und unübersehbare Menge von Versetzungen würde nicht hernach statt finden, wenn die neue Frucht zwei solcher ausgearteten Thiere, den Gesetzen aufs genaueste folgen sollte, nach welchen andere vollkommne Thiere hervorgebracht werden! Ein ausgeartetes Thier ist an sich schon ein fehlerhaftes Geschöpfe. Und wie könnte wohl ein fehlerhafter Ursprung, eine Verderbung, ein offenbarer Mangel, einen eignen Stamm abgeben und nicht nur eine Reihe beständiger Wesen, sondern auch diese nach eben der Art und nach eben den Gesetzen hervorbringen, nach welchen sich Thiere von einem reinen Ursprung wirklich fortpflanzen?

Man kann also zwar die Hervorbringung einer Gattung durchs Ausarten eben nicht als etwas in der Natur ganz unmögliches erweisen; es giebt aber doch eine so große Menge von entgegengesetzten Wahrscheinlichkeiten, daß man, auch phi-

losophischer Weise, nicht unterlassen kann, daran zu zweifeln. Hätte jemals durch die Ausartung einer Gattung, eine andere Gattung entstehen; oder die Gattung des Esels von der Gattung des Pferdes hervorgebracht werden können, so müßte dieses wenigstens nach und nach, durch unmerkliche Abänderungen geschehen seyn, und es würden zwischen dem Pferd und dem Esel eine große Menge von Mittelthieren *) statt

*) Einigen Lesern zum Besten wollen wir hier etliche Beispiele von sogenannten Mittelthieren beibringen, wodurch vielleicht einige Stellen des Hrn. V. deutlicher werden möchten. Vermischungen von Thieren einer Art sind eben keine große Seltenheit. Wenigstens bewirket sie die Kunst, so oft man sich die Mühe geben will. So entstehen zum Beispiel aus Stiegelitzen und Kanarienvögeln Thiere, welche Bastarte genennet werden, und sowohl von der Mutter als vom Vater etwas Aehnliches in einer Vermischung geerbet haben. Ohne Beihilfe der Kunst findet man oft in Karauschenteichen Zwitter von diesen und den Braßen, welche Hälferlinge heißen, weil sie von den Eigenschaften beider Fischarten die Hälfte besitzen, oder man trift auch wohl Zwitter von Karpfen und Karauschen an, welche dann die sogenannte Karauschkarpfen ausmachen.

Viel seltner trägt sich der Fall zu, daß aus zwei Thieren unterschiedener Gattung eine fruchtbare Vermischung geschehe. In Dauphine und Auvergne hat man eine Art von Thieren, wel-

statt gefunden haben, deren erstere sich nach und nach immer weiter von der Natur des Pferdes entfernt hätten, die letztern aber der Natur des Esels nach und nach immer ähnlicher geworden wären. Warum würden wir aber heut zu Tage gar keine von die-

welche ihr Daseyn entweder einem Ochsen und einer Stute, auch wohl einer Eselin, oder einem Esel und einer Kuh, zu danken haben. Man nennet sie daselbst Jumars oder Gemars (S. Valm. de Bom. Dict. d'H. N. Tom. VI. p. 174) Herr D. Taube hat in seinen Beiträgen zur Naturkunde des Herzogth. Zelle 2. St. 1769. p. 257 folgende merkwürdige Begebenheit aufgezeichnet.

Auf einem gewissen Hofe nährte man eine einzige Ente unter lauter Hünern. Sie konnte den wiederholten Anfällen eines muthigen Hahnes nicht lange widerstehen und mußte sich endlich nach seinen Einfällen bequemen. Ohne Vorwissen ihrer Herrschaft brütete sie und brachte sechs Jungen aus, die zwar der Mutter ähnlich waren, aber doch in vielen Stücken dem Vater glichen. Sie hatten die mütterlichen Neigungen und suchten ihre Nahrung im Wasser. Allein der Bau ihres Körpers, ob er wohl entenartig zu seyn schien, war doch nicht völlig zu dieser Absicht eingerichtet und versagte ihnen im Schwimmen die nöthige Hilfe. Sie versanken im Wasser und ein Theil davon mußte den ersten Versuch mit dem Leben büssen. Zwei blieben am Leben, als ein Eigenthum des Herrn Hofmed. Taube und des gelehrten Herrn Past. Roque in Zelle. Beides waren Enten und legten viele Eier, die

von

diesen Mittelgattungen gewahr? und warum wären blos die beiden äußersten Arten derselben übrig geblieben?

Man hat also den Esel nicht sowohl für ein ausgeartetes Pferd oder für ein Pferd mit kahlem Schwanze, sondern blos für einen Esel zu halten. Er ist weder ein Fremdling, noch ein Eingeschobener, noch ein Bastart. Vielmehr hat er, wie alle Thiere, seine Familie, seine Gattung und seine

von den gewöhnlichen Enteneiern in nichts unterschieden waren. Ihre hauptsächlichste Abweichung besteht im Schnabel und in den Füssen. Der oberste Theil des Schnabels ist völlig von einer Ente, vorne breit und an den Seiten gefiedert. Der Oberschnabel ist gekrümmt, ausgebogen, kürzer als der untere, und hat völlig die Gestalt eines Hünerschnabels. Durch diese Bildung ist das Thier unvermögend, einzelne Körper aufzulesen. Wenn es von der Erde fressen soll, muß ihm viel auf einem Haufen vorgeworfen werden. Beim Wassertroge schnattert es wie eine Ente. Die Füße hatten zwar, der Stellung nach, wohl die Gestalt der Entenfüße, allein die Krallen sehen immer den Hünerkrallen ähnlich und sind durch keine Schwimmhaut an einander verbunden. Dieser Mangel verursachet, daß die Hünerente sich auf dem Wasser nicht halten kann, sondern, wie jedes Huhn, untersinket. Man hat bemerkt, daß sie bis jetzo sich weder zum Enter noch zum Hahn gehalten, ob man ihr gleich zu beiden oft Gelegenheit gegeben. M.

seinen Rang. Er ist aus einem reinen, und wo nicht eben so edlen und berühmten, doch eben so gutem, eben so altem Geblüt, als das Pferd. Woher nimmt man also die Gründe der Verachtung gegen ein Thier, dessen Güte, Geduld, Genügsamkeit und Nutzbarkeit eine solche Beleidigung so wenig verdienet? *) Sollten die Menschen wohl ihre Thorheit so weit treiben, so gar unter den Thieren diejenigen am wenigsten zu schätzen, deren willige Dienste sie für einen allzugeringen Preis verkaufen können? Alle Sorgfalt einer guten Zucht, alle Wartung und Pflege, aller Unterricht, alle Uibungen werden am Pferde verschwendet; nur den Esel, das arme geduldige Thier, überläßt man der Ungeschliffenheit nichtswürdiger Knechte und dem geschäftigen Muthwillen der Kinder. Was kann aber ein Esel vom andern lernen? Muß ein so vernachläßigtes armes Thier nicht, bei so schlechter Zucht nothwendig mehr von seiner natürlichen Güte verlieren, als es neue

*) Man kann hierbei nachlesen was im XVIten Band des Hambl. Mag. S. 301. ꝛc. Vom Ursprung der Verachtung der Esel bei den Egyptiern gesaget wird, von denen sie sich hernach auf die übrigen Völker fortgepflanzet hat.

M.

neue Vorzüge sich eigen machen kann? In der That, wenn der Esel nicht reichlich durch die Natur selbst mit guten Eigenschaften ausgerüstet wäre, so müßten sie, bei der verkehrten Zucht, welcher das gute Thier ausgesetzt ist, nothwendig alle verschwinden. Er ist ein muthwilliges Spiel unbändiger, plumper Bauern, die ihn mit einem Knittel in der Hand vor sich hertreiben, unvernünftig auf ihn los prügeln, ihn mit unbändigen Lasten belegen und ihn ohne Vorsicht, ohne alle Schonung überladen. Man verfällt gar nicht auf den Gedanken, daß der Esel, wenn es in der Welt keine Pferde gäbe, sowohl an sich selbst, als in Absicht auf uns betrachtet, das vorzüglichste, schönste, wohlgebauteste und schätzbarste Thier unter allen übrigen seyn würde. Da er aber nun, statt des ersten, den zweiten Rang behauptet: ist es wohl billig, daß man ihn deswegen für gar nichts achtet? Blos durch die Vergleichung hat er so viel verloren. So oft man ihn betrachtet, oder über ihn urtheilet, zieht man nicht sowohl ihn selbst, als blos das Verhältniß, in welchem er mit einem Pferde steht, zu Rathe. Man scheint über dieser Vergleichung ganz zu vergessen, daß er ein Esel und mit allen Eigenschaften

ten seiner Natur, mit allen an seiner Art haftenden Gaben ausgerüstet ist. Man richtet sein Augenmerk blos auf die Figur und auf die Eigenschaften des Pferdes, welche dem Esel fehlen, ohne sich zu erinnern, daß ihm diese keinesweges zukommen.

Er besitzt eben so viel Demuth, Geduld und Gelassenheit, als das Pferd, Stolz, Feuer und Ungestüm äußert. Züchtigungen und Schläge duldet er mit Standhaftigkeit und vielleicht mit wahren Heldenmuth. Man hat ihm eine vorzügliche Genügsamkeit, sowohl in Absicht der Menge, als der Beschaffenheit seines gewöhnlichen Futters nachzurühmen. Ihm schmecken auch die härtesten und unangenehmsten Pflanzen, welche das stolze Pferd und andere Thiere verachten und für ihn stehen lassen. Blos in Ansehung des Wassers verräth er eine gewisse Zärtlichkeit seines Geschmackes. Er löschet seinen Durst nur im reinsten Wasser und in Bächen, die er schon gekostet hat. Sonst ist er beim Trunke eben so mäßig, als beim Fressen. Die Nase steckt er nicht, wie das Pferd, ganz ins Wasser, weil er sich, wie man glaubt, vor dem Schatten seiner Ohren fürchtet *). Weil man sich nicht

*) S. Cardanus de Subtilitate Libr. X. Ohnfrei-

nicht gern die Mühe nimmt, ihn zu striegeln, so ersetzt er diese Vernachläßigung dadurch, daß er sich oft auf dem Rasen herum wälzet, und sich der Disteln und des Farrenkrauts statt natürlicher Striegeln bedienet. Ohne sich viel um die aufgebürdete Last zu bekümmern, legt er sich nieder und wälzet sich, so oft es ihm einfällt. Hierdurch scheint er seinem Herrn wiederholte Vorwürfe wegen der wenigen Sorgfalt machen zu wollen, die er auf ihn verwendet. Er wälzet sich nicht, wie ein Pferd, in Koth und Wasser herum, sondern fürchtet sich sogar seine Füße zu beschmutzen, daher auch der Esel dem Kothe lieber durch Umwege auszuweichen suchet. Er hat auch wirklich magrere und feinere Schenkel, als das Pferd. Man kann aus einem Esel, durch gute Zucht, gar wohl ein geschicktes Thier machen; und man hat in der That einige sowohl abgerichtete gesehen, daß man sich ihrer bedienen konnte, die Neubegierde der Menschen, auf Unkosten ihrer Börsen, mit Künsten der Esel zu unterhalten. *)

In

streitig hat man diesen Grund ehe für eine Subtilität, als für eine Wahrheit, anzusehen.

M.

*) S. Aldrovandus de Quadr. soliped. Lib. I. p. 308.

In seinen ersten Jugendjahren ist ein Esel ein lustiges und sogar gemeiniglich ein artiges Thier. Er besitzt eine natürliche Leichtigkeit und giebt Spuren eines feinen Betragens. Allein mit allen diesen Eigenschaften hat es nicht lange Bestand. Bei der gewöhnlichen Behandlung verdirbt gar bald auch der wohlgeartetste Esel, unter der Aufsicht derer, die ihn erziehen. Etwas kann auch wohl das Alter dazu beitragen, wenn er endlich träge, ungelehrig und halsstarrig wird. Feurig ist er nicht ehe, als wenn seine Begierden erwachen. Zu dieser Zeit äußert er eine Wuth, welcher durch nichts Einhalt geschehen kann. Man hat ihn in dieser Hitze sich so weit vergessen gesehen, daß er wenig Augenblicke darnach des Todes gewesen. So heftig seine Wuth in seiner Brunst ist, eben eine so starke Zuneigung beweiset er auch für seine Jungen. Plinius versichert, wenn man eine Mutter von ihren Jungen trennte, daß diese weder Feuer noch Flammen scheuen würde, um sich wieder mit ihnen zu vereinigen. Auch seinem Herrn pflegt ein Esel sehr ergeben zu seyn, wenn er auch noch so schlecht von ihm gehalten wird. Er kann ihn vom weiten spüren und von allen andern Menschen unterscheiden. Die Oerter

seines gewöhnlichen Aufenthaltes, die Wege, die er oft gegangen, kennet er sehr genau. Seine Augen sind gut und sein Geruch bewundernswürdig, besonders in Auswitterung einer Eselin. Die Vortreflichkeit seines Gehöres ist mit Schuld an der Stelle, die man ihm unter den furchtsamen Thieren eingeräumet hat; weil man sich eingebildet, alle furchtsame Thiere müßten ein sehr feines Gehör und lange Ohren haben. Das Gefühl einer Uiberladung, wodurch man ihn bedrücket, giebt er dadurch zu erkennen, daß er den Kopf sinken und die Ohren herabhängen läßt. Wenn man ihn zu arg quälet, so sperrt er das Maul auf und ziehet seine Lefzen auf eine höchst widrige Art einwärts. Er scheint hierdurch gleichsam die Mine eines höhnischen Spötters anzunehmen. Sonderbar ist es, daß er ganz unbeweglich bleibt, wenn man ihm die Augen zuhält. Noch sonderbarer aber sieht es aus, wenn er sich auf die eine Seite gelegt hat und man seinen Kopf in die Stellung bringet, daß eines von beiden Augen die Erde berührt und hernach das andere mit einem Stein oder Holz zugedeckt wird. Er bleibt in dieser Stellung, so lange man es zuläßt, unbeweglich liegen, ohne sich zu schütteln und aufzustehen.

hen. Er schreitet, er trabet, und galloppiret, wie ein Pferd. Nur daß alle diese Bewegungen kleiner sind, und langsamer von statten gehen. Anfänglich kann zwar ein Esel ziemlich hurtig laufen. Es gehört aber dennoch viel Zeit darzu, wenn man auch nur einen mäßigen Weg mit ihm zurück legen will. Uiberdies mag er eine Bewegung des Ganges annehmen, was er für eine will, so ist er doch, bei starkem Antriebe seines Reiters, gar bald mürbe zu machen.

Das Pferd wiehert und der Esel schreit*). Sein Geschrei ist nicht allein anhaltend und höchst widrig, sondern es dringet auch, durch die unerträglichsten Uibelklänge, bald aus hohen in tiefe, bald wieder aus tiefen in hohe Töne, sehr beleidigend in fühlbare Ohren. Gemeiniglich pflegen ihm blos die Bedürfnisse der Begierden oder des Hungers dieses mißstimmende Geschrei abzunöthigen. Die Stimme der Eselin ist noch weit klärer und ein-

*) Von der Stimme des Esels und allen dazu erforderlichen organischen Werkzeugen S. in den Mem. de l'Acad. R. des Sciens. de Par. Année 1756 — les Recherches sur les organes de la voix des Quadrupédes &c. p. Mr. Hérissant, ou Bibl. des Scienc. Tom. X. p. 265.

dringender. Ein verschnittener Esel behält nur eine ganz tiefe schwache Stimme, die man, wenn er sich auch noch so viel zu bemühen und noch so viel Bewegungen mit seiner Kehle zu machen scheinet, dem ohnerachtet nicht weit von ferne hören kann.

Vom Ungeziefer hat ein Esel, unter allen haarigen Thieren, am wenigsten auszustehen. Läuse wagen sich niemals an ihn. Vielleicht weil er mit einer allzu harten und trocknen Haut versehen ist. In der That ist er, an Härte der Haut den meisten vierfüßigen Thieren überlegen. Desto leichter wird es ihm, bei Wirkungen der Peitschen und beim Stiche der Fliegen unempfindlich zu bleiben.

Nach drittehalb Jahren fallen die ersten mittelsten Schneidezähne, hernach auch die andere Schneidezähne neben diesen aus. Die neuen pflegen dann zu eben der Zeit und in eben der Ordnung, wie bei den Pferden, wieder hervor zu kommen. Aus den Zähnen beurtheilet man auch das Alter eines Esels, welches die dritten Schneidezähne jeder Seite, wie bei den Pferden, anzeigen.

Mit dem Schluß des zweiten Lebensjahres fängt sich bei den Eseln das Vermögen an, sich zu vermehren. Das Weib-

chen giebt noch früher Merkmale davon, als das Männchen und ist nicht minder geil, als dieses; aber eben deswegen auch sehr unfruchtbar. Wenn man nicht sorgfältig darauf bedacht ist, einer Eselin gleich das angenehme Gefühl zu benehmen, und sie durch Prügel in den entzückten Bewegungen ihrer Begierden zu unterbrechen, so wird sie allemal, unmittelbar nach der Begattung, die vom Beschäler empfangne Feuchtigkeit wieder von sich geben, und ohne die angezeigte Vorsicht nur selten etwas bei sich behalten. In den Mai und Brachmonat fällt gemeiniglich die Zeit ihrer Hitze. Sobald sie trächtig sind, verliert sich ihre Hitze. Im zehnten Monat pflegen sie Milch zu bekommen und im zwölften zu fohlen. Oft entdecket man in der Feuchtigkeit des Schafhäutchens harte Stücken, welche dem Pferdegift eines Füllens gleichen. Sieben Tage nach der Geburt gerathen die Eselinnen von neuem in Hitze und sind im Stande, den Esel wieder zu zulassen, folglich gleichsam beständig zu tragen, zu fohlen und Junge zu nähren. Sie bringt nur ein Junges und nur so selten zween auf einmal zur Welt, daß man vom letztern Fall beinahe kein Beispiel aufzuweisen hat. Nach fünf oder sechs Monaten

kann und muß man billig den jungen Esel absetzen, auf daß die Mutter, wenn sie trächtig ist ihre Frucht bequemer und besser nähren könne. Der Beschäler oder Hengsteesel muß unter den größten und stärksten seiner Gattung gewählet und ausgesuchet werden. Er darf nicht unter drei und muß nicht über zehn Jahre alt, mit hohen Schenkeln, einem völligen Körper, einem erhabnen und leichten Kopf, lebhaften Augen, großen Nasenlöchern, einem etwas langen Hals, einer breiten Brust, fleischichten Nieren, weiten Ribben, einem platten Kreuz, kurzen Schwanz, einem glänzenden weich anzufühlenden und dunkelgrauen Haar begabet seyn.

Da ein Esel, eben so, wie ein Pferd, wenigstens drei bis vier Jahre zu wachsen hat, so pflegt er auch sein Alter, wie dieses, auf fünf und zwanzig bis dreißig Jahre zu bringen. Doch sollen die Eselinnen gemeiniglich ein höheres Alter, als die Esel, erreichen. Allein hiervon ist ohnstreitig der Grund blos darin zu suchen, daß die Eselinnen, weil sie oft trächtig sind, besser geschonet, die Esel aber beständig unter dem entkräftenden Druck der Lasten, der Schläge und Arbeit erhalten und angestrenget werden. Sie schlafen noch weni-

niger, als die Pferde, und legen sich nicht ehe zur Ruhe nieder, als wenn sie ungewöhnliche Strapazen zu dulden gehabt. Ein Hengsteſel ist ebenfalls dauerhafter, als ein Hengstpferd, und seine Hitze scheint mit den Jahren zuzunehmen. Uiberhaupt genießt ein Esel einer viel dauerhaftern Gesundheit, als ein Pferd. Er ist minder zärtlich und also wenigern Krankheiten, als dieses, unterworfen. Die Alten wußten sogar vom Esel keine weitere Krankheit, als den Rotz, anzugeben, wovon er doch, wie schon erwähnet worden, viel seltener, als ein Pferd, befallen wird.

Unter den Eseln giebt es eben so, wie unter den Pferden, mancherlei Arten (Races), die uns aber nicht so gut bekannt sind, weil man sich weniger um sie bekümmert und sie nicht mit so vieler Aufmerksamkeit ausgeforschet hat. Wenigstens läßt sich mit Gewißheit vermuthen, daß in den warmen Himmelsstrichen das ursprüngliche Vaterland aller Esel sey. Aristoteles versichert *), man habe zu seiner Zeit weder in Skythien, noch in andern daran grenzenden mitternächtlichen Ländern, auch nicht in Gallien, wo es, nach seiner Aussage,

*) de Generat. animalium. Libr. II.

beſtändig kalt iſt, dergleichen Thiere wahrgenommen. Entweder, fährt er fort, muß die Kälte ſolcher Himmelsſtriche ſie an der Fortpflanzung hindern, oder zu Ausartungen Gelegenheit geben. Den letzten Umſtand macht er zur Urſache ihrer Kleinigkeit und Schwäche in Illyrien, Thrazien und Epirus. Auch in Frankreich ſind ſie noch eben ſo beſchaffen, ob ſie gleich daſelbſt ſchon ſeit langer Zeit gleichſam wie zu Hauſe geweſen und die Kälte des Himmelsſtriches durch die Menge niedergehauener Waldungen und ausgetrockneter Moräſte, merklich abgenommen hat. Noch weit gewiſſer iſt es, daß man ſie in Schweden und andern mitternächtlichen Ländern, itzo noch als etwas Neues betrachtet. *) Urſprünglich ſcheinen ſie aus Arabien gekommen und von hier nach Egypten, von da nach Griechenland, von hier weiter nach Italien, von da nach Frankreich, hierauf nach Deutſchland, Engelland und endlich nach Schweden u. ſ. w. gebracht worden zu ſeyn; denn in der That ſind ſie, nach dem Verhältniß der ſtrengen Kälte der Himmelsſtriche, allemal deſto ſchwächer und kleiner.

Die

*) S. Linnei Fauna Suec, Ed. I, n. 35.

Die Nachrichten der Reisenden geben uns von diesen Wanderungen der Esel hinlängliche Bestätigung. „In Persien, sagt Chardin *), wird man zweierlei Arten von Eseln gewahr, nämlich die trägen und schweren Landesel, deren man sich blos zu Fortschleppung schwerer Lasten bedienet, **) und noch eine arabische Art. Die letztern stellen ungemein artige Thiere und in der ganzen Welt die vorzüglichsten Esel vor. Sie machen sich durch ein glattes Haar, einen hohen Kopf und leichte Schenkel, die sie wohl zu brauchen wissen, vor allen Thieren ihrer Gattung berühmt. Ihr Gang ist untadelhaft. Sie werden auch blos zum Reiten gebraucht. Man legt ihnen Sättel

*) S. Le Voyage de Chardin Tom. II. p. 26 27.

**) Olearius in seiner persianischen Reisebeschreib. Schleswig. 1663 Fol. p. 576 sagt: wie die Lastesel überhaupt in Asien häufiger, als in andern Theilen der Welt gefunden werden, so scheint auch Persien vor andern oriental. Völkern die meisten zu haben. In Ispahan sind sie kaum zu zählen. In allen Straßen findet man sie unter ihrer Last herumgehen. Die Eseltreiber haben an ihren Peitschen eine Kette mit einer Pfrieme, womit sie beständig rasseln, stechen und ohne Aufhören ihren Untergebenen laut zurufen. M.

auf, welche den runden oben platten Packsätteln ähnlich, von Tuch oder Tapetenwerk verfertigt, und mit nöthigem Reitzeug und Steigbügeln versehen sind. Man sitzt auf denselben viel näher am Kreutz, als am Halse des Thieres. Einige dieser Esel werden mit vierhundert Livres, keiner aber unter fünf und zwanzig Pistolen bezahlet. Hier läßt man ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren, sie wie die Pferde, zu putzen, begnüget sich aber, sie blos zu Paß abzurichten. Die Art, wie es geschieht, ist folgende: Man hänget ihre Hinter- und Vorderschenkel auf der einen Seite mit zween baumwollenen Stricken zusammen. Ihre Länge wird nach dem Schritt eines Esels, den man zum Paßgänger abrichten will, genau abgemessen. Hernach werden sie mit einem andern Strick, der in der Gegend, wo der Steigebügel ist, durch den Bauchgurt gezogen wird, aufgehänget. Gewisse Arten von Bereitern besteigen des Morgens und Abends diese Thiere, um sie beständig in diesem Gange zu üben. Damit sie mehr Athem haben mögten, werden ihnen die Nasenlöcher aufgeschlitzet. Ihr Gang ist flüchtig, daß man, sie einzuholen, galloppiren muß."

Sollten wohl die Araber, welche schon so lange Zeit gewohnt sind; die Arten ihrer Pferde mit größter Sorgfalt zu erhalten, die Esel eben so vieler Aufmerksamkeit würdigen? oder sollte man hieraus nicht vielmehr einen Beweis nehmen, daß der Himmelsstrich Arabiens der vorzüglichste und beste für alle beide sein müsse? Aus Arabien sind sie hernach in die Barbarei, nach Egypten *) gekommen, wo sie eben so schön und groß gewachsen, als in den heißesten Him-

*) S. Le Voyage de Shaw. Tom. I. p. 308. oder deutsche Ausgabe. Leipz. 1765 p. 148. Der Esel gehört unter die stärksten und nützlichsten Thiere der Barbarei. Der Sattel wird ihm nicht sowohl zu Algier als zu Tunis aufgelegt; wo sie gemeiniglich weit stärker und größer sind. In Kairo, sagt D. Pokock in der Beschreib. des Morgenlandes 1 Th. Erl. 1771 *p.* 308. reiten blos die Vornehmen auf Eseln, die von einer großen Art sind, und deren es wie man saget, an vierzig tausend in dieser Stadt giebt. S. Description de l'Egypte Lettre IX. *p.* 29. Il faut avouer que les Asnes n'ont rien ici de la paresse & de la pésanteur naturelle aux autres. Au contraire ils ont un feu que les plus longues marches ne relantissent point. Ils fournissent sans difficulté au longs Voyages de la Mecque & ont un pas si vite & en méme tems si doux que les chevaux ne les peuvent suivre qu'au trot. Quoique ils soient ici trop communs, il s'en vend tous les jour jusqu'a deux ou trois cent livres. M.

Himmelsstrichen von Indien, z. B. in Guinea *), sind, wo sie an Größe, Stärke und andern Vorzügen die Landpferde noch übertreffen sollen. In Madura **) werden sie sogar in großen Ehren gehalten. Eine der ansehnlichsten und edelsten Zünfte der dortigen Indianer begegnet ihnen mit außerordentlicher Ehrerbietung, weil sie glauben, die Körper der Esel wäre der allgemeine Sammelplatz aller abgeschiedenen Seelen von adelichem Herkommen. In allen mittäglichen Ländern, von Senegal bis nach China, giebt es weit mehr Esel, als Pferde, auch häufigere wilde Esel, als wilde Pferde.

Die Lateiner haben den wilden Esel oder den Waldesel, nach den Griechen, mit dem Namen onager beleget ***). Man darf ihn aber nicht, mit einigen Reisebeschreibern

und

*) S. Le Voyage de Guinée par Bosmann. Utrecht 1705 *p.* 239.

**) S. Lettres edifiantes. Xte Samml. p. 96.

***) Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 101 Equus Asinus, caudâ extremitate setosâ &c. Onager, s. Equus auriculis longis, jubâ brevi, pelle tuberculis parvis scabrâ, qua efficitur quod Galli Chagrin vocant, his tuberculis ab Asino domestico differt. Klein Quad. *p.* 7. C. Asinus sylvestris; Asiniferus Onager. Gesn. Quadr. p. 19. Onagrus

und Naturforschern, mit dem Zebra verwechseln, dessen Geschichte wir besonders liefern wollen, weil er zu einer andern Gattung von Thieren, als der Esel, gehöret. Der Onager oder Waldesel hat keine solche Streifen, wie der Zebra, und lange nicht eine so zierliche Bildung, als dieser. Auf einigen Inseln des Archipelagus, besonders auf der Insel Cerigo *) giebt es unterschiedene wilde Esel, noch mehrere aber in den Wüsten Lybiens und Numidiens **). Sie haben ein graues Haar und eine Schnelligkeit im Laufen, welcher es nur ein barbarisches Pferd gleich zu thun vermögend ist. Beim Anblick eines Menschen thun sie ei-

grus s. Asinus sylv. Raj. Quadr. p. 63. n. 3. Onager. Aldrov. Quadr. Solip. p. 352. (malé) Johnst. Quadr. p. 14. T. 12. (figura cornuta, quod malé) Charlet. Exerc. p. 4. Hallens Thiere 1 B. p. 252. NB. der gehörnte Esel, das Einhorn, gehöret in das Verzeichniß der Dinge, welche die Welt schon wieder vergessen hat. D. Merkleins Thierb. p. 41. Fr. L'Asne sauvage. Vallm, de Bom. Dict. Tom. I. p. 267. 270. Encyclop. oeconom. Tom. II. p. 44. Griech. Ονάγρος. Per. Kuhr. Engl. Wild Ass. S. Dappers Afrik. Ins. p. 33. Guyons Ostindien. p. 118. M.

*) S. Le Recueil de Dapper. p. 185 und 378.

**) S. Leonis Afric. descr. Tom. II. p. 52 und l'Afrique de Marmol. Tom. I. p. 53.

einen lauten Schrei, schlagen hinten aus, stehen stille, und fliehen ehe nicht, als wenn man sich ihnen zu nähern anfängt. Sie werden in Schlingen und Schleifen von Stricken gefangen. Auf der Weide und auf der Tränke halten sie sich heerdenweise zusammen. Ihr Fleisch pflegen die Einwohner dasiger Gegenden zu essen. Zu den Zeiten des eben angeführten Marmol waren auch auf der Insel Sardinien Waldesel zu sehen, sie hatten aber nicht die Größe der afrikanischen. Pietro della Valle hat, wie er versichert *), einen wilden Esel zu Basora gesehen, der sich in Ansehung der Figur gar nicht von den zahmen oder Hauseseln unterscheiden ließ. Eine hellere Farbe und ein gelblicher Strich vom Kopf bis auf den Schwanz war sein einziges Unterscheidungsmerkmal; außer daß er mehr Lebhaftigkeit äußerte, und schneller, als ein gemeiner Esel, laufen konnte.

Olearius erzählet **), wie er sich einst mit dem König von Persien auf eine auf-

ge-

*) S. Voyages de Pietro della Valle. Tom. VIII. p. 49.

**) S. Le Voyage d'Adam Olearius à Par. 1656. Tom. I. p. 511. oder vermehrte moskovitische und persianische Reisebeschr. von Ad. Olearius 2ten Aufl. Schleswig. 1663. Fol. S. 526. M.

gemauerte Bühne in einem kleinen Thierhof begeben. „ Es wurde, sagt er, anfäng-
„ lich Konfekt aufgesetzt und ehemal
„ herum getrunken, hernach trieb man zwei
„ und dreißig Stück von wilden Eseln in
„ den Thierhof. Der König that etliche
„ Schüße mit Pfeilen und Kugeln unter
„ sie, alsdann war es einem jeden erlaubt,
„ wer nur Lust hatte, zu schießen. Es
„ war ein rechtes Vergnügen, dieses Schau-
„ spiel mit anzusehen. Etliche dieser Esel
„ hatten zehn und mehrere Pfeile an sich
„ stecken. Wenn diese sich unter den Hau-
„ fen mischten und die noch unbeschädig-
„ ten damit anstießen, entstand ein seltsa-
„ mer Streit mit Ausschlagen und um sich
„ Beißen der Esel unter einander. Nach-
„ dem sie alle theils erschoßen, theils nie-
„ dergesäbelt waren, legte man sie nach der
„ Reihe dem König vor und verschickte sie
„ dann in die königliche Küche nach Ispa-
„ han. Die Perser halten den Kuhr oder
„ wilden Esel für ein so delikates, königs-
„ liches Essen, daß bei ihnen ein Sprüch-
„ wort aus diesen Leckerbissen entstanden
„ ist. “ Indessen ist es kaum zu glauben, daß diese 32 Esel alle in Wäldern gefangen worden. Ohnstreitig waren es Esel, die

man

man in großen Thiergärten, zu dem Vergnügen der Jagd, und um sie hernach zu speisen, erzogen hatte. *)

In Amerika hat man eben so wenig Esel, als Pferde, wahrgenommen, obgleich der Himmelsstrich besonders des mittäglichen Theils von Amerika, so gut, als irgend ein anderer, für beide Thiergattungen schicklich wäre. Diejenige, welche die Spanier dahin gebracht und welchen sie auf großen Inseln und auf dem festen Lande völlige Freiheit ertheilet haben, sind in diesen Gegenden, durch die Fortpflanzung so zahlreich worden, daß man daselbst an vielen Orten gan=

*) Ob gleich die meisten alten Schriftsteller besonders Crelius, Aelianus L. IV. c. 52. Ruysch T. II. p. 14. der Abt Guyon l. cit. Johnston l. c. dem wilden Esel ein Horn auf die Stirn gesetzt hatten, so muß doch entweder hierin eine Art der Verwechslung vorgegangen, oder wenigstens nicht alle Waldesel mit Hörnern versehen gewesen seyn, weil schon Tavernier in s. Voyage en Perse L. V. c. 1. als etwas Besonders und Rares anmerket, daß der Gouverneur von Schiras dem Schach Abas einen purpurrothen, (vielleicht gefärbten) Esel mit einem ohngefähr einen Fuß langen Horn auf der Stirn geschenket. Von der Geschwindigkeit eben dieser Thiere redet auch Xenophon in expeditione Cyri minoris. vers. Gallic. Ablancourtii L. I. §. 5. p. 39.

ganze Heerden wilder Esel antrift, die man daselbst wie die wilden Pferde, mit Schlingen auffänget. *)

Die großen Mauleſel werden eigentlich durch den Esel mit einer Stute **), die kleinen aber durch einen Hengst mit einer Eselin erzeuget, ***) und sind von den erstern in vielen Stücken unterschieden. Von Erzeu-

*) S. Le nouveau Voyage aux Isles de l'Amerique, à Par. 1722 Tom. II. p. 293.

**) Die vom Waldesel und einer Stute gezeugten Mauleſel sind allemal unter allen die stärksten. M.

***) Linn. S. N. Ed. XII. p. 101. Asinus Mulus, ab equâ & Asino. Hinnus ab asina & equo. Steriles. Raji Quadr. p. 64. Briss. Quadr. p. 71. Equus auriculis longis, erectis, jubâ brevi. Mulus, le Mulet. Klein. Quadr. p. 6. NB. Asinus biformis, hybridus, Mulus. Aldrov. Quadr. Solip. p. 358. Gesn. Quadr. p. 794. Fig. bona Gesn. Icon. Quadr. Fig. p. 21 bona. Johnst. Quadr. p. 15. Tab. VI. Fig. sat bona. Charlet. Exercit. p. 4. Sloane Nat. History of Jam. Vol. II. p. 327. Hallens Nat. Gesch. der Thiere 1 B. p. 251. Mauleſel. Zwittereſel. Beckmanns Anfangsgr. der Naturhistorie Gött. 67. p. 9. Franz. Mulet, das Weibchen Mule. S. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat. Tom. VII. p. 260 — 265. Cours d'Hist. Nat. Tom. I. p. 467. le Mulet. Span. und Ital. Mulo. Mula. Schwed. Mulasna. Engl. Mule. Hebr. Pered. das Weibchen Pirdah. Chald. Cudana. Griech. Ἡμίονος. Arab. Beal. Illyr. Mezeck. Sonst kann

zeugung der Maulesel und Maulochsen *) u. s. w. behalten wir uns vor, künftig besonders und weitläuftig zu handeln und endigen hier die Geschichte des Esels mit einer kurzen Anzeige seiner Eigenschaften und des Gebrauchs, den wir von ihm zu machen gewohnt sind.

Insofern wir in unsern Himmelsstrichen gar nichts von wilden Eseln zu sehen bekommen, ist es uns auch nicht möglich, vom guten Geschmack ihres Fleisches etwas Zuverläßiges festzusetzen. Desto überzeugender weiß man bei uns, daß das Fleisch der Haus-

kann man über die Maulesel und Bastardthiere auch noch Bonnets Considerations sur les corps organisés à Amst. 1762. 2. Vol. 8vo und besonders des Herrn Abt Spallanzani physikal. und mathemat. Abhandlungen. Leipz. 1769 gr. 8. von p. 208 — 343. nachlesen, wo man von dieser Sache die ausführlichsten Nachrichten findet. M.

*) Maulochsen, Onotauri, Jumars, Gemars, werden von einem Ochsen und einer Stute oder Eselin, oder auch von einem Esel und einer Kuhe gezeuget. Man kann von ihnen den Spallanzani l cit. p. 21[illegible]. Cours d'H. Nat. T. I. p. 458. und Vallm. de Bom. l. c. Tom. 17. p. 174 nachlesen. Herr von Buffon scheinet in einem der folgenden Bände die Wirklichkeit der Maulochsen in Zweifel zu ziehen; Herr Bourgelat aber im l'Avant-coureur à Par. 1767. No. 50. 51. ihr Daseyn zu bestätigen. M.

Hauseſel noch weit ſchlechter, härter, eckler, übelſchmeckender, als Pferdefleiſch iſt. Galen *) hält es noch überdies für ein ſchädlich Fleiſch, welches zu vielen Krankheiten Anlaß geben kann. Dagegen iſt die Milch der Eſelinnen ein ſehr bewährtes und ſpezifiſches Mittel wider gewiſſe Krankheiten, deſſen Gebrauch ſich von den Griechen her bis auf unſere Zeiten beſtändig erhalten. Um eine recht gute Milch dieſer Art zu bekommen, muß man zu dieſer Abſicht eine junge, geſunde, fleiſchichte Eſelin aufſuchen, die vor kurzem geworfen hat und nachhero nicht wieder beleget worden iſt. Den jungen Eſel, welchen ſie eben ſäuget, muß man von ihr wegnehmen, ſie reinlich halten, ihr auch ſatt Heu, Gerſte, Haſer und ſolche Kräuter zu freſſen geben, deren heilſame Wirkungen einen kräftigen Einfluß auf die Krankheit, wogegen man ſie brauchet, haben können. Eine nöthige Vorſicht iſt noch dieſe, die Milch nicht erkalten, auch nicht einmal an der Luft ſtehen zu laſſen, weil ſie alsdann gleich der Verderbniß unterworfen wäre. **)

*) De Alimentorum facultatibus Lib. III.

**) Von den Eigenſchaften, Gebrauch und Nutzen der Eſelsmilch, S. Gaz. Salut. 1766 no. XI. Frankf.

Die Alten hatten im Blut, im Harn dieses Thieres u. s. w. viel Kräfte, im kleinen Gehirn aber, im Herzen in der Leber u. s. w. viel spezifische Eigenschaften wahrzunehmen geglaubet; *) allein man hat nachher eingesehen, daß alle gerühmte Tugenden dieser Theile durch die Erfahrungen entweder vernichtet oder wenigstens nicht bestätiget wurden.

Weil die Haut eines Esels ungemein hart und mit einer starken Spannkraft versehen ist, so bedienet man sich derselben auf eine vortheilhafte Art zu mancherlei Gebrauche. Man pfleget aus derselben Siebe, Trommeln und sehr dauerhafte Schuhe, auch ein starkes Pergament zu Schreibetafeln, das mit einem Gips leicht überzogen wird, zu verfer-

Frankf. neue Ausg. III Th. p. 224 besonders D. Krünitz auserlesene Aufsätze ꝛc Leipz 1767. 68. 8vo S. 81 — 86. und alle daselbst angeführte Schriften, ingl. des Herrn D. Unzers Ärzt e ne med. Wochenschr. Hamb. gr. 8vo 1 Aufl. 1749 ꝛc. V Th. p. 331 und 371. Neue Aufl. 1769 3 B. p. 273 und 300. M

*) Wer von den gerühmten Heilkräften fast aller Theile des Esels einige Nachrichten suchet, kann sie theils in Herrn Lemery Mater. Lexikon Leipz. 1721. Fol. p. 113 ꝛc. theils in Merkleins Thierbuch, von S. 43 bis 46 angeführet finden.

M.

fertigen. Aus eben dieser Haut wissen auch die orientalischen Völker den Sagri *), den wir Chagrin **) nennen, künstlich zu zubereiten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die Knochen dieses Thieres, wie dessen Haut, etwas härter, als die Knochen anderer Thiere seyn müssen, weil sie die Alten zu Verfertigung gewisser Flöten anwendeten, deren Ton sie für ungleich heller und reiner, als in allen andern aus Knochen gemachten Flöten, hielten.

Unter allen Thieren ist der Esel vielleicht im Stande, nach Beschaffenheit seiner Grösse die schwerste Last zu tragen. Da er nun außerordentlich wohlfeil zu erhalten ist, und fast gar keine Pflege verlanget, so ist er auf dem Lande, bei Mühlen u. s. w. als ein höchst nutzbares Thier zu betrachten. Er kann auch gar wohl zum Reiten ge-

*) S. Le Voyage de Thevenot T. II.. p. 54.

**) Eine hinlängliche Beschreibung vom Chagrin und von der Zubereitung desselben aus der Eselshaut, findet man in den hiesigen Mannigfaltigkeiten, einer gemeinnützigen Wochenschrift III. Jahrg. S. 8 — 11. S. Vallm de Bom. l. c. T. I. p. 484. Encyclop. oecon. T. II. p. 43. Tom. IV. p. 304. Mem. de l' Acad. des scienc. de Par. 1709. p. 8. M.

braucht werden. Denn sein Gang ist sanft und sicher, weil er nicht so oft stolpert, als ein Pferd. Man pflegt ihn auch in Ländern, wo ein lockerer Boden ist, oft in den Pflug zu spannen, und sein Mist kömmt einem schweren und feuchten Erdreich, als ein guter Dünger, vortreflich zu statten.

Zusatz.

Alle Benennungen der äußern Theile des Pferdes lassen sich auch auf den Esel anwenden; weil er aus eben den Theilen, wie das Pferd bestehet. Indessen findet man an den Hinterschenkeln der Esel keine Schwämme. An den Vorderschenkeln wird man Spuren derselben fast an eben dem Orte gewahr, an welchem sie bei dem Pferde sitzen. Eine schwarze von Haaren entblößte Haut, woran sich gar nichts hornartiges zeiget, ist eigentlich das Merkmal dieser Spuren. Auf dem untern und hintern Theile der Köhden (Boulets) eines jeden Schenkels bemerkt man auch einen kleinen runden Fleck von schwarzer Haut, ohne Horn. Er scheinet die Spur des Sporns (Ergot) am Pferde hier vorzustellen.

Die gemeinste Farbe der Esel ist mausefahl, zuweilen auch lichtgrau, oder grau mit dunkelu Flecken vermischet. Man sieht indessen auch weiße, rothe, braune und schwarze. Die grauen Esel haben eine weiße Schnautze (Tab. IV. A.) Ein mit

roth vermischtes Band endiget gemeiniglich diesen weißen Fleck. Das Ende der Lefzen ist schwarz (Ibid. B.) bis an die Nasenlöcher. Bei einigen erblickt man blos zwei schwarze Bänder, die auf jeder Seite bis an die Nase gehen. Die Ohren sind schwarz eingefaßt und auswärts auf dem Grund (ibid. C.) mit eben dieser Farbe gleichsam besprenget. Der übrige Theil spielt in ein mit roth vermengtes Grau. Von dem Schopfe (ibid. D.) erstreckt sich ein langer schwarzer Streif längs der Mähne (ibid. E.) hin, welcher über das Vorderroß (F.) hinweg, auf der ganzen Länge der Rückensäule hin, über die Schwanzriebe bis ans Ende fortläuft. Quer über das Vorderroß geht ein ander schwarzes Band an der Seite bis auf die Mitte der Schultern (G.) herunter. Die innere oder die untere Seite des Schwanzes ist von gleicher Farbe. Bei den meisten grauen Eseln sind an den Vorderschenkeln sowohl als an den hintern, das Knie, die Köhde, der Fessel und die Krone schwarz oder braun. An manchen wird man auch in der Mitte und vorn auf dem Kegel, auch oben auf der Röhre der Hinterschenkel einen schwärzlichen Halbzirkel gewahr. Andere zeigen, aber nur selten, vorn auf den Kegel (H.) einen Zoll weit von einander

zween

zween Halbzirkel von eben dieser Farbe. Viel gewöhnlicher ist es, den Kegel aller vier Schenkel an einigen Stellen mit braunen oder schwarzen Ringen bezeichnet zu sehen. Das Inwendige der Ohren, der Kanal, die Kehle, die Brust, der Bauch, die Flanken und innere Seite der Kegel und Dickbeine pflegen bei allen Eseln, was für Farbe sie auch sonst haben mögen, ganz weiß zu seyn, wenigstens eine schmutzig weiße Schattirung oder eine hellere Farbe, als der übrige Theil des Körpers, zu haben. Um die Augen herum bemerkt man bei den meisten Eseln einen weißen oder weißlichten Ring, dessen auswendiger Rand meist eine braunliche Farbe hat, welche sich nach dem Verhältniß der mehrern Entfernung von diesem Ringe immer mehr verliert. Die braunen und rothen Esel sind, wie die grauen, auf den Ohren schwarz gezeichnet; nur die Mitte der äußern Fläche ist nicht von einer so tiefen Farbe, als der übrige Theil des Körpers.

Man würde ganz gewiß eine weit größere Mannigfaltigkeit in den Farben dieser Thiere bemerken, wenn man in der Wahl der Beschäler und bei Vermischung dieser Thiere mehr Sorgfalt anwendete. Dennoch sieht man zuweilen Esel, welche

sowohl weiß gefleckte Füße, als einen Stern oder einen weißen Streif auf der Stirn haben, welcher sich aber gemeiniglich mit dem weißen Fleck an der Schnautze vermischet. Erste sind fast alle auf der Mitte des Stirnblatts, auch an der Mähne, hinter jedem Ohre mit einer weißen Aehre versehen. Uiberhaupt aber ist das Haar eines Esels härter, fester und länger, als das Haar der Pferde.

Weil die Esel weder an die Kutschen oder zum Reiten, noch überhaupt zum Staate gebraucht werden, so hat man auch nur wenig Aufmerksamkeit auf das Verhältniß der Theile ihres Körpers gerichtet. Genug wenn sie weder krumme Schenkel, noch einen eingebognen oder sogenannten Karpfenrücken haben, und, ohne zu stolpern, eine gute Last fortzutragen taugen. Ohnstreitig mag die große Sorgfalt für die schöner gebaute Pferde die Ursache seyn, warum so wenig auf gute Art von diesen Thieren oder auf bestimmte Regeln gedacht wird, wornach man das beste Verhältniß aller Theile ihres Körpers bestimmen könnte.

Der große und schwere Kopf des Esels, wenn er mit einem Pferde verglichen wird, die langen und schwankenden Ohren, sein bret-

breiter dicker Hals, die schmale Brust, eingebogener, fast schneidender Rücken; die Hüften, welche höher sind, als das Vorderroß, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, die engen und zu nahe an einander stehende Hinterschenkel machen unstreitig, daß er neben dem edlen und stolzen Pferd eine sehr demüthige und plumpe Rolle spielen muß. Wenn wir indessen keine Pferde hätten, so würde dennoch der Esel unter allen Hausthieren das geschickteste zum Reiten und allerlei anderm Gebrauche seyn, um so viel mehr, wenn man ihn durch eine lange Reihe von Fortpflanzungen und sorgfältige Zucht bis zu der Vollkommenheit gebracht hätte, deren er fähig zu seyn scheinet. Ohne den Esel zu einem Nebenbuhler des Pferdes zu machen, kann man doch sicher behaupten, daß er in den Augen eines Naturforschers ein eben so beträchtliches, und einer genauen Untersuchung eben so würdiges Thier, als das Pferd ist.

III. Der Dchse.

Auf der mit einem angenehm grünenden Teppich überzogenen Oberfläche der Erde finden wir den gemeinschaftlichen unerschöpflichen Vorrath von Unterhaltungsmitteln für Menschen und Thiere. Alles, was in der Natur Leben hat, erhält sich durch die aus der Erde hervorkeimende Gewächse, und diese leben wiederum von den Uiberbleibseln alles dessen, was vor ihnen lebte und wuchs. Das fortdaurende Leben setzt immer gewisse Zerstörungen voraus, ohne welche in der That die Thiere sich eben so wenig ernähren, als vervielfältigen könnten. Als der Urheber der Natur die ersten einzelnen Thiere und Gewächse aus nichts hervorbrachte, hat er dem Staube der Erde nicht allein seine Gestalt, sondern auch Leben und Seele mitgetheilet, indem er jedes einzelne Stück mit einer gröſsern oder kleinern Menge wirksamer Grundtheile,

G
B
A
C
H
1
D
F

oder organischer belebter, unzerstörbarer *) und allen organisirten Wesen gemeinschaftlicher Theilchen ausrüstete. Diese Theilchen gehen von einem Körper zum andern über, und sind einem jeden zum wirklichen Leben, zur Dauer desselben, zum Unterhalt und Wachsthum in gleicher Maße behilflich. Nach der Auflösung eines Körpers und seiner Verwandelung in Staub und Asche überleben ihn die organische Theilchen, über welche der Tod keine Gewalt hat, noch immer. Sie ziehen in der Welt herum, dringen wieder in andere Wesen, um ihnen Unterhalt und Leben zu ertheilen. Folglich scheint jede Art von Hervorbringung und Erneuerung, jeder Anwachs durch die Zeugung, Nahrung und Entwickelung eine vorhergegangene Zerstörung, eine Verwandelung, einen Übergang dieser organischen Theilchen vorauszusetzen, welche sich nicht vermehren, aber beständig in gleicher Anzahl vorhanden bleiben, und also die Natur allezeit in gleicher Lebhaftigkeit, die Erde in gleich starker Bevölkerung, und die

Herr-

*) S. das vierte und folgende Kapitel des 3ten Bandes der allgemeinen Naturgeschichte.

Herrlichkeit ihres Schöpfers in gleichem Glanz erhalten *).

Wenn man also die Wesen überhaupt betrachtet, so bleibt die Hauptsumme des Lebens in denselben immer einerlei **). Der Tod hat nur den Schein eines allgemeinen Zerstörers; er hat aber gar keine Gewalt über dieses ursprüngliche Leben, welches allen Gattungen von organischen Wesen eigenthümlich zukömmt. Seine Macht erstreckt sich, wie die Macht aller andern untergeordneten Kräfte, nur auf einzelne Dinge. Er berühret blos das Aeußerliche, zerstöret nichts, als die Gestalt. Uiber die Ma-

*) Hierüber findet man vortrefliche und sehr belehrende Bemerkungen im 3ten Th. des Reichs der Natur und Sitten, einer hallischen mor. Wochenschr. 1758 gr. 8vo. S. 81—96. von den Verwandlungen in der Natur. M.

**) Es wird niemand gereuen, wer über dasjenige, was Herr von Buffon hier und in der Folge saget, sich die Mühe nimmt, den merkwürdigen Traité de l'Animalité, Suite du Traité de la Nature par Mr. J. B. Robinet, Tom. IV. P. VII. à Amsterd. 1767. oder die Auszüge daraus im Journ. Encycl. 68. T. II. 2. P. p. 50. Tom. III. 1. P. p. 59. in den Frankf. neuen Ausz. 68. VII. Th. p. 309. oder im Alt. Gel. Merc. 68. p. 190. nachzulesen. M.

Materie selbst vermag er gar nichts. Die Natur, anstatt einigen Schaden durch ihn zu leiden, glänzet unter seinen scheinbaren Verwüstungen vielmehr immer herrlicher hervor, und hält ihn mit starkem Arm von der Vernichtung der Gattungen zurücke. Die Grenzen seiner Ernten erstrecken sich blos auf einzelne Geschöpfe, welche sie mit der Zeit seiner Grausamkeit überläßt, um zu beweisen, wie wenig Tod und Zeit über sie vermögen. Sie verschaft sich dadurch eine vortheilhafte Gelegenheit, jeden Augenblick ihre beständige wirksame Kraft auszuüben, ihren unübersehbaren Reichthum durch ihre Fruchtbarkeit an den Tag zu legen, und aus der Welt durch beständige Zeugungen und Erneuerungen der Wesen einen Schauplatz zu machen, welcher unsre Verwunderung durch unaufhörliche Veränderungen und neue Aufzüge in immerwährender Lebhaftigkeit erhält.

Die nöthige Folge der Wesen auf einander macht also die Zerstörung des einen durch ein anderes zu einer unbedingten Nothwendigkeit. Wie sollten die Thiere sich nähren und erhalten können, ohne gewisse Pflanzen oder andere Thiere zu verzehren? Gleichwie aber die Natur sowohl vor als nach solchen Zerstörungen immer einen gleichen

chen Vorrath von Leben übrig behält, welches unter ihre Geschöpfe vertheilt werden kann, so denke ich, kann es ihr wohl gleich viel gelten, ob die eine oder die andere Gattung mehr oder weniger Verwüstungen anrichtet. Indessen wußte sie doch, als eine haushältige kluge Mutter, der Verschwendung ihre Grenzen zu setzen, und einer möglichen Verheerung dadurch zuvorzukommen, daß sie nur wenigen Thiergattungen den Trieb, sich vom Fleische zu nähren, einflößte. Ihre Vorsicht gieng noch weiter. Sie hat sogar die einzelnen Thiere solcher gefräßigen und räuberischen oder nach Fleisch begierigen Gattungen auf eine geringe Zahl eingeschränket; die Gattungen der grasfressenden Thiere hingegen, so wie die einzelnen Thiere solcher Gattungen, desto mehr vervielfältiget, und sich in Hervorbringung der Gewächsarten und in der Fruchtbarkeit jedes einzelnen Gewächses unglaublich freigebig, ja beinahe verschwenderisch bewiesen. Vielleicht ist auch der Mensch zu Beförderung ihrer Absichten, ingleichen zur Erhaltung und Einführung dieser guten Ordnung auf dem Erdboden mit behilflich gewesen. Denn wir entdecken im Meere wirklich die oben angeführte Gleichgültigkeit der Natur. Hier leben fast lauter gefräs-

fräßige räuberische Gattungen von Thieren, welche sich entweder selbst unter einander aufreiben oder andere verzehren. Alles arbeitet mit unaufhörlicher Mordsucht am Untergange der Gattungen, ohne daß jemals nur eine davon vertilgt würde. Denn es herrscht im Meer eine Fruchtbarkeit, welche zwischen der Vermehrung und Zerstörung der Geschöpfe beständig ein richtiges Gleichgewicht erhält. Fast alle Nahrung, aller Aufwand, welchen hier die Natur so verschwenderisch zu machen scheinet, kömmt endlich den folgenden Hervorbringungen derselben auf die vortheilhafteste Weise zu statten *).

Der

*) Herr von Buffon redet hier kurz, aber gründlich von einer höchst wichtigen Einrichtung in der Natur, welche das weitere Nachdenken aller Weltweisen, aller vernünftigen Menschen verdienet. In der That stellt die Natur unserm Verstande die unbegreiflichste Mannigfaltigkeit von Gegenständen vor, die alle zu unserm Vergnügen und Unterricht bestimmt sind. Allein den größten Eindruck macht unstreitig die unermeßliche Summe von Leben, wovon alles in der Schöpfung wimmelt. Welche unzählbare Menge von Geschöpfen theilet mit uns die Vorrechte des Lebens, der Empfindung und der Lust, und steht mit uns gemeinschaftlich unter dem Schutz einer aufmerksamen Vorsicht! Wie mannigfaltig sind ihre Gestalten, wie verschieden ih-

Der Mensch hat seine Gewalt über die Thiere meisterlich anzuwenden gelernet. Er hat

re Triebe! welches Feuer in ihren Temperamenten! Was für Leben in ihren Stellungen! Was für Behendigkeit in allen ihren Bewegungen! Und doch — welcher unersättliche Hunger, einander zu zerstören! Ihre Abwechselungen sind mannigfaltig, ihre Unglücksfälle zahlreich. Allein, welches richtige Verhältniß, welche Gleichförmigkeit bleibt nicht immer in ihrer Anzahl! Das thierische Leben kann in gewisser Absicht mit einem Feuer verglichen werden, das sich selbst verzehret, ohne zu verlöschen.

Dergleichen Erscheinungen verdienen unstreitig die Achtsamkeit eines lehrbegierigen Geistes; und wer sorgfältig die Gründe derselben untersuchet, wird über den ganzen Plan der Schöpfung das Licht aufgehen sehen. Die schönen Irrgänge der Natur werden ihm bei jeder Wendung Aussichten eröfnen, die ihn von dem Daseyn eines unendlich weisen und mächtigen Wesens überführen können. Die nähere und ausführliche Entwickelung aller dieser großen Wahrheiten liefert uns der gelehrte Verfasser des Philosophical surview of the animal Creation, an Essay, wherein the general devastation and Carnage that reign among in a new point of view is considered &c. London 1768 in 12. welches unsern Landsleuten unter dem Titel: Philosophische Betrachtungen über die Schöpfung. Aus dem Engl. Leipz. 1769. auf 168 S. 8vo. übergeben worden. Der Herr Verf. handelt in 3 Abtheilungen 1) von dem Leben der Geschöpfe, der Verschiedenheit und den von der Natur bestimmten Grenzen desselben; 2) von dem beständigen Kriege im Thierreiche, da

das

hat unter allen diejenigen ausgesucht, welche für ihn das schmackhafteste Fleisch haben. Er machte sie zu seinen Hausſklaven, suchte ihre Vermehrung durch Kunst und Sorgfalt noch stärker, als die Natur selbst gethan haben würde, zu befördern, große zahlreiche Heerden von ihnen zusammen zu bringen, und sich durch die auf ihre Zeugung verwendete Bemühungen gleichsam ein Recht zu verschaffen, selbst erzogne Schlachtopfer aus ihnen zu machen. Allein er überschreitet bei diesem erworbenen Vorrechte die Grenzen allzuweit, die seine Bedürfnisse ihm vorschreiben. Anstatt bei den Gattungen stehen zu bleiben, worüber er sich durch die Unterwürfigkeit zahmer Thiere eine unumschränkte Gewalt angemaßet, pfleget er noch überdies die wilden Thiere, Vögel

das eine dem andern zur Nahrung, oder der Tod des einen zum Leben des andern dienen muß; im 3ten werden endlich die Einwürfe beantwortet, die wider das vorgetragene Lehrgebäude gemacht werden könnten. Weitläuftige Auszüge von diesem allerdings merkwürdigen System findet man im Journ. Encycl 68. Tom. *VI.* 3. P. p. 82. ꝛc. in den Frankf. neuen Ausz. 68. *VIII.* Th. p. 683. Alt. gel Merc. 68. p. 371. Leipz. gel. Zeit. 69. p. 585. Greifsw. N. krit. Nachr. 69. p. 385. ꝛc. Gies. gel. Zeit. 69. *p.* 743. u. s. w.

M.

und Fische unabläßig zu bekriegen. Er bleibt nicht blos bei denenjenigen stehen, welche mit ihm unter einerlei Himmelsstriche leben. Er dringet bis in die entlegensten Gegenden und bis in die äußersten Tiefen des Meeres, um die unersättlichen Forderungen seiner lüsternen Zunge zu befriedigen. Die Fruchtbarkeit der ganzen Natur ist kaum hinreichend, allen Forderungen seiner Unmäßigkeit und seiner veränderlichen Lüsternheit genug Abwechselung anzubieten. Der Mensch allein verzehret und verschlinget mehr Fleisch, als alle Thiere zusammengenommen fressen. Muß man ihn also nicht für den ärgsten Zerstörer in der Natur halten? und führt er diesen furchtbaren Charakter nicht mehr aus Mißbrauch, als aus Nothwendigkeit? — Anstatt sich der ihm verliehenen Güter mit einer vernünftigen Mäßigung zu bedienen, anstatt einen billigen Gebrauch davon zu machen, anstatt eben so viel zu ersetzen, als er zerstöret, oder, wenn er etwas vernichtet, wieder etwas Neues zu schaffen, suchet ein reicher Schwelger seinen ganzen Vorzug im Aufzehren, seine ganze Größe in der Schande, an einem Tage auf seiner Tafel mehr Güter verprasset zu haben, als die Bedürfnisse vieler Familien in eben der Zeit erfordern würden. Er mißhandelt

auf

auf solche Weise die Thiere nicht allein; die bösen Folgen seiner Unmäßigkeit erstrecken sich auch auf den Menschen. Wie viele, denen das verführerische Glück des Reichthums versagt ist, müssen mit hungrigem Magen im Elende schmachten, und ihre Kräfte blos der unmäßigen Lüsternheit und noch unersättlichern Eitelkeit solcher Verschwender aufopfern, welche, indem sie andere in der Dürftigkeit verschmachten lassen, zugleich ein schreckliches Opfer ihrer eignen Ausschweifungen werden.

In der That könnte der Mensch von den Gewächsen eben so gut leben, als die Thiere. Obgleich das Fleisch der Thiere dem unsrigen sehr ähnlich zu seyn scheinet, so nährt es ihn doch nicht besser, als Gewächse, oder Getreide und Brod. Was den eigentlichen Nahrungssaft giebt, welcher dem Körper zur Ernährung, Entwickelung, Wachsthum und Gedeihen behilflich ist, besteht nicht in der groben Materie, welche das faserichte Gewebe des Fleisches und der Pflanzen ausmachet, sondern in den organischen Theilchen, welche sowohl im Fleisch als in den Gewächsen enthalten sind. Man sieht ja, daß ein blos vom Grase lebender Ochse nicht weniger Fleisch, als der Mensch oder diejenigen

Thiere sammlet, welche sich blos vom Fleische und Blute nähren. Es herrscht unter diesen Speisen kein anderer wesentlicher Unterschied, als dieser, daß im Fleisch, im Korn und Kräutern ein weit größerer Vorrath von organischen Theilchen, als in einer gleichen Masse von Grase, Blättern, Wurzeln und andern Theilen der Pflanzen befindlich ist. Die Beobachtung, welche wir im vierten Bande über das Verhalten dieser unterschiedenen im Wasser aufgelöseten Materien angestellet, hat uns hiervon genugsam überzeuget. Folglich werden der Mensch und alle diejenigen Thiere, welche in ihrem Magen und Eingeweiden lange nicht genug Raum für einen so großen Vorrath von Speisen haben, auch nicht so viel Gras zu sich nehmen und beherbergen können, als nothwendig wäre, eine zu ihrer Nahrung hinlängliche Menge von organischen Theilchen herauszuziehen. Aus diesem Grunde können auch die Menschen und solche Thiere, welche nur Einen Magen haben, anders nicht, als von Fleisch und Früchten sich erhalten, welche in einer kleinen Masse sehr viel organische nahrhafte Theilchen bei sich führen; da hingegen der Ochse und andere wiederkäuende Thiere aus dem Grase zu ihrer Nahrung, Wachsthum

und Vermehrung genug organische Theilchen ziehen können, weil sie mehr als einen Magen haben, wovon der eine sehr weit ist, und mit einem großen Vorrath von Grase gefüllet werden kann. Hier muß die Menge der Speisen den Mangel ihrer Nahrhaftigkeit ersetzen. Die Grundlage der Nahrung ist indessen von einerlei Beschaffenheit. Ochsen, Menschen und alle Thiere nähren sich von lauter organischen Theilchen.

Hier wird man mir unstreitig den Einwurf entgegensetzen, daß ein Pferd, wie der Esel, der Hase und mehrere von Gras lebende Thiere nicht mehr als einen, und noch darzu sehr engen Magen haben, und meiner Erklärung also zwar nicht die Wahrscheinlichkeit, aber doch Richtigkeit und Gründlichkeit fehle. Allein sie hat von diesen scheinbaren Einwendungen noch ehe Bestätigung zu erwarten, als einen Umsturz zu fürchten. Das Pferd und der Esel mögen immerhin nur mit einem einzigen Magen versehen seyn, so weiß man doch, daß ihre Därme mit ungemein weiten Säcken oder Beuteln behangen sind, welche man allenfalls mit dem Wanste der wiederkäuenden Thiere vergleichen könnte; und beim Hasen wird man am blinden Darm eine so merk-

würdige Länge und Weite gewahr, daß man diesen wenigstens statt eines zweiten Magens rechnen muß. Ist es unter diesen Umständen wohl zu bewundern, wenn diese Thiere vom Grase zu leben vermögend sind? Uiberhaupt wird man allemal finden, daß der Unterschied in der Art des thierischen Unterhalts hauptsächlich auf dem ganzen Raum ihres Magens und ihres Darmkanals beruhe. Denn der Ochse, der Widder, Kameel u. s. w. haben außer vier Magens ungeheure lange Därme, daher leben sie blos vom Grase, und begnügen sich mit diesem Futter. In den Pferden, Eseln, Hasen, Kaninchen, indianischen Schweinen u. s. w. entdeckt man mehr nicht als einen Magen, aber einen desto längern Blindbarm, welcher ihnen statt eines zweiten Magens dienet. Sie nähren sich auch blos von Gras und Getreide. Die wilden Schweine, Igel, Eichhörner und andere Thiere mit engerem Magen und kürzern Eingeweiden genießen wenig Gras, und leben vorzüglich von Getreide, Früchten und Wurzeln. Thiere hingegen, welche gleich den Wölfen, Füchsen, Tigern u. a. m. nach Verhältniß der Größe ihres Körpers einen viel engern Magen und kürzere Därme, als alle übrige Thiere haben, müs-

müssen, wenn die Erhaltung des Lebens ihnen lieb ist, nothwendig saftreichere und mit häufigern organischen Theilen erfüllte Nahrungsmittel aufsuchen, und sich also an Fleisch und Blut, Getreide und Früchten sättigen.

Die Verschiedenheiten in den Begierden der Thiere gründet sich also mehr auf nothwendige und physische Verhältnisse, als auf die Uibereinstimmung des Geschmacks. Suchten sie nicht mehr aus Nothwendigkeit, als nach Geschack ihren Hunger zu tilgen, würden sie dann wohl stinkendes und verdorbnes Fleisch mit eben so viel Appetit, als saftiges und frisches verschlucken? würde ihnen wohl jede Art von Fleisch gleich angenehm seyn? Sehen wir nicht an zahmen Hunden offenbar, weil die Wahl in ihrer Gewalt stehet, daß sie bei gewissen Arten von Fleisch als Schnepfen, Drosseln, Schweinefleisch u. s. w. durchaus nicht anbeißen wollen; da hingegen wilde Hunde, Wölfe, Füchse u. a. Thiere mehr, das Fleisch, von Schweinen, Schnepfen, allerlei Vögeln, und so gar von Fröschen, deren wir zween im Magen eines Wolfs angetroffen, mit gleichem Appetit verzehren? Und fressen die letztern nicht, wenn es ihnen an Fleisch und Fischen fehlt, eben so

wohl Früchte, Getreide, Wurzeln und dergleichen? Sie ziehen eigentlich nur diejenige Speisen allen andern vor, welche in einer kleinen Masse sehr viel ernährende d. i. organische, zur Nahrung und Erhaltung des Körpers dienliche Theile, in sich enthalten.

Wem diese Beweise noch nicht überzeugend genug vorkommen, der wende doch nur einige Aufmerksamkeit auf die Art und Weise, wie man das Mastvieh zu füttern pfleget. Man fängt immer damit an, daß man ihnen, durchs Verschneiden, den Weg versperret, wodurch sie den größten Verlust an organischen Theilchen leiden können. Alsdann füttert man den Ochsen, anstatt ihn auf seiner gewöhnlichen Weide oder auf dem Grase zu lassen, mit Kleie, Getreide, Rüben, kurz mit nahrhaftern Speisen, als das Gras war. In kurzer Zeit wird ein solcher Ochs fleischiger, fetter und saftreicher, sein hartes und trockenes Fleisch aber in eine kräftige, gute Speise verwandelt, woraus ein Haupttheil unsrer besten Mahlzeiten bestehet.

Aus dem Vorhergehenden folgt zugleich, daß ein Mensch, dessen Magen und Gedärme, nach Beschaffenheit seiner Größe, keine sonderliche Weite haben, sich von blos-

sem

sem Gras unmöglich nähren könnte. Gewisse Vorfälle beweisen aber, daß es ihm gar wohl möglich ist, sein Leben von Brode, Hülsenfrüchten und andern Samenkörnern zu erhalten. Denn es giebt ja ganze Völkerschaften und Orden von Menschen, welchen die Religion den Genuß alles dessen, was jemals gelebt hat, verbietet. Ob aber gleich diese Beispiele durch das Ansehen des Pythagoras und von einigen, der Lebensordnung allzustreng ergebnen Aerzten zur Nachahmung empfohlen worden, so scheinen sie uns doch nicht hinlänglich überzeugen zu können, daß für die Gesundheit und Vermehrung des menschlichen Geschlechtes große Vortheile dadurch erwachsen würden, wenn sich die Menschen blos an Brod und Hülsenfrüchten sättigen wollten *). Um so viel mehr, da man die Landleute, welche durch die Uppigkeit städ-

*) Cf. Quaestio med. Parisiis 1771. agitata: an proprium hominis alimentum vegetabilia? Gaz. Salut. 71. No. 24. Cf. des Hrn. D. Unzers Arzt. Eine mediz. Wochenschr. Hamb. 8vo. II. B. p. 51 und 56. Ob wir nothwendig Fleisch essen müssen? und daß es nahrhafter, als Gewächse sey.

städtischer Schwelger und den Aufwand bei unsern Tafeln zu dieser Lebensart gezwungen werden, viel eher schmachten und vergehen sieht, als Menschen von mittlerm Stande, welche die Schmach der Entkräftung so wenig, als die schändlichen Ausschweifungen, kennen.

Die größten Zerstörer, nach den Menschen, sind ohnstreitig die fleischfressende Raubthiere. Man hat sie zu gleicher Zeit als Feinde der Natur und als Nebenbuhler der Menschen zu betrachten. Dieser hat es blos seiner beständig wachsamen Aufmerksamkeit und unabläßigen Sorgfalt zu danken, wenn er seine Heerden, sein Federvieh u. d. gl. den tödtlichen Klauen des Raubvogels und den fleischhungrigen Zähnen des Wolfes, des Fuchses, des Marders, des Wiesels u. a. m. entreißet. Er muß in einem beständigen Krieg mit Ratten, Käfern, Raupen, Maden u. d. gl. leben, wenn er sein Getreide, seine Früchte, kurz: wenn er seine Nahrungsmittel und Kleidungen für ihrer Gefräßigkeit in Sicherheit setzen will. Denn auch das Ungeziefer gehört unter die Geschöpfe, welche mehr Böses, als Gutes, in der Welt zu stiften scheinen. Der Ochse hingegen, das Schaf und andere grasfressende Thiere,

sind

sind nicht allein die besten, die nützlichsten und schätzbarsten Geschöpfe für den Menschen, weil er sich von ihnen ernähret, sondern sie gehören zugleich unter die genügsamsten, welche der Natur den wenigsten Aufwand verursachen. In dieser Betrachtung verdienet wohl der Ochse vor allen andern einen großen Vorzug. Er entziehet der Erde nichts, was er nicht reichlich zu ersetzen wüßte. Der Grund, worauf er lebet, wird so gar durch ihn verbessert und seine Weide durch ihn fetter gemacht, da hingegen ein Pferd und die meisten andere Thiere, die schönsten Triften in wenigen Jahren auszehren.

Man denke sich aber dieses nicht als den einzigen Vortheil, welchen die Menschen von diesem Vieh genießen. Arme und Reiche würden, ohne die Ochsen, kaum ihr Leben bequem zu erhalten wissen. Die Aecker würden ungebaut liegen bleiben. Felder und Gärten würden uns durch den Anblick einer trocknen Unfruchtbarkeit erschrecken. Auf die Schultern des Ochsen hat man die Last aller Feldarbeiten gewälzet. Ihn hat man als das nützlichste Hausvieh einer Meierei, als die Stütze der Landwirthschaft und als die ganze Stärke des Ackerbaues zu betrachten. Vor alten Zeiten war dies

Vieh

Vieh der ganze Reichthum der Menschen; und noch jetzo ist er der Grund des Uiberflußes aller Staaten, die sich nicht anders erhalten und blühen können, als durch den Ackerbau und eine verhältnißmäßige Menge des Viehes. Hierin bestehet eigentlich der wahre Reichthum. Alles übrige, Gold und Silber nicht ausgenommen, stellet nichts anders, als willkührliche, oder eingebildete Güter, blos Münzen vor, die man auf Treu und Glauben annimmt, welche aber keinen andern Werth haben, als den die Erdfrüchte ihnen ertheilen.

Daß der Ochse nicht so geschickt sey, große Lasten zu tragen, als das Pferd, der Esel, Kameel u. a. d. das beweiset schon die Gestalt seines Rückens und seiner Nieren; dagegen kündigt aber die Größe seines Halses und die Breite seiner Schultern desto mehr Vermögen und Geschicklichkeit an, das Joch zu tragen und Lasten fort zu schleppen. Dies ist auch wirklich die vortheilhafteste Art, ihn anzuspannen, und es ist sonderbar, daß man sie nicht allenthalben beobachtet, und daß es ganze Provinzen giebt, welche ihn zwingen, mit seinen Hörnern zu ziehen. Man hat mir keinen andern Grund hiervon angeben können, als daß ein Ochse sich bequemer lei-

ten

ten und regieren lasse, wenn er mit seinen Hörnern angespannet wird. Er hat freilich einen sehr dicken starken Kopf, und ist allerdings im Stande, auf diese Art recht gut, aber doch bei weitem nicht so vortheilhaft, als mit seinen Schultern, zu ziehen. Er scheint ausdrücklich für den Pflug geschaffen zu seyn. Die Schwere seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegungen, die Kürze seiner Füße, so gar sein stilles Wesen, seine Geduld bei der Arbeit, kurz alles scheinet sich zu vereinigen, um ihn zur Anbauung der Felder geschickt und zur Uiberwindung der beständigen und stets neuen Hinderungen, welche die Erde seinen Bemühungen unaufhörlich in den Weg leget, fähiger, als irgend ein anderes Thier, zu machen. Das Pferd, ob es gleich dem Ochsen an Stärke vielleicht nichts nachgiebt, scheint zu solcher Arbeit viel weniger aufgelegt zu seyn. Die Schenkel der Pferde sind allzu hoch, ihre Bewegungen allzustark und hitzig, sie selbst aber sehr zur Ungeduld und Widerspenstigkeit geneigt. Uiberdies werden sie, durch solche Arbeit, aller ihrer Leichtigkeit und Hurtigkeit in den Bewegungen beraubt. Alle Armuth ihrer Stellung und ihres Ganges verschwindet unter

den

den Anstrengungen zu einer Arbeit, welche mehr Geduld, als Hitze, mehr Gewicht, als Spannkraft erfodert.

Unter den Thiergattungen, welche der Mensch in ganze Heerden zu versammlen pfleget, und bei welchen die Vermehrung einen Hauptumstand ausmachet, hat sich das weibliche Geschlecht viel nützlicher und unentbehrlicher gemacht, als das männliche. Was man von der Kuh erhält, ist ein Gut, welches alle Augenblicke wächst und sich erneuert. Das Kalbfleisch bietet uns eine nicht minder überflüßige, als gesunde und schmackhafte Speise an. Die Milch ist eine gute Nahrung für Kinder; die Butter wird bei der Zubereitung unsrer meisten Gerichte gebraucht, und vom Käse weiß man, daß er die gewöhnlichste Nahrung des Landvolkes ausmachet. Wie viel arme Familien giebt es nicht heut zu Tage, welche blos von ihren Kühen leben müssen! Eben die Menschen, welche täglich, von früh an bis in die späte Nacht, unter dem Druck der Arbeit seufzen und über den Pflug gebückt gehen müssen, genießen von dem Segen ihrer mühsam bearbeiteten Aecker nichts, als schwarzes Brod und sehen sich zu dem Zwang her-

abge-

abgesetzt, andern das Mark und den Kern ihrer Früchte zu überlassen. Der Segen der Ernten wird eigentlich durch sie, aber nicht für sie vervielfältiget. Eben die Menschen, welche unabläßig die Zucht des Viehes besorgen und sich die Vermehrung desselben angelegen seyn lassen, unterstehen sich nicht, etwas von den Früchten ihrer Arbeit zu genießen. Sie müssen sich des Genußes begeben, den ihnen das schmackhafte Fleisch ihres Viehes anbietet, weil sie durch die Noth ihres Standes, oder vielmehr durch die Härte glücklicherer Menschen bis dahin gebracht sind, sich, wie die Pferde, von Gerste, Hafer, oder von andern groben Hülsenfrüchten und von saurer Milch zu nähren.

Man pflegt sich auch der Kühe beim Pfluge zu bedienen und wenn sie gleich an Stärke den Ochsen weichen müssen, so können sie doch oft im Nothfall ihre Stelle vertreten. In diesem Fall aber muß man so sehr, als möglich, darauf sehen, daß man sie nur mit einem Ochsen von gleicher Größe und Stärke, oder mit einer andern Kuh zusammen spanne, um einen gleichen Zug zu erhalten und das Pflugeisen unter diesen beiden Kräften, ja nicht aus dem

Gleichgewichte kommen zu lassen. Je sorgfältiger diese Ungleichheit vermieden wird, desto regelmäßiger und besser geht alsdann die Feldarbeit von statten. Uibrigens braucht man, bei hartem, brachliegendem Erdreich, das von Hügeln und Steinen ungleich ist, wohl sechs bis acht Ochsen; da hingegen zwo Kühe schon allein ein sandichtes, lockeres Erdreich bearbeiten können. An einem leichten Erdreich lassen sich auch weit längere Furchen, als in einem harten, ziehen. Nach den Vorschlägen der Alten durfte die längste Furche, die ein Ochs in ununterbrochener Anstrengung ziehen mußte, nicht über hundert und zwanzig Schritte betragen; wenn dieses geschehen ist, sagten sie, muß man ihn einige Augenblicke ruhen und wieder zu Athem kommen lassen, eh man die Furche weiter ziehet, oder eine andere anfängt. Allein die Alten trieben die Erlernung des Feldbaues als ein angenehmes-Geschäfte und rechneten sich es zur Ehre, selbst Hand anzulegen oder wenigstens den Ackersmann zu schonen und so wohl ihm als seinem Vieh die Arbeit zu erleichtern. Bei uns ist es ganz anders. Die Leute, welche den größten Vortheil und Genuß von den Reichthümern der Erde ziehen, wissen den Ackerbau am allerwe-

nigsten zu schätzen; sie lassen sich es auch am allerwenigsten angelegen seyn, ihn zu befördern oder zu unterstützen.

Der Stier dienet vornämlich zur Fortpflanzung seiner Gattung. Man könnte ihn zwar ebenfalls zur Feldarbeit anhalten; allein man darf sich auf seine Folgsamkeit nicht sicher verlassen und muß immer wider den Mißbrauch seiner Stärke auf seiner Huth seyn. Die Natur hat in dieses Thier einen unbiegsamen, trotzigen Charakter geleget, welcher zur Brunstzeit bis zur Unbändigkeit, oft bis zur äußersten Wuth ausartet. Durchs Verschneiden aber zerstöret man die Quelle dieser unbändigen Bewegungen, ohne der Stärke des Thieres einen beträchtlichen Abbruch zu thun. Es wird vielmehr hierdurch noch dicker, stärker, schwerer und geschickter zu der für dasselbe bestimmten Arbeit. Zu gleicher Zeit wird es folgsamer, geduldiger, gelehriger und andern minder beschwerlich. Eine Heerde muthiger Stiere würde nichts anders, als ein unbändiger Haufen seyn, welchen der Mensch weder zähmen, noch treiben könnte.

Die Landleute wissen sehr gut mit dem Verschneiden umzugehen. Indessen bedient man sich doch sehr unterschiedener Metho-

den, auf deren unterschiedene Wirkungen man vielleicht nicht genugsam acht gegeben hat. Uiberhaupt wird diese Operazion am bequemsten kurz vor dem Alter vorgenommen, da diese Thiere zur Fortpflanzung geschickt werden. Bei den Ochsen ist dieses eigentlich das Alter von achtzehn Monaten oder zwei Jahren. Fast alle vor dieser Zeit verschnittene Stiere pflegen daran zu sterben. Wenn man inzwischen den Kälbern einige Zeit nach ihrer Geburt ihre Hoden benimt, und sie überleben glücklicher Weise diese für ihr Alter so gefährliche Operazion, so zieht man aus ihnen auch viel größere, dickere und fettere Ochsen, als diejenigen sind, welche man erst im zweiten, dritten, oder vierten Jahre schneidet; ob gleich die letztern viel muthiger und lebhafter zu bleiben scheinen. Wofern aber die Reihe im sechsten, siebenten oder achten Jahr erst an sie kömmt, so verlieren sie dadurch fast gar nichts von den übrigen Eigenschaften des männlichen Geschlechtes. Man bemerket an ihnen weit mehr Ungestüm und Ungelehrigkeit, als an andern Ochsen; sie pflegen sich so gar, wenn die Zeit kömmt, wo die Kühe in Hitze sind, so eifrig zu diesen zu halten, daß man immer darauf bedacht seyn muß,

ihnen die Gelegenheit zu benehmen. Das Belaufen, so gar das bloße Berühren des Ochsen erzeugt an dem Geschlechtstheil der Kuhe gewisse Fleischgewächse oder Warzen, die man durch Anhaltung eines glüenden Eisens wieder zu vertreiben und zu heilen genöthiget ist. Vielleicht rührt dieses Uibel daher, daß die Ochsen, deren Hoden man blos zusammen gedrückt und die dahin gehende Gefäße verschloßen und verdrehet hat, noch immer eine dem Scheine nach halb eiternde Materie von sich geben, welche an dem erwähnten Theil der Kuhe anfänglich Geschwüre, hernach aber, aus diesen, gewisse Fleischgewächse verursachen kann.

Der Frühling ist die gewöhnlichste Brunstzeit der Kühe. Hier zu Lande (in Frankreich nämlich) werden die meisten vom 15ten April bis zum 15ten Julius vom Stiere befruchtet. Doch pflegt es oft zu geschehen, daß einige früher, andere später in Hitze gerathen. Eigentlich tragen sie neun Monate und kalben im Anfange des zehnten. Die Kälber sind also vom 15ten Jenner bis zum 15ten April in großer Menge, auch den ganzen Sommer hindurch in ziemlichem Uiberfluß, im Herbst aber am allerseltensten zu bekommen. Die Merkmale der Brunst sind an einer Kuh gar nicht

zweideutig. Sie brüllet alsdann viel öfter und stärker, als gewöhnlich. Sie springet selbst auf Kühe, Ochsen, und Stiere. Der Geschlechtstheil ist geschwollen und hervorragend. Und dies ist auch die beste Zeit, wenn man den Stier zu ihr lassen will. Denn, wenn diese Hitze nur einigermaßen abnimmt, so ist es schon unsicher, ob die Zulassung des Stieres bei ihr etwas fruchten werde.

Der Stier oder der Bulle muß eben mit so vieler Sorgfalt, als der Zuchthengst, unter den schönsten seiner Gattung ausgesucht werden. Er muß stark, wohl gewachsen und fett, mit schwarzen Augen, einem trotzigen Blick, breiter Stirne, kurzem Kopf, dicken, kurzen und schwarzen Hörnern, langen und rauhen Ohren, mit einem kurzen Maul, einer kurzen und geraden Nase, fleischichtem, dickem Halse, breiten Schultern und Brust, stammhaften Lenden, mit einem geraden Rücken, dicken, fleischichten Beinen, und einem langen, wohl mit Haaren bedeckten Schwanz versehen seyn, auch einen festen und sichern Gang und rothe Haare haben. *) Gemei-

nig-

*) S. la Nouvelle Maison rustique à Par. 1749. Vol. I. P. 298.

niglich pflegen die Kühe zum ersten, zweiten oder dritten male trächtig zu werden und so bald sie es wirklich sind, weigert sich der Stier, sie öfter zu bespringen, wenn sie auch gleich noch einige Merkmale der Brunst bei sich spüren lassen. Viel gewöhnlicher ist es, daß bei ihnen die Hitze nachläßt, so bald sie empfangen haben und daß ihnen hernach die Annäherung des Stieres völlig zuwider ist.

Wenn man die trächtige Kühe nicht schonet und sie vor den Pflug, vor den Wagen u. s. w. spannet, so setzt man sie der Gefahr aus, zur Unzeit zu kalben. Man hat so gar alle Vorsicht nöthig, eine solche Kuh besser, als gewöhnlich, zu warten, und zu verhindern, daß sie nicht über Zäune, Gräben u. d. gl. springe. Es ist auch nöthig, sie auf die fetteste Weide und auf solche Wiesen zu treiben, die weder zu naß, noch morastig, aber doch mit hinlänglichem Grase bewachsen sind. Sechs oder acht Wochen vorher, ehe sie kalben, gehört ihnen reichlicher Futter als vorher. Im Sommer giebt man ihnen Heu und Gras im Stalle, im Winter aber alle Morgen Kleien oder Klee, Wicken u. d. gl. Zu eben der Zeit muß man sie auch nicht

ferner melken. Sie brauchen alsdann ihre Milch nöthiger als jemals, um ihre Frucht hinlänglich damit zu nähren. Manche Kühe pflegen wohl vier oder sechs Wochen vor der Kalbezeit gänzlich trocken zu stehen. Natürlicher Weise müssen aber wohl diejenigen die besten Mütter und nahrhaftesten Ammen seyn, deren Eiter bis auf den letzten Tag mit Milch erfüllet ist. Sie haben aber in den letzten Tagen allemal nur wenig und schlechte Milch. Eine Kuh erfordert beim Kalben eben so viel und öfters noch mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als eine Stute, wenn sie ein Füllen bekommen soll; denn sie scheint bei dieser Gelegenheit mehr, als die Stuten in gleichem Falle abgezehret und abgemattet zu seyn. Es ist nöthig, sie deswegen in einen besondern Stall zu bringen, wo sie auf einer guten Streue sanft und gemächlich liegen, und gut gefüttert werden kann. *)

Man

*) Eine höchst nöthige Vorsicht muß beim Kalben ja nicht vernachläßiget werden. Die Kühe sind ungemein begierig auf ihre eigne Nachgeburt. Es ist also nothwendig, sie vom Genuß derselben sorgfältig abzuhalten, weil man aus überzeugenden Erfahrungen weiß, daß alle Kühe, welche dieselbe verschlucket, vor unserm

Man giebt ihr dann zehn bis zwölf Tage hinter einander Bohnen = Korn = oder Hafermehl, mit salzigem Wasser angefeuchtet, auch Klee, Wicken oder anderes weiches Gras im Uiberfluß zu fressen. Diese Zeit ist gemeiniglich zureichend, ihre Kräfte wieder herzustellen, und man kann sie alsdann allmählig wieder an ihr voriges Futter und Lebensart gewöhnen. Doch sollte man ihr in den ersten zween Monaten billig alle ihre Milch lassen, weil sie nicht allein in den ersten Zeiten von keiner sonderlichen Güte, sondern auch dem Kalbe sehr nöthig ist, wenn es wohl gedeihen soll.

In den ersten fünf oder sechs Tagen läßt man das junge Kalb ungestört bei der Mutter, damit es immer warm liege, und so oft saugen könne als es Lust bekömmt. In dieser kurzen Zeit aber nimmt ein Kalb schon so merklich im Wachsthum zu, daß man es, zur Schonung der Mutter, nothwendig von ihr entfernen muß, damit es

fern Augen merklich abzehren, und aller angewendeten Mühe ohngeachtet, nach und nach gänzlich vergehen. Die Befriedigung dieses Appetits ist allemal die Loosung zu einem langsamen Tode.

M.

dieſelbe, wenn es immer bei ihr bliebe, nicht ganz erſchöpfen kann. Wenn es dann zwei bis dreimal täglich ſauget, ſo kann es damit wohl zufrieden ſeyn. Will man ihm recht viel zu gute thun und es hurtig mäſten, ſo darf man es nur mit rohen Eiern, gekochter Milch und Brodkrumen bekoſtigen. In Zeit von vier oder fünf Wochen wird man ein vortrefliches Kalb zum Genuſſe aufgefüttert haben. Die Kälber alſo, die man für den Fleiſcher beſtimmt, brauchen länger nicht, als dreißig bis vierzig Tage zu ſaugen; Zuchtkälber müſſen aber wenigſtens zween Monate bei der Muttermilch erzogen werden. Sie gerathen deſto ſtärker und vollkommner, je länger ſie dieſe Nahrung genießen. Zur Zucht wählt man am liebſten die Kälber, die vom April bis zum Junius geboren werden. Denen ſpäter gebornen bleibt nicht genugſame Zeit übrig, ſo viel Kräfte zu ſammlen, als erfordert werden, den Ungemächlichkeiten des bevorſtehenden Winters trotz bieten zu können. Der Froſt entkräftet ſie dermaßen, daß die wenigſten mit ihrem Leben davon kommen. Alle Zuchtkälber müſſen gleich nach dem zweeten, dritten oder vierten Monat abgeſetzet werden. Ehe man ihnen aber die Milch ganz entziehet, pflegt man ihnen abwech-

wechselnd ein wenig von gutem Gras oder feinem Heu, zu geben, um sie allmählig an diese neue Nahrung zu gewöhnen. Hierauf werden sie gänzlich von der Mutter getrennt, und anfänglich weder im Stall, noch auf der Weide, zur Mutter gelassen. Indessen treibt man sie alle Tage auf die Weide, und läßt sie daselbst im Sommer vom Morgen bis auf den Abend. So bald aber die Kälte des Herbstes empfindbar wird, müssen sie des Morgens erst späte herausgelassen, und Abends frühzeitig zurücke gebracht werden. Starken Frost können sie gar nicht ertragen. Sie müssen daher den Winter hindurch, in einem wohl verwahrten und mit Streue reichlich versehenen Stall gehörig warm gehalten, neben dem ordentlichen Heu auch zugleich mit Wicken, Klee u. s. w. gefüttert, und nur bei schönem gelinden Wetter aus dem Stalle gelassen werden. Im ersten Winter fordern sie viel Aufsicht und Wartung. Denn dieser macht eigentlich den gefährlichsten Zeitlauf ihres Lebens aus. Im folgenden Sommer werden sie dann stark genug, vom nächsten Winter nichts mehr fürchten zu dürfen.

Binnen achtzehn Monaten gelanget ein Kuhkälbchen zu seiner völligen mannbaren Reife. Ein junger Stier muß schon zwei

Jah-

Jahre Zeit haben, ehe man ihn für mannbar erklären darf. *) Man thut aber sehr wohl daran, wenn man ihn drei Jahre alt werden läßt, ehe man ihm erlaubt, sich seines Vermögens zu bedienen. Vom dritten bis zum neunten Jahr haben diese Thiere das meiste Feuer und Kräfte. Nach Verfließung dieser Zeit, schicken sich die Kühe so wohl, als die Ochsen, am besten zur Mast und für den Schlächter. Da sie auch in Zeit von zwei Jahren ihr völliges Wachsthum größtentheils erreichen; so erstreckt sich auch die ganze Dauer ihres Lebens, wie bei den meisten Gattungen von Thieren, ohngefähr auf siebenmal zwei, oder kürzer, auf vierzehn, höchstens funfzehn Jahre.

Die männliche Stimme pflegt, bei allen vierfüßigen Thieren, stärker und gröber, als die weibliche zu seyn. Eine Regel ohne Ausnahme! die Alten haben zwar ganz treuherzig niedergeschrieben, die Kuh, der Ochse, so gar das Kalb, wären mit einer grö-

*) Weil diese Thiere unter zwei Jahren noch keine Zeichen des Alters haben, so werden sie im ersten Jahre Absetzekälber oder Zuchtkälber, im zwoten aber Versen oder Stiere genennt.
M.

gröbern Stimme, als der Stier versehen; allein man kann zuverläßig glauben, daß die Stimme des Stieres allemal stärker und durchdringender ist, weil man ihn viel weiter, als Kühe, Ochsen und Kälber hören kann. Die Ursache, warum ihm eine minder grobe Stimme beigelegt wurde, läßt sich gar leicht in dem Umstand entdecken, daß sein Brüllen keinen einfachen Ton ausmachet, sondern aus zwo bis drei Oktaven zusammen gesetzt ist, wovon die höchste natürlicher Weise das Ohr am stärksten rühret. Bei etwas genauer Aufmerksamkeit hört man zugleich einen tiefen und noch gröbern Ton, als die Stimme der Kuh, des Ochsen und des Kalbes, deren Gebrülle zugleich weit minder anhaltend ist. Den Stier reizen blos die auf die Fortpflanzung zielende Begierden zum Brüllen. Die Kuh brüllet aber weit öfter aus Furcht und Abscheu, als aus gleicher Begierde. Das Brüllen des Kalbes pflegt bald einen Schmerz, bald einen Mangel der Nahrung, bald aber eine Sehnsucht nach der Mutter, anzukündigen.

Die schweresten und trägesten Thiere sind nicht allemal diejenigen welche man eines tiefen und langen Schlafes beschuldigen darf. Der Ochse begnüget sich mit einem

kurzen

kurzen und leichten Schlaf, welchen das kleinste Geräusch unterbrechen kann. Er lieget gemeiniglich auf der linken Seite, daher auch die Lenden oder Nieren dieser Seite, durchgängig dicker und fetter, als an der andern, zu seyn pflegen.

Die Farben sind an den Ochsen so mannigfaltig, als an andern Hausthieren; ob man gleich das braunrothe Haar für das gewöhnlichste zu halten hat und einen Ochsen desto höher schätzet, je röther sein Haar ist. Man hält auch sehr viel von den schwarzen Haaren und trauet braunrothen Ochsen die längste Dauer zu. Von hellbraunen glaubt man aber, sie würden in kürzerer Zeit untüchtig zur Arbeit und unfähig, lange zu leben. Die grauen, mit apfelförmigen Flecken bemalten und weißen erklärt man für ganz unfähig zur Arbeit und bestimmet sie blos zur Mast. Indessen mag das Haar eines Ochsen gefärbt seyn wie es will, so muß es wenigstens glänzen und sich zwar dick, aber doch weich anfühlen lassen. Ein hartes, hin und wieder ausgefallenes Haar erregt immer den Verdacht eines kranken oder wenigstens schwächlichen Thieres.

Ein guter Ochs zum Pfluge, darf weder zu fett, noch zu mager seyn. Er muß einen kurzen, starken Kopf, große, zottich-

ke und nicht runzlichte Ohren, starke, glänzende Hörner von mittelmäßiger Grösse, breite Stirne, große schwarze Augen, ein großes, dickes Maul, weite Nasenlöcher, weiße, gleiche Zähne, schwarze Lefzen, einen fleischichten Hals, dicke, schwere Schultern, eine breite Brust, eine vorn bis an die Knie herabhangende Haut oder einen langhangenden Triel (Fanon), breite Nieren, einen geräumigen hangenden Bauch, große Flanken, lange Hüften, ein dickes Kreuz, große und nervichte Schenkel und Dickbeine, einem geraden, wohl durchwachsenen Rücken, einen Schwanz, der bis auf die Erde reicht, auch mit feinen Haaren dichte bewachsen ist, stammhafte Füße, eine dicke, weiche Haut, starke Muskeln, kurze und breite Klauen haben. *) Außerdem fordert man von einem solchen Ochsen, daß er beim Antreiben empfindlich, der Stimme seines Führers gehorsam, und wohl abgerichtet seyn muß. Er läßt sich aber nur allmählig, und wenn man ihn früh genug darzu anhält,

zum

4) S. La nouvelle maison rustique. Tom. I. p. 279. Cf. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen ꝛc. S. 197.

M.

wenn man ihn früh genug darzu anhält, zum Joche gewöhnen und ohne Widersetzlichkeit führen. So bald er zwei und ein halbes oder höchstens 3 Jahre alt geworden, ist es die höchste Zeit, ihn zahm zu machen und unter das Joch zu bringen. Verschiebt man es länger, so wird er ungelehrig und gemeiniglich ganz unbändig. Blos durch Geduld, Gelindigkeit und Liebkosungen ist er zu gewinnen. Gewalt und üble Begegnungen würden die sichersten Mittel seyn, seine Halsstarrigkeit zu vermehren. Man muß ihm also den Rücken reiben, ihn streicheln und abwechselnd mit gekochter Gerste, gestampften Bohnen und andern dergleichen Speisen traktiren, die er am liebsten genießet, auch alle diese Nahrungsmittel mit Salze vermischen, welches seinem Geschmack ungemein zu schmeicheln pfleget. Zu eben der Zeit binde man ihm ofte die Hörner. Einige Tage darauf lege man ihm ofte das Joch an und lasse ihn mit einem andern, völlig abgerichteten Ochsen, von gleicher Größe, zugleich den Pflug ziehen. Man binde diese beide Kameraden an einerlei Krippe zusammen, man führe sie mit einander auf die Weide, damit sie besser mit einander

bekannt werden und sich zu gemeinschaftlichen Bewegungen gewöhnen. Im Anfang würde die Peitsche sehr übel angebracht und nur ein Mittel seyn, ihn immer unbiegsamer zu machen; er muß vielmehr anfänglich etwas geschonet und nur zu kurzen Arbeiten, aber oft, angehalten werden. Denn ehe solch ein Thier völlig abgerichtet ist, ermüdet es ungemein hurtig; daher man es auch zu der Zeit besser, als zu jeder andern, bekästigen muß.

Eigentlich sollte man einen Ochsen länger nicht, als vom dritten bis zum zehnten Jahre, zur Feldarbeit anhalten, sondern ihn alsdann vom Pfluge wegnehmen, um ihn zu mästen und zu verkaufen. Er behält auf diese Art ein schmackhafter Fleisch, als wenn man ihn zur Mast noch älter werden lässet.

Das Alter dieses Thieres läßt sich aus den Zähnen und Hörnern beurtheilen. *) Im zehnten Monat pflegen die ersten Vorderzähne auszufallen. Ihre Stelle wird aber gleich durch andere, nicht so weiße, aber breitere Zähne, besetzet. Im sechszehn-

*) S. Abilgard l. cit. p. 198.

zehnten Monat fallen die nächsten bei den mittelsten Zähnen aus. Man sieht aber gleich wieder andere an ihrer Stelle hervorwachsen. In drei Jahren hat ein Ochse lauter neue Beiß- oder Schneidezähne, die zu der Zeit noch gerade, lang und weiß erscheinen. Mit dem zunehmenden Alter werden die Zähne immer mehr abgeschliffen, ungleicher und schwärzer. Gleiche Bewandniß hat es mit einem Stier und einer Kuh. Weder das Geschlecht, noch das Verschneiden hat einen Einfluß auf den Wachsthum oder auf das Ausfallen der Zähne, oder auf das Abwerfen der Hörner; denn diese pflegen beim Stiere so wohl, als beim Ochsen und bei der Kuh, nach dem dritten Jahre abzufallen und neuen Hörnern Platz zu machen, die hernach, wie die zwote Schicht von Zähnen, weiter nicht abfallen. Doch werden sie gemeiniglich an Ochsen und Kühen dicker und länger, als an den Stieren. Das zweite Paar Hörner wächst immer auf einerlei Art oder mit einer gleichförmigen Entwickelung. Im ersten Jahre der neuen Hörner, oder im vierten Jahre des Ochsen brechen zwei kleine spitzige, reine und glatte Hörner hervor, die gegen den Kopf zu, in eine Art von Wulst ausgehen. Im folgenden Jahr

ent-

entfernt sich diese Wulst von dem Kopfe und wird von einem hornichten Cylinder weiter getrieben, der aus dem Kopfe hervorwächst und sich wieder in eine Wulst endigt und so weiter. Denn die Hörner wachsen immer fort, so lange das Thier lebet. Eben diese Wulste verwandeln sich hernach in ringförmige Knoten, woran sich, weil sie deutlich in die Augen fallen, die Jahre dieser Thiere leicht abzählen lassen. Man rechnet in diesem Fall die Spitze des Horns bis an den ersten Ring für drei Jahre, jeden Strich aber zwischen den übrigen Ringen für ein Jahr.

Das Pferd pfleget zwar langsam, aber Tag und Nacht, ohne Aufhören, zu fressen, der Ochse hingegen die erforderliche Nahrung hurtig und in kurzer Zeit hinter einander zu genießen. So bald er sich dann gesättiget, hört er auf zu fressen und leget sich dann zum Wiederkäuen nieder. Der Unterschied gründet sich auf die unterschiedene Beschaffenheit der Magen solcher Thiere. Die zween ersten Magen des Ochsen bestehen aus einem einzigen Sack von sehr großer Weite. Hierin können sie, ohne Beschwerde, viel Gras auf einmal beherbergen, und ihn hurtig hinter einander

anfüllen, um hernach desto gemächlicher das Wiederkäuen und die Verdauung abzuwarten. Der Magen des Pferdes ist nur ganz klein. Es darf ihm also nicht viel Heu auf einmal biethen, sondern es muß ihn immer nach und nach mehr anfüllen, wenn erst ein Theil von dem vorher Genoßenen in die Eingeweide übergegangen ist, wo die Auflösung der Nahrungsmittel hauptsächlich vor sich zu gehen pfleget. Denn wenn man beim Ochsen sowohl, als bei dem Pferde, auf die Veränderungen der Speisen durch die Verdauung, besonders auf die Auflösung des Heues, Acht hat, so findet man das letzte, wenn es beim Ochsen aus dem Theil des Wanstes, heraus gehet, welcher den zweeten Magen, oder die so genannte Mütze ausmachet, in eine Art von grünem Brei verwandelt, welcher einem gehackten und gekochten Spinat gleichet. Unter dieser Gestalt wird es in den Falten und Krümmungen des dritten oder des Faltenmagens angenommen und aufbehalten; die gänzliche Auflösung geschieht alsdann in dem sogenannten Laab oder im vierten Magen. Folglich kömmt gleichsam nur das Faserwerk des Heues in die Eingeweide; da hingegen bei den Pferden das Heu weder im

Ma-

Magen, noch in den ersten Eingeweiden, sonderlich aufgelöset wird. Denn es kömmt nur blos biegsamer und geschmeidiger dahin, weil es von dem wirksamen Saft, welcher es umgiebet, erweicht und durchdrungen worden. Es kömmt also zum blinden und zum großen oder Grimmdarm, ohne vorher eine sonderliche Veränderung erlitten zu haben. In diesen beiden Eingeweiden, deren erstaunlicher Umfang der Weite des Wanstes bei wiederkäuenden Thieren das Gleichgewichte hält, gehet bei den Pferden die Auflösung der Nahrungsmittel hauptsächlich vor sich; niemals geschieht sie aber daselbst so vollkommen, als im vierten Magen der Ochsen.

Mir scheint es schon aus diesen Betrachtungen und aus dem bloßen Ansehen der Theile sehr leicht begreiflich zu seyn, wie es mit dem Wiederkäuen zugehet, und warum ein Pferd nicht wiederkäuen oder sich erbrechen kann? da hingegen der Ochs und andere Thiere mit mehrern Magen das Heu nur nach dem Verhältniß der Kraft zum Wiederkäuen, schlecht oder gut zu verdauen scheinen. Das Wiederkäuen *) ist

 blos

*) Vom Widerkäuen überhaupt, besonders aber der Schafe, findet man sehr gute Nachrichten

blos ein leichtes Erbrechen, welches durch die Gegenwirkung des ersten Magens auf die darin enthaltene Speisen verursachet wird. Ein Ochse pflegt, so lange noch ein Räumchen vorhanden ist, seine beiden ersten Magen oder den Wanst und die Mütze, als einen Theil desselben, anzufüllen. Eine so stark gespannte Haut äußert hernach eine gewaltsame Gegenwirkung auf das in diesen Magen enthaltene Gras, welches ganz wenig durchgekäuet und kaum wie ein wenig zerhackt ist, folglich durch die Gährung noch stark ausgedehnet wird. Wäre die Nahrung flüßig, so würde sie durch diese starke Zusammenziehung in den dritten Magen getrieben werden, der nur durch eine ziemlich enge Röhre mit dem andern verbunden ist, dessen Oefnung sich im obern Theil des ersten Magens, und zwar mit der Oefnung des Schlundes, fast in gleicher Höhe befindet. Von der trocknen Speise kann also diese Röhre gar nichts, wohl aber etwas vom flüßigen Theil derselben

ten in der Gaz. Salut. 1769. No. 26 u. 27. Unter dem Titel: Mechanisme de la Ruminati on des bêtes à laines, Extrait d'un Mém. lû par Mr. Daubenton, à la rentrée publique de l'Acad. Roy. des Scienc. *le* 13. Avril 1768. Ingleichen im Dict. d'Hist. des Herrn Valm. de Bomare Tom. X. p. 126 - 130.

M.

selben, einnehmen. Folglich müssen die trockensten Theile nothwendig in die Oefnung des Schlundes, die viel weiter, als an der beschriebnen Röhre ist, zurück gehen. Es geschieht auch in der That, und das Thier käuet alle zurücktretende Speisen von neuem, zermalmet sie noch mehr, vermischet sie wieder mit seinem Speichel und macht sie auf solche Art immer dünner, und verwandelt sie endlich in einen flüßigen Teig, damit sie ohne Hinderniß in die Röhre dringen können, wodurch sie zum dritten Magen gelangen, wo sie noch mehr erweicht werden, ehe sie endlich in den vierten Magen kommen. Hier wird endlich das Heu gänzlich aufgelöset und in einen vollkommnen klebrigen Saft verwandelt. Die Wahrheit dieser Erklärung wird fürnehmlich dadurch bestätiget, weil kein Thier wiederkäuet, wenn es noch sauget oder nur von Milch und andern flüßigen Speisen genähret wird, und weil alle solche Thiere im Winter, und wenn sie trocken Futter bekommen, viel stärker, als im Sommer, wiederkäuen, da sie auf der Weide von zartem Grase leben.

Bei den Pferden hingegen wird man einen sehr kleinen Magen, eine ganz enge

Oefnung des Schlundes und ein sehr gros=ses Mundloch unten am Magen gewahr. Das wäre schon allein hinlänglich, das Wiederkäuen unmöglich zu machen. Denn obgleich die in diesem kleinen Magen enthal=tene Speise vielleicht stärker, als in einem großen Ochsenmagen zusammen gepresset wird, so wird ihr Aufsteigen doch natür=licher Weise dadurch verhindert, weil sie viel bequemer und leichter durch die untere weite Magenöfnung abwärts fallen kann. Es wird hierzu gar nicht erst eine Ver=wandlung des Heues in einen flüßigen Brei erfordert, sondern der starke Druck des Magens ist vermögend, alle Speisen bei=nahe ganz trocken hinein zu treiben. Durch den Schlund kann sie aber nicht wieder hinaufsteigen, weil dieser Gang viel enger ist, als die untere Oefnung des Magens. Die Ursach also, warum der Ochse allemal, das Pferd aber niemals wiederkäuet, ist in diesem allgemeinen Unterschiede der Bil=dung ihrer Verdauungswerkzeuge zu suchen. Es läßt sich aber beim Pferd auch noch ein besonderer Unterschied entdecken, wel=cher verursachet, daß es nicht allein am Wiederkäuen oder an der Zurückbringung der Speise nach dem Maule gehindert wird, sondern um dessentwillen es auch, bei al=

len angewendeten Bemühungen, unmöglich zum Erbrechen gereizt werden kann. Dieser Unterschied besteht vornämlich darin, daß die Röhre des Schlundes, weil sie nur in einer sehr schiefen Richtung nach dem Magen des Pferdes kömmt, dessen Häute vorzüglich dicke sind, in dieser Dicke gleichsam eine so schiefe Rinne bildet, welche durch die Zuckungen des Magens, anstatt sich zu öfnen, vielmehr immer fester zugeschloßen werden muß. *)

Ob nun gleich, so wohl dieser Unterschied, als alle Veränderungen der Gestalten, die man in den Körpern der Thiere wahrnehmen kann, in so fern sie beständig sind, lediglich von der Natur abhängen; so giebt es doch in der Entwickelung, besonders der weichen Theile, noch gewisse Abänderungen, die nur den Schein der Unveränderlichkeit an sich haben, in der That aber nicht beständig sind, und oft blos durch die Umstände verändert werden. Der große Umfang des Ochsenwanstes z. B. ist nicht blos ein Werk der Natur. In

*) S. le Memoire de Mr. Bertin dans le volume des Mémoires de l'Acad. des Sciences de Paris Année 1746.

seiner ursprünglichen Bildung pflegt er diese Figur nicht zu haben, sondern erst nach und nach durch die große Menge der Speisen so stark ausgedehnt zu werden. Der Wanst eines neugebornen, oder noch von bloßer Milch sich nährenden Kalbes, das noch kein Gras gefressen, ist in Vergleichung seines Labes, viel kleiner, als am Ochsen. Die unförmliche Weite des Wanstes kann also von weiter nichts herrühren, als von der durch den großen Umfang der Speisen verursacheten Ausdehnung. Ich selbst bin hiervon durch eine, meines Erachtens entscheidende Beobachtung, überzeugt worden. Ich ließ zwei Lämmer von einerlei Alter, die man auch zu gleicher Zeit abgesetzet hatte, das eine mit Brod und das andere mit Grase füttern. Nach Verlauf eines Jahres fand ich bei der Eröffnung dieser Thiere, den Wanst des mit Grase gefütterten Lammes viel größer, als des andern, welches lauter Brod gefressen hatte.

Man glaubt, ein langsam fressender Ochse könne die Arbeit länger aushalten, als ein Ochse, der sein Futter hurtig verzehret. Die auf erhabnen und trocknem Boden gehende Ochsen hält man auch für lebhafter, frischer und gesunder, als diejenigen,

gen, welche in feuchten und niedrigen Gegenden weiden. Man behauptet überdies noch, daß alle Ochsen mehr Kräfte bekommen, wenn man ihnen trocknes Heu zu fressen giebt, als wenn man sie mit weichem Grase füttert. Zur Veränderung der Luft sollen sie nicht so leicht, als Pferde, zu gewöhnen, und es soll daher am rathsamsten seyn, alle zur Arbeit bestimmte Ochsen blos aus der Nähe zu holen.

Weil die Ochsen im Winter nichts zu thun haben, so ist alsdann Stroh und etwas Heu zu ihrem Unterhalt vollkommen zureichend. Zur Arbeitszeit aber müssen sie, ehe sie noch zur Arbeit angestrenget werden, viel mehr Heu, als Stroh, auch wohl gar Kleien oder Hafer, bekommen. Wenn es im Sommer an vorräthigem Heu fehlet, kann man sie mit Gras oder mit jungen Schößlingen, und Blättern von Eschen- Ulmen- Eichenbäumen u. s. w. füttern. Es ist aber nöthig, etwas sparsam damit zu verfahren, weil sie diese Nahrung außerordentlich lieben, und vom Uiberfluß derselben, leicht ein Blutharnen bekommen. *)

Un-

*) In einem Zusatz zum Dict. d'Hist. Nat. par. Mr. Vallm. de Bomare Tom. XI. p. 163.

wird

Unter die vorzüglichen Fütterungen der Ochsen, gehören ohnstreitig Klee, Esparzette, Wicken, entweder frisch oder trocken, Wolfsbohnen, Steckrüben, gekochte Gerste, u. d. gl. Die Menge ihres Futters hat man gar nicht nöthig zu bestimmen. Es ist nicht ihre Art, mehr zu fressen, als ihr Bedürfniß erfordert. Man thut aber wohl, wenn man ihnen täglich so viel vorleget, daß sie allemal noch etwas übrig lassen. Vor den 15ten Mai sollte man sie billig nicht auf die Weide bringen. Denn ob sie gleich das erste Gras mit vieler Begierde fressen, so ist es doch noch allzu rauh, als daß es ihnen wohl gedeihen könnte. Hernach aber können sie den ganzen Sommer auf der Weide bleiben, und erst gegen den 15ten Oktober wieder im Stalle gefüttert werden. Doch bedienet man

wird es für sehr gefährlich ausgegeben, das Rindvieh mit solchen jungen Schößlingen zu füttern, weil sie, auch in geringer Menge fast allemal erst ein Blutharnen, alsdann aber den Tod, verursachen. Man sollte daher das Vieh ehe nicht in die Waldungen treiben, bis diese Schößlinge Blätter und einige Härte bekommen haben, in welchem Fall sie minder gefährlich sind.

man sich gern der Vorsicht, sie nicht plötzlich vom grünen ans trockne, oder vom trocknen ans grüne Futter zu bringen, sondern sie allmählig wieder an diese veränderte Nahrung zu gewöhnen.

Große Hitze können diese Thiere vielleicht weniger als große Kälte, vertragen. Sie müssen also im Sommer, gleich mit anbrechendem Tage, zur Arbeit geführet, hernach, so lange die große Hitze dauret, wieder in den Stall oder in den Gebüschen auf die Weide gebracht, und nicht ehe wieder zur Arbeit angehalten werden, als Nachmittags um drei oder vier Uhr. Dagegen können die Ochsen im Frühling, im Winter und Herbst, von acht oder neun Uhr des Morgens ununterbrochen bis um fünf oder sechs Uhr des Abends fortarbeiten. Sie haben lange nicht so vieler Wartung nöthig, als die Pferde. Wenn man sie aber doch recht gesund und munter erhalten will, so darf man es nicht wohl verabsäumen, sie alle Tage zu striegeln, zu waschen, und ihnen die Klauen einzuschmieren. Es ist auch nöthig ihnen alle Tage wenigstens zweimal zu saufen anzubieten. Ihnen ist reines und frisches, den Pferden hingegen

trü-

trübes und laulichtes Wasser am angenehmsten. *)

Die Kühe sowohl, als die Ochsen, werden fast auf einerlei Art gefüttert und gewartet. Indessen will doch eine melkende Kuh allemal sorgfältiger ausgesucht und besser gepfleget seyn. Von den schwarzen Kühen pflegt man sich die beste, von den weißen die häufigste Milch zu versprechen. Sie mag aber seyn von welcher Farbe sie wolle, so fordert man von ihr, als von einer melkenden Kuh, daß sie wohl bei Leibe sey, lebhafte Augen, einen leichten Gang, eine muntre Jugend, auch häufige und gute Milch habe. Im Sommer kann sie täglich zweimal, im Winter aber nur einmal gemelket werden. **) Um ihre Milch zu ver-

*) Herr Abilgard empfiehlet auch besonders l. c. p. 200. den Stall so zu bauen, daß er vom Miste nicht feucht werde. Er muß gegen Mittag liegen, im Winter zugeschlossen und warm, im Sommer aber offen und kühl seyn. Weil auch sowohl die Federn der Hüner, als die Unreinigkeiten der Schweine, dem Rindvieh schaden können, müssen beide Arten von Thieren nicht in die Ställe gelassen werden.

M.

**) Gute Landwirthe behaupten, jede Kuh müsse so wohl im Sommer, als im Winter, täglich 2 mal

vermehren, darf man ihr nur statt des Grases eine saftreichere Nahrung geben.

Eine gute Milch darf weder zu dick noch zu dünne, sie muß vielmehr in Ansehung ihres Zusammenhanges also beschaffen seyn, daß ein davon abgenommenes Tröpfchen seine Rundung erhält, und nicht wegfließet. Sie muß ferner eine schöne weiße Farbe haben; denn man weiß, daß alle Milch, welche ins Gelbliche oder ins Blaulichte fällt, nicht viel tauget. Ihr Geschmack muß ohne alle Bitterkeit und Säure sich der Süssigkeit nähern. Sie muß entweder einen angenehmen oder gar keinen Geruch haben. Die beste Milch erhält man im Mai und im Sommer. Im Winter ist sie schlechter. Die vorzüglichste hat man sich von einer gesunden Kuhe in ihren besten Jahren zu versprechen. Von ganz jungen Kühen (jeunes genisses) bekömmt man allzu dünne, von alten zu magere, und im Winter zu dicke Milch. Diesen Unterschied hat man haupt-

2 mal gemelket werden, ausgenommen sechs Wochen vor der Kalbezeit. Will man sie ausserdem nur einmal des Tages melken, so pflegen sie unvermerkt ihre Milch gänzlich zu verlieren.

M.

hauptsächlich von der grösern oder geringern Menge der Butter = Käse = und Molkentheilchen, woraus die Milch bestehet, herzuleiten. In der allzudünnen Milch sind allzuviel molkichte, in der dicken zu wenig solche Theilchen, in der magern zu wenig Butter = und Molkentheilchen vorhanden. Man darf so wenig die Milch von einer brünstigen, als von einer solchen Kuh, die entweder bald kalben will, oder vor kurzem gekalbet hat, unter die recht guten Arten zählen. Im dritten oder vierten Magen eines noch saugenden Kalbes pflegt man zerronnene Milchklumpen anzutreffen, welche das Laab ausmachen, wodurch man die Milch zum Gerinnen bringt. Je länger man dieses Laab verwahret, um so viel kräftiger wird es zu dieser Absicht, und man kann mit einer geringen Menge davon einen großen Vorrath von Käse verfertigen.

Kühe und Ochsen pflegen den Wein *), den Weineßig und Salz vorzüglich zu lieben,

*) Der Wein bringt beim Rindvieh eben die gute Wirkungen hervor, als bei den Menschen. Durch ihn wird es nicht allein gestärket, sondern auch lebhaft und muthig gemacht. Wenn die schweizerischen Hirten die Kühe auf die hohen Berge treiben, finden sich unter den Heerden zuweilen Stü-

ben, und einen zubereiteten Sallat mit großer Begierde zu verschlucken. In Spanien und einigen andern Ländern legt man im Stall bei die jungen Kälber einen Stein, welchen man Salzstein (Salegres) zu nennen pfleget, dergleichen man in den Salzgruben antrift. So lange die Mütter auf der Weide sind, lecken die Kälber beständig an diesem Stein. Sie werden dadurch so stark zum Hunger und Durst gereizet, daß sie bei der Zurückkunft der Mutter augenblicklich das Euter anfallen, eine Menge Milch mit großer Begierde aussaugen, zusehens fett werden, und viel stärker oder hurtiger wachsen, als andere Kälber, die kein Salz zu lecken bekommen. Aus eben diesem Grunde pflegt man auch Ochsen und Kühen, wenn sie nicht fressen wollen, in Weinessig eingeweichtes und mit Salz bestreutes Gras zu geben. Es bekommt ihnen auch dann, wenn man in ganz gesunden Tagen ihre Freßbegierde vermehren, und

Stücke, die kaum für Mattigkeit weiter fortgehen können. Ein Glas Wein, das man sie verschlingen läßt, giebt ihnen auf einmal wieder so viel Muth und Kräfte, daß es ihnen leicht wird, der Heerde zu folgen. S. Valm. de Bomare T. XI. p. 168.

M.

und sie früher fett machen will. Im zehnten Jahre pflegt man sie gemeiniglich zur Mast aufzustellen. Wenn es später geschieht, ist man in Gefahr, seinen Endzweck zu verfehlen, und ein schlechtes Rindfleisch einzuschlachten. Alle Jahreszeiten sind zur Mast bequem, der Sommer aber deswegen am vorzüglichsten, weil sie zu dieser Zeit die wenigsten Kosten verursachet und man beinahe versichert ist, vor Ausgang des Oktobers fettes Vieh zu haben, wenn man im Mai oder Junius anfängt es zu mästen. Sobald man aber dieses Willens ist, muß man sie mit aller Arbeit verschonen, ihnen öfter zu saufen und so viel saftige mit Salz vermischte Speisen geben, als ihnen beliebt. Zum Wiederkäuen müssen sie Zeit genug behalten, und, so lange die Hitze dringend ist, im Stalle schlafen. Unter diesen Umständen werden sie binnen weniger, als vier bis fünf Monaten, so fett werden, daß es ihnen Mühe kosten wird, zu gehen, oder sich anders, als in sehr kleinen Tagereisen, an entlegne Orte treiben zu lassen. Auch Kühe, und sogar Stiere mit verdrehten Hoden sind einer guten Mastung fähig; allein das Fleisch der erstern ist viel trockner, der letztern aber viel röther und här-

härter, auch unangenehmer und geiler von Geschmack, als das Ochsenfleisch.

Die Stiere sowohl, als Kühe und Ochsen, haben die böse Gewohnheit, sich, besonders wenn sie eben einer vollkommnen Ruhe genießen, beständig zu lecken. Weil man aber dieses als eine Hinderniß bei der Mast ansiehet, so pflegt man diejenigen Theile ihres Körpers, die sie erreichen können, fleißig mit ihrem eignen Miste zu bestreichen. Ohne diese Vorsicht lecken sie mit ihrer rauhen Zunge die Haare ab, und schlingen selbige in großer Menge hinunter. Die unverdauliche Substanz der Haare bleibt alsdann im Magen liegen, und läuft in runde Ballen zusammen, welche man Haarklumpen oder Haarballen (Aegagropilae) zu nennen pfleget. Zuweilen wachsen sie bis zu einer so ansehnlichen Größe, daß ihr Umfang diesen Thieren allerdings beschwerlich fallen, und bei ihrem Aufenthalt im Magen die Verdauung nothwendig hindern muß. Nach und nach setzt sich eine ziemlich derbe braune Rinde um diese Ballen, die zwar blos aus einem verhärteten Schleim besteht, durchs Reiben aber und Kochen hart und glänzend wird. Man hat sie noch nirgends, als im Wanste, gefunden. Wenn ja von diesen Haaren etwas in den andern

Magen kömmt, so bleiben sie weder hier, noch in den Gedärmen liegen, sondern pflegen zugleich mit dem gröbern Theil der Speisen abzugehen.

Alle Thiere, welche, gleich dem Pferd und Esel, in beiden Kinnladen mit Schneidezähnen versehen sind, können das kurze Gras weit leichter beißen, als andere, welche an den obern Kinnbacken keine dergleichen haben. Das Schaf und die Ziege mähen es blos darum sehr nahe von der Erde weg, weil sie klein und ihre Lefzen dünne sind. Ein dickmäuliger Ochse, der folglich nur langes Gras abfressen kann, thut aus diesem Grunde der Weide, worauf er sich nähret, keinen beträchtlichen Schaden. Insofern er nur das Oberste von dem jungen Grase abzwicket, kann er den Wurzeln keinen Schaden zufügen, und ihrem Wachsthum nicht sehr hinderlich seyn. Schafe und Ziegen aber mähen das Gras dermaßen glatt von der Erde hinweg, daß dadurch die Stängel zunichte gemacht, und die Wurzeln verdorben werden. Ein Pferd pflegt sich blos das feinste Gras auszusuchen, und das große mit harten Stängeln ungehindert aufschießen und sich vermehren zu lassen; da hingegen der Ochse diese grossen Stängel abschneidet, und allmählig

das

das höchste Gras zerstöret. Eine Wiese, worauf ein Pferd gegangen, ist aus diesem Grunde nach einigen Jahren in schlechten Umständen, wenn auf der andern Seite eine Wiese, die dem Ochsen zur Weide diente, durch ihn zu einer feinen Weide gemacht worden.

Die Gattung unserer Ochsen, die man von den Auer- und Büffelochsen *) wohl unterscheiden muß, scheint ursprünglich aus unsern gemäßigten Erdgegenden abzustammen, weil sie die große Hitze so wenig, als eine übermäßige Kälte, vertragen können. Dennoch ist von dieser in Europa so überflüßigen Art in den übrigen südlichen Ländern gar nichts zu finden. Sie hat sich in Asien weiter nicht, als in Armenien und Persien **), und in Afrika nirgend, als in Aegypten und in der Barbarei, ausgebreitet. In Ostindien sowohl, als in dem übrigen Theil von Afrika, selbst in Amerika, giebt es lauter Auerochsen mit einem Buckel auf dem Rücken ***), oder andere

*) Die ausführliche Beschreibung dieser ausländischen Arten wird in einem der folgenden Bände vorkommen. M.

**) S. le Voyage de Chardin Tom. II. p. 28.

***) S. Berl. Samml. IV. B. p. 310. ꝛc. mit einer K. Pl. M.

Thiere, welche ob sie gleich von den Reisenden den Namen der Ochsen erhalten, dennoch von einer ganz andern Art sind, als unsre Ochsen. Diejenigen, welche sich am Vorgebirge der guten Hofnung *) und in vielen andern Gegenden der übrigen Welttheile aufhalten, sind von den Holländern und Spaniern aus Europa dahin gebracht worden. Uiberhaupt scheinen unsern Ochsen die kühlern Länder zuträglicher, als die heißen, zu seyn. Sie werden auch desto größer und stärker, je feuchter der Luftstrich und je größer der Uiberfluß an guten Weiden ist. Die Ochsen aus Dännemark, Podolien, aus der Ukräne und aus derjenigen Tartarei, welche die Kalmucken bewohnen **), sind unter allen die vorzüglichsten und größten. Irrland, Engelland, Holland und Ungarn liefern auch schon größere Ochsen, als Persien, Türkei und Griechenland, oder als Italien, Frank-

*) Hierbei verdienet das ganze 20ste Kap. von M. Pet. Kolbens Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, Frankf. 1745. 4to. S. 157-170. nachgelesen zu werden. M.

**) S. le Voyage de Regnard à Par. 1742. T. I. p. 217. Hist. gen. des Voyages Tom. VII. p. 13. Cf. Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, I. Th. Petersb. 1771. gr. 4to. p. 314. ꝛc.

Frankreich und Spanien. Die kleinsten unter allen werden in der Barbarei angetroffen *).

Die Holländer sollen aus Dänemark sogar alle Jahre sehr viele große magere Kühe holen, welche daselbst weit reichlichere Milch, als die französischen, geben. Unstreitig hat man sich hierunter jene Art von Milchkühen zu denken, welche nach Poitou, Aunis, nach den Morästen von Charente gebracht, daselbst vermehret, und flandrische Kühe genennet werden. Diese

*) In der chinesischen Provinz Xensi giebt es nach Neuhofs Bericht (in seiner chinesischen Gesandtschaft S. 348.) auch wilde Ochsen auf den Bergen der Hauptstadt Lingao. Bei der Stadt Ticki sollen vortrefliche Kühe mit langen, dicken, krausen Schwänzen angetroffen werden, deren sich die chinesischen Soldaten zu einem besondern Kopfschmuck statt sonst gewöhnlicher Federbüsche bedienen. Von den Haaren werden auch schöne Decken gewirket. (S. ebend. p. 139. und 347. ingl. Dappers China p. 137.) In Cincheu fällt ein wildes Thier, das einer Kuh nicht unähnlich siehet, auf dem Kopf aber 2 Hörner, weißer als Elfenbein, träget. Wegen seines großen Appetits zum Salze nennt man es die Salzkuh. Die Jäger setzen hin und wieder Säcke mit Salz. Das Thier bleibt mitten im Lauf an einem solchen Sacke stehen, und läßt sich bei dieser Leckerei geduldig fangen, binden und tödten. S. Neuhof l. c. pag. & Tab. 347. Dapper l. c. p. 138.

M.

Kühe sind wirklich viel größer und magerer, und geben wenigstens noch einmal so viel Milch und Butter, werfen auch viel größere und stärkere Kälber, als die gemeinen. Man kann das ganze Jahr hindurch Milch von ihnen erhalten, bis auf die vier oder fünf letzten Tage vor der Kalbezeit. Allein sie müssen beständig auf die nahrhafteste Weide geführt werden. Sie pflegen zwar nicht mehr, als die gemeinen Kühe, zu fressen, weil sie beständig mager sind; es verwandelt sich aber bei ihnen alles in Milch, was von der Nahrung übrig bleibet. Mit gemeinen Kühen ist es ganz anders. Sobald sie eine Zeitlang auf allzufetter Weide gegangen sind, werden sie fett, und hören auf Milch zu geben. Von einem Stiere dieser Art und von gemeinen Kühen ziehet man sogenannte Bastarte, welche fruchtbarer und milchreicher sind, als die gemeine Gattung. Dergleichen Bastartkühe bekommen oftmals zwei Kälber auf einmal *), und pflegen das ganz-

*) In des Hrn. Prediger Joh. Wilh. Höners Beiträgen zur Landwirthschaft in Briefen an einen Freund 1. Samml. p. 50 finden wir die sonderbare Bemerkung, daß die Kühe im Bremischen mehr, als anderwärts, Zwillinge tragen. Sind diese einerlei Geschlechtes, so findet man sie auch zur

ge Jahr hindurch melkend zu seyn. Sie machen daher auch, als die vortreflichsten Melkkühe, schon einen großen Theil des Reichthums der Holländer aus: denn es ist bekannt, was aus Holland jährlich für Summen von Butter und Käse verschicket werden. Eben diese Kühe, von denen man wenigstens noch ein- oder zweimal so viel Milch, als von den französischen, bekömmt, geben wohl sechsmal so viel Milch, als die Kühe der Barbarei *).

zur Zucht vollkommen tüchtig; sind sie aber verschiedenes Geschlechts, so versichert Hr. H, daß das männliche Kalb, so alt es auch werde, nie ein Stück Vieh beschlagen, das Kuhkalb aber niemals in seinem Leben rindern, am wenigsten aber trächtig werden könne. Ihm ist ein Fall bekannt, da ein dortiger Einwohner eine solche Kuh mit Gewalt hat belegen lassen; allein am andern Morgen war die Kuh todt, der d zu gebrauchte sonst gute und gesunde Zuchtbulle aber einige Monate krank und unbrauchbar. M.

*) S. Le Voyage de Shaw. Tom. I. p. 311. oder deutsche Ausgabe S. 150. Die fettesten Stücke des Hornviehes, wenn sie aus dem Stall gebracht werden, wiegen hier selten mehr, als fünf oder sechs Zentner. Ihre Milch steht auch mit ihrer Größe in keinem Verhältniß; denn unerachtet des reichlichen grünen Futters vom Dezember bis zum Julius giebt eine Kuh doch selten mehr, als ein Quart Milch auf einmal. Ihre Butter hat auch

weder

In Engelland, Irrland, Holland, in der Schweiz und in Norden pflegt man das Ochsenfleisch entweder für die Seeleute, oder zum Vortheil der Handlung in grosser Menge geräuchert und eingepökelt, auch das Leder aus eben diesen Ländern ungemein häufig zu verschicken. Den tausendfältigen Gebrauch der Ochsen- und Kalbfelle kann ich als eine bekannte Sache voraussetzen. Auch das Fett, welches man unter das Schöpsenunschlitt zu mischen pflegt, ist eine sehr brauchbare Materie. Den Kuhmist hält man mit Recht für den besten Dünger auf trocknen und leichten Feldern. Das Horn vom Ochsen war das erste Trinkgefäß unsrer Vorfahren, zugleich auch das erste Instrument, worauf man es versucht, einen starken Ton durchs Blasen hervorzubringen, die erste durchsichtige Materie, die man ehemals anstatt des Glases und zu Laternen gebraucht, erweichet, bearbeitet und geformet hat, um Kämme, Büchsen und tausend andere Sachen zu verfertigen, wodurch weder die Festigkeit noch den guten Geschmack der Nutzigen u. s. w.

verfertigen *). Doch, weil die Naturgeschichte da aufhören muß, wo die Geschichte der Künste sich anfängt, so wird es Zeit seyn, hier die Geschichte des Ochsen abzubrechen.

*) Weit ausführlichere Nachrichten vom vielfältigen Gebrauch und Nutzen der einzelnen Theile der Ochsen und Kühe findet man in der Encycl. œconom. à Yverdon 1770. Tom. III. p. 277. &c. Cf. Vallin. de Bomare l. c. p. 180—186.

M.

Von

Von den äußerlichen Theilen des Stieres *)

und

ihren Benennungen.

Die oben angeführte Namen der äußerlichen Theile des Pferdes müssen größtentheils auch denen Theilen des Stieres

*) Die Deutschen haben dem vollkommenen Ochsen den Namen des Stieres, dem Zuchtochsen den Namen des Bullen, dem verschnittenen die eigenthümliche Benennung des Ochsen oder Rindes ertheilet. Das weibliche Thier heißet die Kuhe, ihr Junges das Kalb. Der erste, oder der Stier heißt bei den Lateinern Taurus, bei den Franzosen Taureau, bei den Hebräern Schor, bei den Chaldäern Thor oder Tora, bei den Arabern Taur, bei den Griechen Βοῦς, bei den Spaniern Toro Bugrezio, bei den Italiänern Toro, bei den Illyriern Wul, bei den Polacken Wol, bei den Engelländern Bull, bei den Holländern Stier. Das verschnittne Rind nennen die Lat. Bos,

res beigeleget werden, welche mit den Theilen des Pferdes übereinkommen, und ihnen ähnlich genug sind, um mit ihnen verglichen werden zu können. Wir dürfen also hier

Bos, die Franz, Boeuf, die Hebr. Aleph, die Spanier Buey, die Ital. Bue, die Holländ. Os, die Engell. Ox. die Kuhe hingegen heißt bei den Lat. Vacca, bei den Franz. Vache, bei den Hebr. Bakar, Chald. Torata, Span. Vaca, Ital. Vacca, Holl. Koe, Engl. Cow. Das Kalb aber im Lat. Vitulus, Juvencus, im Franz. Veau, im Hebr. Egel, im Chald. Egela, im Span. Ternera, im Ital. Vitello, im Holl. Calf, im Engl. ebenfalls Calf.

Cf. Gesn. Quadr. p. 24. (fig. bona) & Icon. Quadr. p. 12. (fig. bona) Aldrov. bisulc 13. Tab. 36. (fig. bona) Johnst. Quadr. T. 14. 15. Raj. Quadr. p. 70. Klein Quadr. p. 10. Sloane Nat. Hist. of Jam. Vol. II. p. 327. Charlet. Exerc. p. 8. Rzac. Hist. Nat. Polon. p. 237. Ejusd. Auct. p. 329. Briss. Quadr. p. 52. Bos domesticus. cornibus laevibus, teretibus, sursum reflexis. Le Boeuf domestique. *Linn.* S. Nat. Ed. XII. p. 98. Bos, Taurus, Vacca, Vitulus, cornubus teretibus, extrorsum curvatis, palearibus laxis. Faun. Suec. 1761. p. 15. n. 46. Schwed. Ko. Not. Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat. Tom. XI. p. 148—186. & Encycl. Oecon. Tit. Taureau. Hallens Naturgesch. der Thiere I. B. p. 259—276. D. Merkleins Thierb. p. 125—152. Von den Aucrochsen und Büffelochsen wird in einem der künftigen Bände mit nöthiger Ausführlichkeit gehandelt, weil es dem Herrn von Buffon beliebet, sie so weit, als möglich, von den gemeinen oder Hausochsen zu entfernen.

M.

hier nur derjenigen Theile gedenken, welche dem Stier entweder vorzüglich eigen, oder von eben den Theilen am Pferde merklich unterschieden sind, und folglich auch mit andern durchgängig angenommenen Benennungen angedeutet werden mußten.

Der untere Theil am Kopfe des Stieres heißet das Maul (Le Mouffle) (A.) Es ist kürzer und breiter, als oben der Theil am Kopfe des Pferdes und Esels. Hals, Rücken und Lenden behalten, wie beim Pferd, ihre wahre Namen. Den vordersten und obersten Theil des Halses nennet man beim Stier das Genicke (B). Die Haut, welche unter dem untern Kinnbacken längs der Kehle und der Brust zwischen den Vorderbeinen bis auf die Knie herabhänget, heißt eigentlich der Triel (Fanon) Lit. C. oder der Schlauch *). Beim Stier hat also das französische Wort Fanon eine ganz andere Bedeutung, als beim Pferde, wo es die Zote oder den kleinen Haarbusch anzeiget, welcher sich hinten an der Kugel des Fußes befindet. Der Theil, welcher bei den Pferden der Sporn (Er-

*) S. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen ꝛc. 1771. 8vo. p. 196.

M.

(Ergöt) heißt, führt hier eben diesen Namen; doch hat ein Stier an jedem Fuß einen doppelten Sporn (DD) oder Haken *). Die Haarkrone findet man (EE) am untersten Gliede des Fußes der Stiere sowohl, als der Pferde.

Bei dem Stier ist allemal die dritte Reihe (Phalanx) jeder Klaue mit einer hornichten Materie (FF), wie bei dem Pferd, umgeben, es kann also eben sowohl der Huf (Sabot) genennet werden. Man hat aber dennoch dem Hufe des Stieres den Namen der Klauen beigeleget, ob er gleich, im eigentlichen Verstande, nur dasjenige Horn, was über dem Obertheil der Zehen sich befindet, und nicht dasjenige andeuten soll, worin diese vollkommen eingewickelt sind. Thiere mit vielen Zehen haben Klauen oder Krallen; auch dem Kameel werden eigentlich nur Klauen zugestanden, weil das Horn blos die Oberfläche an der dritten Reihe seiner Zehen bedecket. Allein der Stier, der Hammel, der Bock u. s. w. sind mit wirklichen Hufen versehen, welche

*) Ebendas.

che von den ungespalteten sich blos dadurch unterscheiden, daß sie gespalten, und an jedem Fuße doppelt erscheinen.

Von

Von der Farbe des Stieres.

Bei den Stieren herrschet lange nicht so viel Verschiedenheit der Farben, als bei den Pferden, doch bedienet man sich bei ihnen fast eben derselben Kunstwörter, nur daß man von einem Stier saget, daß er unter dieser oder jener Farbe (Sous tel poil), von einem Pferd aber, daß es von der oder jener Farbe (de tel poil) sey. Die gemeinste und natürlichste Farbe bei den Stieren ist eigentlich die falbe. Bei zahmen ist sie oft mit weiß oder schwarz gemischet. Oft sieht man auch schwarze oder weiße, braunrothe, braune, rothe, graue, gesprenkelte oder fleckichte Stiere. Uiberhaupt haben sie alle ins Falbe spielende Farben, und sind, ohne gewisse Ordnung oder beständige Regel, mit weiß, braun, schwarz u. d. gl. in allerlei Flecken im Falben schattiret.

Mitten an der Stirn hat jeder Stier krause Haare, und Herr Daubenton hat an einigen Ochsen wahrgenommen, daß die Haare, welche den obern Theil des Hal-

ses bedecken, an dem Orte, welcher ohngefähr gleich weit von den Schultern und vom Kopf entfernt ist, eine borstige Querlinie machen, wo die an der vordersten Seite des Querstriches wachsende Haare sich nach dem Kopfe, die an der hintern Seite hingegen sich rückwärts kehren.

Man hat von den Stieren, Ochsen und Kühen, wie von den Pferden, geglaubt, ihre guten oder bösen Eigenschaften aus der Farbe ihrer Haare beurtheilen zu können. Man hat sogar gewisse Regeln festgesetzet, um diese Merkmale zu erkennen, welche, nach dem gemeinen Vorgeben in den schleimichten, wässerichten, gallichten und melancholischen Theilen gegründet seyn sollen, von welchen man sich einbildete, daß sie in dem Temperamente dieser Thiere herrschend wären und sich von außen durch die Farben ihrer Haare kennbar machten; allein wir zweifeln, daß ein vernünftiger Naturforscher diese Kennzeichen jemals andern fleißigen Beobachtungen und Erfahrungen von den guten und schlechten Eigenschaften der Thiere vorziehen oder auch nur gleich schätzen werde.

Insofern ein dickes, glänzendes, weiches und glattes Haar von der Gesundheit eines Thieres, von einer guten Beschaffenheit

heit seiner Säfte und unverdorbenen Eingeweiden zeuget, kann es wahrscheinlicher Weise für das Merkmal eines guten Temperamentes angenommen werden. Doch hat man zu merken, daß allemal das Haar eines Stieres gelinder und weicher, als das Pferdehaar, zu seyn pfleget. *)

Die Zeichen der äußerlichen Bildung, woran man die munterſten und schönſten Stiere nach allen ihren Gliedern, die stärksten und zur Arbeit geschicktesten Ochsen, auch die besten Melkkühe, zu erkennen vermag, sind schon oben in der Geschichte des Ochsen angegeben worden. Die Abbildung auf der Kupfertafel ist nach demjenigen Stiere genommen, den man zu Paris in der großen Streitbahn bewahret, wo man unterschiedene Thiere in öffentlichem Schauspiele mit einander kämpfen läßt. **) Man

*) Ob gleich die Farbe des Haares auf die Brauchbarkeit und Güte der Ochsen und Kühe keinen Einfluß hat, so hütet man sich doch gern vor dem gräuen, weißen und apfelförmig gefleckten Rindvieh, weil es von den Fliegen und Bremsen weit mehr, als das braune, rothe und schwarze gequälet wird, und folglich weder so gut gedeihen, noch ungehindert arbeiten kann.

M

**) In Spanien hat man aus den so genannten Stiergefechten oder Stierkämpfen eine Feier=

schätzet ihn auf 7 Zentner und er war beinahe 7 Jahr alt. Seine herrschende Farbe war falbe, mit braunen Flecken, vornämlich auf dem Kopf, an den Beinen ꝛc. auch weißen Flecken an unterschiedenen Theilen des Körpers, vermischet. Er hatte kurze Haare, ausgenommen zwischen den Hörnern, wo der Zopf (G) ohngefähr 2 Zoll

Feierlichkeit gemacht, welche an vielen grossen Orten dieses Königreiches fast bei jedem wichtigen Vorfall, bei jeder großen oder freudigen Begebenheit für das Land, mit unglaublicher Pracht und Kosten gehälten wird. Eine ausführliche Beschreibung dieser Feste würde den Band zu sehr verstärken. Wer aber von diesem wichtigen Fest, welches zugleich den Muth und die Stärke der Stiere sowohl, als die Herzhaftigkeit und List der Kämpfer beweiset, hinlänglich unterrichtet seyn will, den verweisen wir auf das allgem. Magaz. X. B. S. 347. Hannöv. Magaz. 1770. p. 1513. auf Bareki Reisen, ingl. auf Löflings Reisen S. 385-388. und auf die Mannigfaltigkeiten I Jahr. S. 529. und III Jahr. 3 Quartal, wo alles, was in diesem Fall die Neubegierde befriedigen kann, umständlich angezeiget ist. Bei dieser Gelegenheit verdient auch Kolbe in seiner Beschr. des Vorgebirges der guten Hofnung, Frankf. 1745. 4to. p. 163. §. XV. Tab. XIV. von den Streitochsen der Hottentotten nachgesehen und gelesen zu werden, die sie Backeleyers nennen. Cf. Vallin. de Bomare Dict. d'Hist. Natur. Tom. *I. p.* 512. Backeleys.

Zoll in der Länge betrug. Der Schwanz war auf 9 Zoll mit langen Haaren bedecket, welche von der Schwanzriebe wohl einen Fuß lang herunter hiengen. An dem untersten Ende des Geschlechtstheiles befand sich ein anderhalb Zoll langer Haarbusch und an der Krone aller vier Füße ein längerer Büschel, als das Haar am ganzen übrigen Leibe. Vom Aeußersten des Maules bis an den Hintern, in gerader Linie gerechnet, betrug die ganze Länge des Stieres sieben und einen halben Fuß, die Höhe vier Fuß 1 und einen halben Zoll, nach der Vorderseite der Beine, vier Fuß und einen halben Zoll nach der Hinterseite derselben gemessen.

Emsigen Haus- und Landwirthen ist nicht allein an der Kenntniß und an den Regeln der Wartung ihrer nutzbaren Hausthiere, sondern auch an der Kenntniß ihrer Krankheiten und Mittel gelegen, wodurch man denselben entweder vorbauen oder sie auf eine vernünftige Weise heilen könne. Der Naturforscher hat mit allen diesen, zur Kenntniß und Kur der Viehkrankheiten gehörigen Vorschlägen gar nichts zu thun. Er beschreibt jedes Thier nach seinen äußern Theilen und allen den Verhältnissen, Gewohnheiten und Trieben,

welche man im gesunden Zustand am demselben wahrnimmt. Die Beobachtung kranker Thiere überläßt er billig den Lehrern der Vieharzeneischulen und allen denen, welche sich mit der Heilungskunst nützlicher Thiere zu beschäftigen belieben. Insofern aber das Rindvieh nicht allein allerlei beschwerlichen Krankheiten, sondern auch einer höchst gefährlichen Epidemie, bald aus Mangel der Wartung und Vorsicht, bald aus Unwissenheit ihrer Hüter ausgesetzet ist, finden wir es doch der gemeinnützigen Absicht unsrer Ausgabe des Buffonischen vortreflichen Werkes vollkommen angemessen, unsere Leser wenigstens auf die Schriften zu verweisen, in welchen sie die nöthige Regeln der Vorsicht bei der Pflege, und die Heilungsmethoden bei vorfallenden Krankheiten ihrer Hausthiere finden können.

Wir haben schon oben S. 175 — 179, bei Gelegenheit der Vieharzneischulen die vorzüglichste neuen hieher gehörige Schriften angezeiget, und in den Berl. Samml. IV. Band S. 643 ꝛc. kürzlich beurtheilet. Man könnte davon auch noch besonders im Vallm. de Bomare Dict. d'Hist. Nat. I. c. p. 172 — 180 und Encycl. œcon. T. III. p. 242 — 267 nachlesen. Von der Viehseuche und guten Vorbauungsmitteln

teln dawider hat man eine fast unzählbare Menge so wohl alter, als neuer Schriften. Die ersten sind vom Herrn D. Kräntz in einem besondern Verzeichniß, welches 1767 zu Leipzig in 4 Oktavbogen herauskam, sorgfältig gesammlet worden, die neuesten haben wir ebenfalls bis zu diesem Jahre in erwähnten Berl. Samml. von S. 656 — 661 umständlich angeführet, und folglich unsern günstigen Lesern alle mögliche Gelegenheit an die Hand gegeben, sich in dem zur Oekonomie gehörigen Theile der Thiergeschichte, welcher für den bloßen Naturkundigen zu weitläuftig seyn würde, näher zu unterrichten.

M.

IV. Naturgeschichte.

des

Schafes und Widders *).

Ob unsere jezige wirkliche Hausthiere vormals wild gewesen? daran läßt sich beinahe nicht mehr zweifeln, da wir an den vorher beschriebenen so deutliche Be=

*) Das männliche Thier heißt im Deutschen Wieder, im Lat. Aries, im Franz. Belier, im Hebr. Ail, Eel, im Chald. Dikerin, im Griech. Κριος, im Arab. Kapsa, im Persi. Nerameisch, im Span. Carnero, im Ital. Montone oder Ariete, in der Schweitz Herman, Illyr. Owcze oder Skop, Pohln. Owca, in Flandern Wider, Schwed. Foar, Engl. Ram oder Tup, Schottisch Heirth, in Madagaskar Agarone. Das verschnittene männliche Thier wird im Deutschen Hammel oder Schöps, im Lat. Vervex, im Franz. Mouton; das weibliche Thier im Deutschen Schaf, im Lat. Ovis, im Franz. Brebis, im Hebr Zon, Zoneh, im Chald. Ana, im Griech. Οις, im Arab. Genas, im Pers. Gospand, im Span. Oveia, im Ital. Pecora,

Der Widder u. das Schaf. Tab. XII.

Buff. Naturh. d. Vierf. Thiere 1. T.

Beweise haben und noch immer Nachrichten von wilden Pferden, Ochsen, und Eseln hören. Wenn gleich der Mensch bereits viele Millionen einzelner Thiere sich unterwürfig machte, so kann er sich doch nicht rühmen, daß auch nur eine ganze Gattung seiner Bothmäßigkeit völlig unterworfen wäre. Sie wurden, ohne sein Zuthun, alle geschaffen; sollten sie nicht auch, ohne seinen Beistand aufwachsen und sich vermehren können? So bald man indessen die Schwachheit und große Dummheit eines Schafes betrachtet und sich lebhaft vorstellet, wie unvermögend eben dieses wehrlose Thier ist, seine Rettung auch nur in der Flucht zu suchen; wenn man bemerket, daß alle Raubthiere seine geschworne Feinde sind und es nicht allein vorzüglich aufzusuchen, sondern auch nach seinem Fleisch außerordentlich lüstern zu seyn pflegen. Wenn man siehet, wie sparsam diese Gattung von Thieren sich vermehret und wie kurz die Lebensdauer jedes einzelnen Schafes zu seyn pfleget u. s. w. so könnte

ra, im Flandr. Schaep, im Engl. Sheepe; — Das junge Thier aber im Deutschen Lamm, im Lat. Agnus, im Franz. Agneau, im Hebr. Kebes, im Chald. Imar. im Arab. Elg, im Pers. Barah, im Span. Cordero, im

man leicht auf die Muthmaßung verfallen, das Schaf sey vom Anfang her der menschlichen Aufsicht anvertrauet worden und könne weder zu seiner Erhaltung des menschlichen Schutzes, noch zu seiner Vermehrung, der menschlichen Sorgfalt entbehren. In der That pflegt man auch in den Wüsten gar nichts von wilden Schafen wahrzunehmen. Allenthalben, wo nicht Menschen die Oberherrschaft führen, wüten der Grimm und die Stärke der Löwen, Tiger und Wölfe. Diese blutdurstigen und fleischbegierigen Thiere leben ungleich länger und vermehren sich viel stärker, als das Schaf. Wenn man also noch heutiges Tages die zahlreichen Heerden dieser Thiere, welche durch unsre Sorgfalt so sehr vermehret worden, auf unsern Fluren Preis geben wollte, so würden wir, durch die Anzahl

und

im Ital. Agna, Agnello, im Fland. Lam, im Engl. Lambe oder Hogg genennet.

S. Cenſ. Quadr. p. 138. it. 872. Fig. 873 und 912. 927. bona Ejusd. Icon. Quadr. fig. p. 14. bona. Aldrov. Quadr. biſulc. p. 370. Raj. Quadr. p. 73. n. 1. Ovis domeſtica, cujus mas Aries dicitur, fœtus Agnus. Sloan. Nat. Hiſt. of Jam. Vol. II. p. 328. Klein Quadr. p. 13. Aries, Vervex, Agnus. Johnſt. Quadr. p. 38. T. 22. Charlet. Exerc. p. 8 & 9. Tab. I & II. fig. opt. Rzac. Hiſt. Nat. Pol. p. 242. & Ejusd. Auct. p. 332.

und Wut gefräßiger Thiere, gar bald unsre Heerden zerstöret und ihr ganzes Geschlecht vor unsern Augen ausgerottet sehen.

Dem

Briss. Quadr. p. 48. Ovis domestica. Aries laniger, caudâ rotundâ, brevi. La Brebis domestique. Außer dem gemeinen beschreibt Hr. Brißon noch

1) Das arabische breitschwänzige Schaf, ovis laticauda, la Brebis à large queuë. Linn. S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda s. arabica platyura. Johnst. T. 23. fig. bona. Hallens Thiere I. B. p. 301.

2) Das arabische langschwänzige Schaf. Ovis longicauda. La brebis à longue queuë. Johnst. l. c. Haller l. c. p. 302.

3) Das afrikanische — Ovis africana. La Brebis d'Afrique. Raj. Quadr. p. 75. n. 4. Linn. l. c. Idem Nom. pro lanâ pilis brevibus hirta.

4) Das guineische Schaf, der guineische Widder oder Versöhnbock. Ovis Guineensis: La Brebis de Guinée Linn. l. c. p. 98. n. 2 Johnst. Tab. 46. f. bona. Hallen l. c. p. 301. welchen der Ritter, als Abänderungen, auch noch

5.) Den

Dem Scheine nach kam es also blos auf unsern Beistand und Vorsorge an, daß die Schafe bis hieher, und noch jetzo, sich erhalten haben, auch noch ferner dauern werden. Dieses Geschlecht scheint in der That für sich selbst gar nicht bestehen zu können, weil es weder eine Zuflucht, noch irgend ein Vertheidigungsmittel in seiner Gewalt hat. Und was darf man sich wohl von den ohnmächtigen Waffen des Widders versprechen? Ist seine Herzhaftigkeit wohl et=

5) Den hochgehörnten Widder, Ovis Strepsiceros s. ovis cretensis Johnst. l. 45. Briss. Quadr. p. 48. Capra cretensis. La Chevre de Crete. Hallen l. c. p. 302.

6) Das englische, spanische und doppelt gehörnte Schaf oder Widder. Ovis Anglicana mutica &c. Ovis cornuta hispanica, und polycerata gothlandica &c. hinzufüget.
Cf. Valm. de Bom. l. c. Tom. II. p. 22. 43. Bélier. Encycl. œcon. Tit. Bélier u. Brebis T. II. 689. u. T. III. p. 485-532. Hallens Nat. Gesch. der Thiere I. Band, S. 281 = 302. D. Merkleins Thierbuch p. 188-201. M.

etwas mehr, als ein bloßer Muthwillen, der ihm selbst nichts helfen, wohl aber andern beschwerlich fallen, und welchen er durchs Schneiden, oder so genannte Hammeln, gar bald verlieren kann? Unter den Hammeln herrschet noch mehr Schüchternheit, als unter den Schafen. Blos eine mit äußerster Dummheit begleitete Furcht jaget sie oft in so große Haufen zusammen. Auf das kleinste ungewohnte Geräusche fahren sie auf, ergreifen die Flucht und drängen sich dicht in einander. Sie wissen kein einziges Mittel, der Gefahr zu entweichen, und scheinen aus Dummheit nicht einmal das Beschwerliche von ihrem Zustande zu empfinden. Weder Schnee noch Regen sind vermögend sie von der Stelle, wo sie einmal stehen, zu vertreiben. Sie behaupten hartnäckig ihren Platz, mehr aus Einfalt, als aus Standhaftigkeit. Um sie von einem Ort auf einen andern Weg zu leiten, müssen sie nothwendig einen besonders darzu abgerichteten Leithammel haben, der vor ihnen hergehet und welchem sie Schritt vor Schritt nachzufolgen pflegen. Auch dieser Anführer selbst würde mit seiner ganzen Heerde auf einerlei Stelle beharrlich stehen bleiben, wenn ihn der Schäfer oder der Schaf-

hund *) nicht wechselsweise antrieben. Denn ein solcher Hund ist vollkommen darauf abgerichtet, seine Heerde zu bewachen, zu vertheidigen, zu leiten, auseinander und wieder zusammen zu jagen, kurz ihnen zu allen Bewegungen, welche ihnen zu fehlen scheinen, Anlaß zu geben.

Unter allen vierfüßigen Thieren hat man die Schafe für die dummesten und zugleich für diejenigen zu halten, welche sich am wenigsten zu helfen wissen und mit den alereinfachesten Naturtrieben begabet sind. Ob ihnen gleich in andern Stücken die Ziegen sehr nahe kommen; so findet man sie doch viel gescheider, als die Schafe. Sie gehen ihren Weg ohne Führer, weichen den Gefahren aus und machen sich leicht mit neuen Gegenständen bekannt. Das Schaf hingegen weiß eben so wenig von der Flucht, als von einer Annäherung. Ob es gleich des menschlichen Beistandes höchst benöthiget ist, so waget es doch

*) Von der besten Art, einen solchen Hund abzurichten, und von seinen unentbehrlichen Eigenschaften handelt Ellis ausführlich in seinem Buche von der Schafzucht. Man findet diese Vorschriften deutsch in D. Schrebers Samml. ꝛc. XI. Th. S. 30-53.

M.

doch nicht so gern, sich denselben zu nähern, als die Ziegen. Den äußersten Grad von Schüchternheit oder Unempfindlichkeit, welcher unter Thieren möglich ist, beweiset es unstreitig dadurch, daß es ohne Vertheidigung oder Widerstand, ohne sich zu zu erbittern oder durch ein vom gewöhnlichen Blöcken unterschiedenes Geschrei einige Betrübniß zu verrathen, sich das junge Lamm vor den Augen wegnehmen lässet.

Indessen ist eben dieses an sich so elende, von aller Empfindlichkeit und innern Vorzügen so sehr entblößte Thier, dennoch für den Menschen eines der schätzbarsten Geschöpfe, dessen vorzügliche und mannigfaltige Nutzbarkeit auf uns den unmittelbarsten Einfluß zu haben scheint. Es wäre schon allein zureichend, uns die nothwendigsten Bedürfnisse zu liefern, weil es uns zu gleicher Zeit mit Nahrung und Kleidung versiehet, wenn wir auch die besondern Vortheile nicht mit in Anschlag bringen wollten, die uns aus dem Talg, aus der Milch, dem Fell, so gar aus den Eingeweiden, den Knochen und dem Miste dieser Thiere so reichlich zufließen. Beinahe scheint es, als ob die Natur dem Schafe gar nichts Eigenthümliches, sondern

dern alles nur zu Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gegeben hätte.

Der Vermehrungstrieb, als die heftigste und allgemeinste Regung bei Thieren, ist auch nur die einzige, welche den Widder zu einiger Lebhaftigkeit und Bewegung reizet. Wenn dieser Trieb sich in ihm reget, so wird er so muthwillig, daß er beständig mit andern Widdern kämpfet, sich mit ihnen herum stutzet, und sich zuweilen wohl gar an seinen Hirten oder Schäfer waget. Ein Schaf hingegen ist auch zur Zeit seiner Hitze nicht lebhafter oder lustiger, als vorher. Es hat gerade so viel natürliche Triebe, als es braucht, um sich den Liebkosungen des Widders nicht zu versagen, um seine Nahrung aufzusuchen, und sein eigen Lamm von einem andern zu unterscheiden. Sein Instinkt ist gleichsam ganz mechanisch, und angeboren, und aus diesem Grunde desto richtiger und zuverlässiger. Das junge Lamm suchet selbst unter den zahlreichesten Heerden, es findet auch, und fasset begierig das Euter seiner Mutter, ohne jemals ein unrechtes anzusaugen. Man versichert auch, die Hammel äußerten viel Empfindlichkeit gegen die Reize der Musik und der Stimmen, sie weideten begieriger, befänden

sich

sich besser, und nähmen besser zu, wenn man sie oft durch den Klang der Schalmeien zu ermuntern suchte. Doch giebt es andere, die, anstatt diese besondere Wirkungen der Musik auf die Hammel zu bestätigen, mit weit mehrerem Grunde glauben, sie könne wenigstens dem Schäfer zu einer Versüßung seiner langen Weile dienen, und scheine so gar ihren Ursprung der müßigen und einsamen Lebensart des Schäferstandes zu danken zu haben. *)

So viel Einfalt wir an diesen Thieren bemerken, eben so viel Schwächlichkeit scheint auch ihr ganzes Temperament zu verrathen. Ein kurzer Weg fällt ihnen schon beschwerlich, eine Reise würde sie ganz schwach und kraftlos machen. Ihr Herz pochet, so bald sie anfangen zu laufen. In wenig Augenblicken kommen sie außer Athem. Große Wär-

*) Viele Verehrer der Tonkunst mögten wohl diesen Ursprung derselben für allzu erniedrigend halten, und sich lieber nach andern Gelegenheiten ihrer Entstehung umsehen wollen. Da es indessen hier der Ort nicht ist unsre Gedanken davon zu sagen, so verweisen wir unsere Leser in diesem Fall auf die 2te Woche des II Jahrganges der Mannigfaltigkeiten, einer hiesigen gemeinnützigen Wochenschr. S. 461 bis 472.

M.

Wärme und Sonnenhitze können sie eben so wenig, als Näſſe, Kälte oder Schnee, vertragen. Das Verzeichniß ihrer Krankheiten ist sehr beträchtlich. Die meisten derselben pflegen überdies noch ansteckend zu seyn. Das überflüßige Fett verursachet ihnen zuweilen den Tod, und hindert sie allemal in ihrer Fruchtbarkeit. Beim Lammen haben sie viel auszustehen. Das Verwerfen ist bei ihnen gar nichts ungewöhnliches. Uiberhaupt verlangen sie, unter allen Hausthieren oder zahmem Vieh, die allersorgfältigste Wartung.

Wenn die Zeit nahe ist, in welcher ein Schaf lammen soll, muß es gleich von der übrigen Heerde getrennet und genau beobachtet werden, damit man ihm bei der Geburt nöthigen Beistand leisten könne. Oft fügt sichs, das ein Lämmchen eine falsche Lage in der Quere hat, oder zuerst seine Füße zeiget. In diesem Fall würde die Mutter, ohne menschlichen Beistand, in äußerste Lebensgefahr gerathen. So bald aber das Lamm geboren ist, hebet man es auf, und stellt es gerade auf seine Füße. Die erste Milch, die sich im Eiter des Schafes befindet, und wegen ihrer Verderbniß dem Lamme schaden würde, muß zu gleicher Zeit ausgemelket, das Lamm aber

nicht

nicht ehe zum Saugen gelassen werden, bis das Eiter sich völlig wieder mit neuer Milch angefüllet hat. Ferner muß man das Lamm ordentlich warm halten, und etwa drei bis vier Tage mit seiner Mutter alleine stallen, daß es diese genugsam kennen, und von andern Schafmüttern unterscheiden lerne, *) Zu eben dieser Zeit füttert man das Schaf, um ihm die verlohrnen Kräfte wieder zu ersetzen, mit gutem Heu und Gerstenschrot oder mit Kleien, worunter man ein wenig Salz gemischet, und läßt es dabei verschlagen Wasser mit eingerührtem Rocken = Bohnen = oder Hirsenmehle saufen. Nach Verlauf der vier oder fünf ersten Tage kann man es allmählig wieder mit seinem gewöhnlichen Futter beköstigen, und mit andern auf die Weide bringen. Doch führe man es anfänglich nicht allzu weit, um die Erhitzung der Milch zu verhüten. Das an der Mutter saugende Lamm kann hierauf, sobald es einige Kräfte gesammlet hat und schon zu springen

*) Von der Pflege der Lämmer bis zum Absetzen derselben, lese man D. Schrebers Samml. ꝛc. XI Theil S. 100 = 118. Ingl. XIV Th. S. 241 = 265. von den saugenden Hauslämmern.

anfängt, mit seiner Mutter zugleich aufs Feld getrieben werden.

Alle schwach scheinende Lämmer werden gemeiniglich dem Fleischer übergeben. Blos die munterſten, stärksten und wollenreicheſten werden zur Zucht aufbehalten. Die Erstlinge sind niemals von eben der Güte, wie die Lämmer von den folgenden Würfen. Will man Lämmer, welche im Weinmonat, Wintermonat, Christmonat, im Jenner und Hornung geworfen werden, zur Zucht aufbehalten, muß man sie den Winter über im Stalle *) behalten, und nur Morgens und Abends zum Saugen herauslaſſen. Vor Anfange des Aprils dürfen sie nicht auf die Weide kommen. Um sie nach und nach ans Gras zu gewöhnen, läßt man sie einige Zeit vorher täglich etwas von diesem neuen Futter genießen. Man kann sie zwar, nach Verlauf eines Monates absetzen; doch ist es beſſer, wenn dieſes erst nach 6 Wochen oder 2 Monaten geschiehet. Die weißen ungeflackten Lämmer hält man für weit vortheilhafter, als die schwarzen und bunten, weil

*) Die beſte und für das Vieh zuträglichſte Einrichtung eines Schafſtalles und alle dabei nöthige Regeln der Vorsicht, findet man im Abilgard l. c. S. 219. ꝛc. M.

weil die weiße ungefleckte Wolle, vor der schwarzen oder gefleckten im vorzüglichen Werthe steht.

Der vierte oder fünfte Monat, und in Ansehung der Jahrszeit, sowohl der Früh=ling, als der Herbst, sind bei gelinder Wit=terung die beßte Jahrszeit, junge Widder zu hammeln. *) Die Operazion selbst kann auf zweierlei Art verrichtet werden. Gemei=niglich macht man einen verhältnißmäßigen Einschnitt, und zieht alsdann, ohne gro=ße Mühe, die Hoden aus der gemachten Oefnung heraus. Die zwote Art von Ope=razionen wird ohne Schnitt verrichtet. Man bindet oben blos den Beutel mit einer Schnur, ziehet sie fest zusammen, und zer=störet hiedurch die Gefäße, welche nach den Hoden gehen. **) Das Lamm wird nach der Operazion kränklich und niedergeschlagen.

*) Von den Regeln der Vorsicht und ganzem Ver=fahren beim Hammeln oder Schneiden der Läm=mer s. D. Schreber l. c. p. 118=127 und XIV. p. 281=286. M.

**) Diese Methode und einige Regeln der Vorsicht werden ausführlicher beschrieben im Journ. oecon. 65. Mai p. 231. Cf. D. Krünitz aus=erlesene Aufsätze ꝛc. Leipz. 1767. 8vo. 1 Theil. p. 78. ꝛc. M.

Daher ist es gut, ihm zween oder drei Tage lang, blos mit Salz vermischte Kleien zu geben, um dem Eckel vorzubauen, welcher sich oftmals bei diesem Zustande zu äußern pfleget.

Mit Vollendung des ersten Jahres fallen den Widdern, Schafen und Hammeln die beiden Vorderzähne des untern Kinnbackens aus. *) Man weiß schon, daß ihnen die Schneidezähne des obern Kinnbackens fehlen. Wenn sie anderthalb Jahre alt geworden sind, verlieren sie auch die beiden Zähne, welche neben den ersten standen. Im dritten Jahre haben sie an deren Stelle wieder eben so viel andere. In diesem Alter sind sie alsdann eben und ganz weiß. Mit zunehmenden Jahren sammelt sich das Zahn-

*) Im ersten Jahr heißt das junge Schaf ein Lamm, im 2ten ein Jährling, im 3ten ein Schaf. Im 4ten hat es 6, im 5ten acht breite Zähne, und heißt alsdann ein vollmäuliches Schaf. Ein Hammel heißt im ersten Jahr ein geschnittenes Lamm, im andern ein zweizähniger Jährling, im 3ten ein vierzähniger, im vierten ein sechszähniger, im 5ten ein vollmäuliger Hammel oder Schöps. Ein Mutterlamm setzt im 2ten Jahre die ersten breiten Zähne nach der Wollenschur an. Im 3ten Jahre heißt es auch eine Schilke oder vierzähnig, im 5ten vollmäulich. M.

Zah fleisch immer weiter herunter und die Zähne werden immer desto stumpfer, ungleicher und schwärzer. Das Alter des Widders läßt sich auch aus den Hörnern beurtheilen, welche zuweilen von der Geburt, gemeiniglich aber vom ersten Jahre an, zu wachsen, und alle Jahre seines Lebens um einen Ringel grösser zu werden pflegen. Obgleich die Schafe gewöhnlichermaassen keine sichtbare Hörner haben, so sind sie doch wenigstens an eben den Stellen, wo die Hörner des Widders hervortreiben, mit knochenartigen Erhöhungen versehen. Doch pfleget man auch oft Schafe mit zwei, zuweilen gar mit vier Hörnern zu finden, welche den andern in allen übrigen Stücken vollkommen gleichen. Ihre Hörner betragen ohngefähr 5 bis 6 Zoll in der Länge, doch sind sie nicht so stark, als die Hörner der Widder, gewunden. Bei den Schafen mit vier Hörnern, sind allemal die äußersten kürzer, als die beiden andern.

Die Fähigkeit zur Fortpflanzung zeiget sich beim Widder im achtzehnten Monate, beim Schaf am Schluße des ersten Jahres. Doch läßt man den Widder gern drei, das Schaf aber zwei Jahre alt werden, ehe man sie zu dieser Absicht zusammen bringet. Man hat von jeher die frühzeitigen und

überhaupt die ersten Früchte dieser Thiere beständig schwach und von schlechter Beschaffenheit gefunden. Ein einziger Widder kann, ohne sich zu erschöpfen, gar wohl fünf und zwanzig bis dreißig Schafe bekegen. Er muß aber unter den stärksten und schönsten darzu ausgewählet werden. Da es auch Widder ohne Hörner giebt, so muß man zu dieser Absicht allemal gehörnte nehmen, weil die ersten, in unserm Himmelsstrich weder stark genug noch zur Zeugung geschickt sind. Ein tüchtiger Widder muß mit einem starken dicken Kopf, breiter Stirne, großen schwarzen Augen, einer stumpfen Nase, großen Ohren, einem dicken Hals, einem langen und erhabnen Leib, breitem Kreuze und Nieren, starken Hoden und einem langen Schwanze versehen seyn. Die weißen, die am Bauche, am Schwanz, auf dem Kopf, an den Ohren, bis an die Augen, viel Wolle haben, werden unter allen für die besten gehalten. *) Auch den Schafen gestehet man den Vorzug, in Absicht

*) Was zur Vollkommenheit eines guten Schafbockes und zu dessen Beurtheilung gehöret, ist in D. Schreßers Sammlungen ꝛc. XI Th. p. 89. ꝛc. ausführlich aus dem Ellis nachzulesen.

M.

ficht ihrer Vermehrung ein, welche mit der häufigsten, dickſten, längſten, ſeidenartigſten und weißeſten Wolle behangen ſind; beſonders wenn ſie zugleich einen ſtarken Leib, einen dicken Hals und leichten Gang zeigen. Aus wiederholten Beobachtungen iſt auch bekannt, daß die magern zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts viel geſchickter, als die fetten, ſind.

Die Hitze der Schafe dauert vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Aprils. Sie können indeſſen zu allen Zeiten empfangen, wenn man ſowohl in ihnen, als in dem Widder, durch erhitzende Nahrung, als geſalzen Waſſer und Leinkuchen, lebhafte Begierden erreget. Jedes Schaf wird gemeiniglich drei bis viermal beleget und hernach vom Widder abgeſondert, welcher mit Hintanſetzung der jüngern, ſeine Dienſte vorzüglich den Alten widmet. *) Vor den Regen und Stürmen muß man ſie zu ſolcher Zeit nach Möglichkeit hüten, weil beide der Empfängniß hinderlich ſind. Ein Donnerſchlag iſt hinreichend, ein Verwerfen bei ihnen zu verurſachen. Ein oder

*] Von den Regeln der Vorſicht in Anſehung der Zulaſſung des Bockes zu den Schafen. S. Ebend. XV Th. p. 1-8. M.

zween Tage, nachdem sie beleget worden, gibt man ihnen wieder das gewöhnliche Futter, weil sie vom häufigen Genuße des Salzwassers, und der Leinkuchen und anderer hizigen Sachen leicht verwerfen könnten.

Die Schafe tragen fünf Monate und pflegen zu Anfange des sechsten zu lammen. Gemeiniglich werfen sie nur ein Lamm, zuweilen sieht man sie auch wohl zwei zur Welt bringen. In warmen oder heißen Himmelsstrichen können sie auch wohl zweimal in einem Jahre lammen; in Frankreich aber und noch kältern Ländern ist es schon an einmal genug. Zu einigen Mutterschafen läßt man den Widder zu Ende des Julius oder Heumonats und im Anfang des Augusts, damit man im Jänner junge Lämmer habe. Hernach bringt man ihn im September, Oktober und November zu einer größern Anzahl anderer Schafe, und ist alsdann im Hornung, März und April mit hinlänglichen Lämmern versorgt. Auch im Mai bis zum September darf man daran keinen Mangel dulden. Blos im Oktober, November und im Dezember sind sie eine Seltenheit.

Sieben bis acht Monate lang haben die Schafe Milch im Uberfluß, womit sich Kinder und Bauersleute viel zu Gute thun können. Sie giebt auch sehr gute und noch bessere Käse, wenn sie mit Kuhmilch vermischet wird. Die beste Melkzeit ist kurz vorher, ehe sie auf die Weide getrieben werden, oder sobald sie von da wieder zurücke kommen. Im Sommer werden sie des Tages zweimal, im Winter, bei sparsamem Futter, nur einmal gemelket.

In der Zeit, wo die Schafe trächtig sind, werden sie besser gefüttert und folglich auch fetter, als zu andern Zeiten. Da sie oft sich Schaden thun, zu frühzeitig lammen oder gar verwerfen; so ist eine daraus erfolgende Unfruchtbarkeit oder die Hervorbringung einer Mißgeburt bei ihnen gar nichts Ungewöhnliches. *) Indeß bleiben wohlabgewartete Schafe Zeit ihres Lebens, oder zehn bis zwölf Jahre lang fähig,

*) Die Ursache, warum die Schafe weit öfter Mißgeburten zur Welt bringen, als andere Thiere, sucht Herr Abilgard sowohl in ihrer starken Einbildungskraft, als in einer unnatürlichen Mischung mit andern Thieren. Man hat, sagt er, Hunde mit Schafen laufen gesehen, welches nothwendig Mißgeburten hervorbringen muß. M.

hig, ihr Geschlechte zu vermehren, Gemeiniglich pflegen sie aber im siebenten oder achten Jahre schon alt und gebrechlich zu seyn. Der Widder, dessen Lebensziel sich wohl auf zwölf bis vierzehn Jahre beläuft, ist nur bis ins achte geschickt, seines Gleichen hervorzubringen. Er muß alsdann seiner Männlichkeit beraubet und mit andern alten Schafen zur Mast aufbehalten werden. Das Fleisch eines solchen Widders, wenn er auch noch so gut gemästet ist, bleibt immer widerlich im Geschmacke. Das Fleisch der Schafe ist allemal weichlich und unschmackhaft; Schöpfen- oder Hammelfleisch aber unter allen gewöhnlichen Arten von Fleisch sowohl das saftreicheste, als überhaupt das beste.

Wer sich eine Heerde zulegen und Vortheil daraus schöpfen will, muß sich bemühen, lauter Schafe und Hammel von achtzehn Monaten oder zwei Jahren einzukaufen. Hundert Schafe kann ein einziger Schäfer gar wohl übersehen. Wenn er, bei nöthiger Wachsamkeit, einen guten Hund an der Seite hat, wird ihm nicht leicht eines davon verlohren gehen. Wenn er sie auf die Weide führen will, muß er allemal vorangehen und sie abrichten, seiner Stimme folgsam zu seyn, und ihm nachzugehen,

ohne

ohne sich zu verweilen, ohne sich im Getraide, in Weinberge, in Waldungen oder Saatfelder zu verlaufen, wo sie augenscheinlichen Schaden anrichten würden. Anhöhen oder auf Hügeln befindliche Ebenen sind für sie die besten Stellen zur Weide. Vor niedrigen, feuchten, morastigen Oertern pflegt man sie so viel, als möglich, sorgfältigst in Acht zu nehmen. Den Winter über füttert man sie im Stalle mit Kleien, Rübchen, Heu, Stroh, Lucerne, Sichelklee, Ulmen- und Espenblättern u. s. w. wenn inzwischen das Wetter nicht gar zu schlecht ist, so treibet man sie doch alle Tage mehr zur Bewegung, als zum Weiden, aus. Bei schlechtem Wetter dürfen sie aber nicht vor zehn Uhr des Vormittags aus dem Stalle geführet, und vier bis fünf Stunden auf dem Felde gelassen, hernach getränket und Nachmittags gegen drei Uhr wieder eingetrieben werden. Im Frühjahr und im Herbst kann man sie ganz frühe, so bald nur die Sonne Frost und Feuchtigkeit vertrieben hat, auf die Weide, und bei Sonnen Untergang erst wieder in den Stall führen, wo sie täglich etwas, doch nicht so viel Futter, als im Winter, bereit finden müssen. In eben diesen Jahreszeiten ist es schon genug, wenn sie, vor

ih-

ihrer Eintreibung, nur einmal des Tages zu saufen bekommen. Nur im Sommer sind ihnen die Mahlzeiten beständig auf dem Felde bereitet. Sie werden alsdann des Tages zweimal auf die Weide geführet und zweimal getränket. Man treibet sie ganz früh aus, und läßt sie, sobald nur der Thau gefallen ist, vier oder fünf Stunden weiden. Hierauf werden sie getränket und entweder in den Schafstall oder an eine schattenreiche Stelle geführet. Wenn des Nachmittags um drei oder vier Uhr die größte Hitze sich zu vermindern anfängt, führet man sie bis in den späten Abend zum zweitenmal auf die Weide, Man könnte sie, wie es in Engelland gewöhnlich ist, wohl die ganze Nacht auf dem Felde zubringen lassen, es würde zu ihrer mehrern Lebhaftigkeit, Reinlichkeit und Gesundheit gereichen, wenn man die Wölfe des Nachts nicht allzusehr zu fürchten hätte. Weil die Schafe von allzugroßer Hitze leicht krank, von den brennenden Stralen der Sonne aber im Kopfe dumm und schwindlicht werden, so ist nöthig, zu ihrer Hütung solche Oerter auszusuchen, welche gegen die Sonne liegen, und selbige frühe auf morgenseitige, des Abends hingegen auf abendseitige Anhöhen zu führen; damit ihr Leib,

wenn sie weiden, dem Kopfe Schatten geben könne. Zu Erhaltung ihrer Wolle hat man endlich dahin zu sehen, daß man auf den Triften alle dornichte, mit Brombeerstauden, Disteln oder Nesseln bewachsne Gegenden sorgfältig vermeide.

In trocknen und hochgelegenen, mit Feldkümmel und andern wohlriechenden Kräutern reichlich bewachsenen Gegenden, ist das Lamm- oder Schöpsenfleisch weit vorzüglicher als in niedrigen Gründen und feuchten Thälern. *) Es müßten dann dergleichen Ebenen sandicht, oder nahe an der See gelegen seyn, wo die Kräuter häufig Salz enthalten; denn fast nirgends findet man schmackhafteres Schöpsenfleisch, als in Gegenden, auf deren Wiesen und Triften viel salzige Kräuter wachsen. Auch die Schafmilch ist daselbst wohlschmeckender und in größerer Menge zu haben. **) Es gibt über-

*) Wie die Schafe und Lämmer zu füttern und fett, auch das Fleisch wohlschmeckend zu machen? findet man im D. Schreber l. cit. XVI. Th. p. 262 - 279. M.

**) Herr von Blancheville in seiner Preisschrift von der Wolle sagt: „ die Nachbarschaft und „Ausdünstungen des Meeres, machen Luft und „Weide für die Heerden vortreflich gesund und „gemäßigt. Alle mit salzigen Dünsten geschwän-

„ger-

überhaupt für diese Thiere nichts Leckerhafteres, und ist ihnen nichts gesunder, als das Salz, wenn sie es mit Mäßigung genießen. An einigen Orten ist es daher gewöhnlich, einen Sack mit Salz, oder einen gesalzenen Stein in den Schafstall zu stellen, woran sie wechselsweise zu lecken pflegen.

Die Stücke, welche nun dem Alter nahe, oder zur Mast bestimmt sind, muß man alle Jahre von der Heerde absondern. *) Da sie eine ganz andere Pflege, als die übrigen erfordern; so versammelt man sie gern zu

„gerte Kräuter geben ihnen eine unvergleichli„che Nahrung; ihr Fleisch wird davon schmack„haster, die Wolle hingegen weißer und wei„cher anzufühlen. Schon die Alten brach„ten jederzeit ihre Schafe auf solche Weiden, „die vom Seewasser befeuchtet werden konnten. „Darum empfehlen auch Varro, Kolumella und „Palladius verständigen Landwirthen, den Scha„fen des Winters Salz unter das Futter zu „mengen, wenn sie wegen großer Kälte im „Stalle bleiben müssen.“ M.

*) Man pfleget dergleichen Schafe Märzvieh zu nennen, und unter diesem Namen alle Schafe zu verstehen, die entweder wegen Alters, oder theils äußerlicher, theils innerlicher Fehler, welche die Schäfer aus den Augen beurtheilen können, zur Zucht untauglich sind, und also ausgemärzet werden müssen. M.

zu einer besondern Heerde, welche man im Sommer vor Aufgang der Sonnen auf die Weide bringt, um ihnen zum Genuß des nassen und bethauten Grases behilflich zu seyn. Das beste Beförderungsmittel der Mast, ist häufiges Getränke; die stärkste Hinderniß hingegen, die Sonnenhitze. Daher ist es nöthig, sie schon des Morgens um acht oder neun Uhr, ehe die Sonne brennend wird, einzutreiben, und ihnen, zu Erweckung des Durstes, Salz zu geben. Nachmittags um 4 Uhr bringt man sie zum zweitenmale in die kältesten und feuchtesten Gründe. Hat man diese kleine Vorsorge zween bis drei Monate fortgesetzet, so werden sie zwar vollkommen bei Leibe zu seyn scheinen, auch wirklich so fett, als möglich seyn; weil man aber dieses Fett blos von der Menge des genossenen Wassers herzuleiten hat, so besteht es gleichsam in einer bloßen Aufdunstung, in einer wäßrichten Geschwulst, wodurch sie zuverläßig die Fäule bekommen, und in kurzem sterben würgen, wenn man sie nicht schlachten wollte, sobald sie dieses scheinbare Fett angesetzet haben. Das Fleisch selbst, anstatt hiedurch saftig und derb zu werden, pflegt vielmehr einen schlechten, eckeln Geschmack davon

anzunehmen. Will man also ein gutes Fleisch von ihnen erhalten, so muß man sich damit nicht begnügen, fleißig im Thaue zu weiden, und mit vielem Wasser zu tränken, sondern sie zugleich mit nahrhafterm Futter, als das Gras ist, bekösstigen. Die Schafmast läßt sich im Winter sowohl, als in allen Jahrszeiten, vornehmen; wenn man sie in einen besondern Stall bringet, und sie mit gesalzenem Gersten = Hafer = Weizen = und Bohnenschrot u. s. w. füttert, wodurch in ihnen ein stärkerer Durst veranlasset wird. Uibrigens mag man sie mästen auf welche Art, und in welcher Jahrszeit man will, so ist es unvermeidlich, sie gleich darauf zu schlachten. Nie werden sie eine doppelte Mast aushalten. Die meisten sterben an Krankheiten der Leber.

Es werden oft Würmer in den Lebern der Thiere angetroffen. Im Tagebuch der Gelehrten *) und in den Gedenkschriften der kaiserl. Akad. der Naturforscher **) kann man Beschreibungen solcher Würmer nachlesen, welche in den Lebern einiger Schafe und

*) S. Journal des Sçavans 1668.
**) Ephemerides Acad. Caesar. Naturæ Curiosorum Tom. V. Ann. 1675. & 1676.

und Rinder gefunden worden. *) Anfänglich glaubte man, dergleichen sonderbare Würmer pflegten sich blos in den Lebern der wiederkäuenden Thiere aufzuhalten. Allein dem Herrn Daubenton sind auch in der Leber eines Esels Würmer dieser Art vorgekommen. **) Vielleicht würden sich auch wohl ähnliche Würmer bei genauer Untersuchung, in den Lebern einiger andern Thiere bemerken lassen. Man gedenkt sogar einer Art von Schmetterlingen, welche in der Le-

*) Hieher gehöret auch des berühmten Herrn D. Schäffers Abhandlung von der Egelschnecke in den Lebern der Schafe und der von diesen Würmern entstehenden Schafkrankheit, Regensb. 1753 und neue Auflage 1762. 6 Bogen gr. 4to nebst einer K. Pl. Cf. D. Schrebers Sammlungen rc. XII. Th. p. 282 - 288. M.

**) Eine Abbildung dieser Würmer findet man in der Hamb. Ausgabe des Herrn von Buffon im *II.* B. des 2ten Theils in 4to auf der *XII.* Tafel Fig. 4. 5. Die Beschreibung aber auf der 213 und 214ten S. „Diese Würmer, sagt Hr. „Daubenton, gleichen denjenigen, welche sich „in der Leber der Schöpse befinden, und Egeln „(Douves) genennet werden, vollkommen. Sie „können sich nicht anders vorwärts bewegen, „als wenn sie sich in die Länge ausdehnen. „Durch diese Bewegung aber verlängern sie sich „bis auf einen Zoll, da sie hingegen in ihrer „Ruhe ein Oval von ohngefähr 9 Linien in der „Länge und 6 Linien in der Breite bilden. Bei

„der

ber der Schafe sollen entdecket worden seyn. Hr. Rouille, Minister und Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, war so gütig, mir einen Brief mitzutheilen, den er im Jahr 1749. vom Hrn. Gachet de Beaufort, Doktor der Arzneiwissenschaft zu Montier in Tarantaise bekommen. Hier ist ein kurzer Auszug aus demselben:

„Seit langer Zeit hat man an Hammeln, „(die auf unsern Alpen in ganz Europa „den Vorzug zu verdienen scheinen) die „Bemerkung gemacht, wie sie zuweilen zu„sehens abnahmen, weiße, triefende, ein„gesunkne Augen, ein wäßrichtes, fast „gar nicht rothgefärbtes Blut, eine dürre, „zusammen geschrumpfte Zunge, zugleich aber „eine mit einem gelblichten zähen, eiterich„ten Rotz erfüllte Nase bekamen, und bei „autem Appetit und häufigem Genuße des „Futters, dennoch so kraftlos waren, daß „all-

„der Ausdehnung in ihrem Gange werden sie „so schmal, daß sie am breitesten Orte kaum „3 Linien haben. Hierauf ziehen diese Wür„mer, gleich den Schnecken, den hintern Theil „ihres Körpers nach dem vordern, und kom„men durch diese Bewegung, völlig von ihrem „vorigen Orte weg, nehmen auch wieder eben „die runde Gestalt an, die sie vor ihrer „Bewegung hatten." M.

„allmählig die ganze thierische Oekonomie „bei ihnen in Unordnung gerieth und end„lich ganz zerrüttet wurde. Nach vielen „genauen Untersuchungen hat man gesehen, „daß in der Leber dieser Thiere weiße „Schmetterlinge, mit völlig ausgewachsenen „Flügeln, mit halb eirundem, rauchen „Kopfe, von der Größe der Seidenwür„mer, ihren Wohnplatz aufgeschlagen hat„ten. Ich bin durch eine Menge von mehr, „als siebenzig solcher Schmetterlinge, die „ich durch Zusammendrückung der beiden „Abtheilungen der Leber herauspreßte, von „ihrer Wirklichkeit mehr, als zu sehr, „überzeuget worden. Ich sahe, wie dabei „die Leber auf ihrer ganzen runden Ober„fläche aufsprang und bemerkte, daß man „diese Art von Insekten blos in den Blut„adern, aber niemals in den Schlagadern, „auch einige kleine nebst kleinen Würmern „im Gallenblasengange (ductus cysticus) „wahrnehmen konnte. Die Pfortader und „Kapsel des Glisson, welche hier eben so deut„lich, als bei den Menschen, in die Augen „zu fallen schienen, pflegten bei der gering„sten Berührung nachzugeben. An den Lun„gen und übrigen Eingeweiden war nichts „Widernatürliches zu entdecken. u. s. w."

Wenn es doch dem Herrn Doktor Gachet de Beaufort beliebet hätte, die Beschreibung dieses Schmetterlings etwas umständlicher abzufassen, um dem gar leicht möglichen Verdachte vorzubauen, als ob diese von ihm bemerkte Insekten vielleicht nur die gewöhnliche Würmer der Schafiebern gewesen, die, wegen ihrer platten und sehr breiten Figur, uns leicht in Versuchung führen könnten, sie beim ersten Anblick, ehe für Blätter, als für ordentliche Würmer, zu halten.

Alle Jahre pflegt man den Schafen, Hammeln und Lämmern die Wolle abzuscheeren *) In warmen Ländern, wo man, ohne Bedenken, die Schafe ganz entblößen kann, hat man die Gewohnheit, ihnen wohl zweimal des Jahres die Wolle, nicht abzuscheeren, sondern auszurupfen **). In Frank=

*) Vortrefliche Nachrichten von der Wollschur, und allen dabei zu beobachtenden Vortheilen, findet man im Schreber l. c. V. Th. S. 113=121. und einen durch Erfahrungen geprüften Unterricht dabei. Ebendas. XI Th. S. 144=147. Cf. XVI Th. p. 284 ꝛc.

M.

**) Dies war besonders bei den Alten Mode. Sie thaten es vermuthlich zu der Zeit, wenn die alte Wolle auszufallen, und die neue hervor zu stechen anfängt. M.

Frankreich und unter noch kältern Himmelsstrichen, muß man des Jahres mit einer einzigen Wollenschur, die mit großen Scheeren, verrichtet wird, zufrieden, und überdies noch darauf bedacht seyn, den Hammeln, zum Schutz wider die rauhe Witterung, etwas von ihrer Wolle zu lassen. Der Mai ist eigentlich der zur Wollenschur bestimmte Monat. Ehe man zur Sache selbst schreitet, müssen die Schafe vorher gewaschen werden, damit man von ihnen die Wolle so rein, als möglich, bekommen möge. Der April ist noch zu rauh zu dieser Arbeit. Wollte man sie aber bis zum Junius oder Julius verschieben, so würde die Wolle den übrigen Sommer hindurch nicht Zeit genug haben, so stark zu wachsen, als es zur Vertheidigung dieses Viehes wider die Winterkälte nothwendig ist. Die Hammel tragen gemeiniglich mehr und bessere Wolle, als die Schafe. Die allerbeste nimmt man vom Hals und vom Rücken; etwas schlechter fällt sie an den Schenkeln, am Schwanz, am Bauch, an der Kehle u. s. w. Die allerschlechteste pflegt man von krankem und verstorbnem Viehe zu nehmen. *) Die weiße wird aus

*) In des Hrn. von Blancheville durchgängig lesens

dem Grunde höher, als die graue, brau-
ne und schwarze geschätzet, weil sie alle
Far-

lesenswürdiger Abhandl. von der Wolle, einer Preisschrift, wovon in D. Schrebers angeführten Sammlungen ꝛc. V Th. S. 73. u. f. w. eine Uibersetzung anzutreffen, werden auf jedem Felle dreierlei Arten von Wolle unterschieden. 1] Die Kernwolle, vom Rücken und Halse [La mere laine], 2] die Mittelwolle, vom Schwanz und den Schenkeln, 3] die schlechte, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes. Es giebt aber auch noch andere Gattungen ganz schlechter Wolle, als 4] die Raufwolle, die abgebeizte oder gerafte Wolle [Pelades oder Peiure, Pelie] welche die Weißgärber aus den Fellen geschlachteter Schafe, wenn sie vorher in Kalk gebeizt worden, ausrupfen, und wohl auch Schlachtwolle zu nennen pflegen; 5] die schmutzige Wolle [Laine cotisée] von kranken Schafen; 6) die vor der Schurzeit ausgefallene, [Croton] 7] die neue Wolle [elancée] die schon vor Abscheerung der alten wieder gewachsen ist, und endlich 8) die Sterblingswolle [morillée] von Schafen, die an einer Krankheit gestorben sind, und deren Gebrauch die Gesetze untersagen. Die gröbere und unvollkommnere Theile, welche beim Krämpeln oder Kämmen, im Kamme hangen bleiben, oder beim Schlagen der Wolle mit dem Wollbogen unter die Horde fallen, heißen Kämmlinge, Flocken, ausgekämmte Wolle [Peignons, oder auch Bourres de laine]. Diese taugt nur zu den gröbsten Zeugen und Futtertüchern. Zu den Abgängen der Wolle gehören auch noch die Schnippelinge,

Farben anzunehmen fähig ist. In Ansehung der Güte wird gemeiniglich die glatte der allzukrausen Wolle vorgezogen. Man sieht so gar in der Meinung, daß ein Hammel mit allzukrauser Wolle lange nicht so gesund, als die andern sey. Die Hammel können überdies noch den ansehnlichen Vortheil stiften, daß man durch sie, wenn sie des Nachts auf dem Felde in Horden eingeschlossen werden, die Aecker, worauf sie stehen, und misten, zu verbessern im Stande ist. Zu dem Ende pflegt man Horden um einen bestimmten Platz zu schlagen und alle Nächte, den ganzen Sommer hindurch, die Heerde darin einzusperren. Der Pferch oder Mist sowohl, als der Harn und Leibeswärme dieser Thiere ertheilen in Kurzem den ausgezehrten, kalten und unfruchtbaren Feldern wieder neues

linge, Klunkern, oder die groben Spitzen von der rohen Wolle, die bei der Zubereitung zum Spinnen abgeschnitten werden; ferner die grobe Wolle, die in der Walkmühle abgehet (Laveton); die Flocken, die in den Karten hängen bleiben [Bourre lanifie] und die vom Tuchscheerer abgenommene Scheerwolle (Bourre tontisse). Alle diese schlechte Arten von Wolle, begreift man unter dem gemeinschaftlichen Namen des Ausschusses. [Jetisses. Rebut.] M.

Leben und Fruchtbarkeit. Hundert Hammel sind schon zureichend, acht Morgen Landes auf sechs Jahre zu düngen. *)

Nach der Meinung der Alten, sollten alle wiederkäuende Thiere Talg haben, im eigentlichen Verstand aber trift es nur bei Ziegen und Schöpsen ein; von welchen letztern man unter allen den häufigsten, weissesten, trockensten, festesten und besten Talg erhält. Der Unterschied, welchen man zwischen Talg und Fett machet, bestehet vornämlich darin, daß dieses allemal weich bleibt, jener aber, so bald er kalt wird, gerinnet. Um die Nieren herum sammlet sich der Talg am allerhäufigsten; und man wird allemal die linke Niere stärker, als die rechte damit bewachsen finden. Auch im Netz und um die Eingeweide pflegt immer ein guter Vorrath von Talg zu sitzen, der aber bei weitem nicht so derb und gut ist, als an den Nieren, dem Schwanz und andern Theilen des Körpers dieser Thiere.

Ei-

*] Eine weitläuftige Nachricht von den Schafhorden und der davon zu gewartenden Düngung aus des Hrn. Ellis Abh. von der Schafzucht, findet in D. Schrebers Samml. ꝛc. XIII Th. S. 38 - 72.

Eine andere Art von Fett, als ihr Talg, läßt sich an den Schafen gar nicht entdecken. Ihr ganzer Körper ist so sehr von dieser Materie durchwachsen, daß man ihr Fleisch an allen Enden damit überdecket findet. So gar im Blut ist eine Menge derselben und in der Samenfeuchtigkeit so viel davon enthalten, daß diese bei dem Schafvieh aus einer ganz andern Substanz, als bei andern Thieren, zu bestehen scheint. Der Same des Menschen, des Hundes, des Pferdes, des Esels, und vielleicht aller derjenigen Thiere, die keinen Talg haben, zerfließet in der Kälte, zergehet an der Luft, und wird immer flüßiger, je länger er sich außer dem Leibe des Thieres befindet. Allein die Samenfeuchtigkeit eines Widders, vermuthlich auch des Bockes und aller übrigen Talg setzender Thiere, zerfließet niemals an der Luft, sondern pfleget vielmehr, wie Talg zu gerinnen, und mit der Wärme zugleich alle Flüßigkeit zu verlieren. Dieser Unterschied fiel mir sehr deutlich in die Augen, als ich die unterschiedene Samenfeuchtigkeiten durchs Vergrößerungsglas untersuchte. Der Same des Widders gerinnet einige Sekunden nach seiner Ausführung aus dem Leibe des Thieres

res, und wenn man die ungeheure Menge darinne lebender organischer Theilchen beobachten will, muß man vorher das Blätterchen erwärmen worauf man die Feuchtigkeit leget, um diese Feuchtigkeit in ihrem flüßigen Zustande zu erhalten.

Der Geschmack des Schöpsenfleisches, die Feinheit der Wolle, die Menge des Talges, auch so gar die Größe und Stärke des Leibes, ist nach Beschaffenheit der Länder, sehr unterschieden. In Frankreich ist die Provinz Berri am reichesten an solchen Thieren. In den Gegenden von Beauvais und an einigen andern Orten der Normandie, findet man sie am fettesten und mit dem häufigsten Talg durchwachsen. In Burgund giebt es recht gute Schafe, weit bessere hingegen an allen sandichten Küsten unsrer an der See gelegenen Provinzen. Die spanische, italiänische und so gar die englische Wolle kann der französischen allezeit mit Recht den Vorzug streitig machen. In Poitou, in der Provence, in den Gegenden von Bayonne und an einigen andern Orten Frankreichs, giebt es Schafe, welche das Ansehen einer fremden Gattung haben, weil sie größer, stärker und viel wollenreicher sind, als die Schafe von der

gemeinen einländischen Gattung. Eben diese Schafe sind auch weit fruchtbarer, als die gewöhnlichen, sie bringen oftmals Zwillinge, oder lammen zweimal des Jahres. Die Widder dieser Art halten sich auch wohl zu den gemeinen Schafen, und in diesem Fall entsteht eine Mittelgattung, welche von beiden Arten, von welchen sie abstammet, etwas an sich hat.

In Italien und Spanien wird man weit mehrere Abänderungen in den Arten der Schafe bemerken; man hat sie aber insgesammt für solche Schafe zu halten, welche mit unsern gewöhnlichen eines und eben dasselbe Geschlecht ausmachen. Uiberdies pflegt sich dieses zahlreiche und mannigfaltig abändernde Geschlecht nicht über die Grenzen Europens auszubreiten. Die breit- oder langschwänzige Schafe sind in Afrika und Asien sehr gemein. Die Reisenden haben sie daher mit dem Namen der barbarischen Schafe beleget; sie scheinen aber, wie das amerikanische Kameelschaf *) und La-

ma

*] Das peruanische Kameelschaf oder das Schafkameel. Hallens Nat. Gesch. der Thiere 1 B. p. 389.

ma *), von einem ganz andern Geschlecht, als unsere Schafe, abzustammen.

Da man allemal die weiße Wolle höher, als die schwarze zu schätzen pfleget, so ist man fast allenthalben mit Fleiß auf die Ausrottung der schwarzen und bunten Lämmer be=

p. 380. Camelus Peruv. laniger, *Pacos* dictus Raj. Quadr. p. 147. Ovis Chilensis Johnst. T. 23. Ovis peruana Hern. Mex. p. 663. Marcgr. Bras. p. 244. Klein. Quadr. p. 42. Camelus laniger. Briss. Quadr. p. 35. Camelus pilis prolixis toto corpore vestitus. Vicunna, La Vigogne. Linn. S. N. XII. p. 91. n. 4. Pacos, Camelus tophis nullis, corpore lanato. M.

*) Der peruvian.. Kameelbastard oder Glama. Raj. Quadr. p. 56. Camelus Peruv. Glama dictus Hern. Mex. p. 660. Pelon ichiatl oquitli. Klein. Quadr. p. 42. Camelus spurius Peruanus. Briss. Quadr. p. 34. Camelus Peruanus pilis brevissimis. Le Chameau de Perou Johnst. T. 46. Ovis Peruana, Fern. Mex. p. 669. Pervichcatl. Fr. Mouton de Perou, bei den Spaniern in Peru Glama oder Lhama. Linn. S. N. XII. p. 91. Glama, Camelus corpore lævi, topho pectorali. Vielleicht sagt Herr Halle l. c. p. 390 ist das peruvianische Glama mit dem Schafkameel einerlei. Vom wilden siberischen Schaf [Argali] oder Mouffon wird in einem der folgenden Bände gehandelt. Cf. Vallm. de Bom. l. c. Tom. VII. p. 222. &c. M.

bedacht. *) Inzwischen finden sich dennoch Oerter, wo es fast lauter schwarze Schafe giebt, **) und man sieht überall von einem weißen Widder und einem weißen Schafe zuweilen pechschwarze Lämmer fallen. In Frankreich hat man blos weiße, braune, schwarze und fleckichte, in Spanien aber auch rothe, und in Schottland gelbe Schafe. Diese Verschiedenheiten aber und Abänderungen der Farben, hat man billig für weit zufälliger, als die Unterschiedlichkeit in den Arten zu halten, obgleich auch die letz-

*) Man hat Wolle von allerhand Farben, und Schafe von mancherlei Gattung. Die aus Aethiopien und dem alten Phrygien haben gerade in die Höhe stehende Haare. In Egypten sind sie viel stärker und gröber, als in Griechenland. In einigen indianischen Provinzen haben die Schafe außerordentlich schwere Schwänze, die sie kaum fortbringen können, und welche bisweilen an 80 Pfund wiegen. Der Schwanz eines Schafes aus der Barbarei hält gemeiniglich 20 bis 25 Pfund am Gewichte. S. D. Schreber *l.* c. V. Th. p. 80.

M.

**) Die spanischen Schafe z. B. waren sonst alle schwarz, weil die Einwohner diese Farbe der weißen besonders vorzogen. Ebendaselbst S. 81.

M.

letztere blos in dem Unterschiede des Futters und in dem Einfluß des Himmelsstriches gegründet ist. *)

An-

*) Wem daran gelegen ist, sich von den unterschiedenen Arten fremder Schafe und ihren Vorzügen vor unsern gemeinen, etwas nähere Kenntniß zu verschaffen, den ersuchen wir, im angeführten schreberischen Werke, im XIten Theil von S. 59-72. das Kapitel des Hrn. Ellis von der verschiedenen Natur, Größe und Beschaffenheit des Schafviehes, als der Hetfordischen, der Walliser und Schottländischen, der Türkischen, der im kentischen Modergrunde befindlichen u. s. w. Schafe nachzulesen.

M.

IV. Anhang
zum
Schaf und Widder.

Die Theile des Körpers werden beim Widder eben so, wie beim Stiere benennet. Nur daß der Widder keinen Trie (Fanon) hat, und der vordere Theil des Gesichts bei den Franzosen Museau und nicht, wie beim Stiere, Muffle heißet.

Die gewöhnlichste Farbe bei den Widdern, Hammeln und Schafen ist schmutzig = weiß oder blaßgelb; es giebt auch viel schwarz= braune, imgleichen auch weißgelblichte mit schwarzen Flecken.

Alle diese Thiere sind mit Wolle oder mit einer Art von Haaren bedecket, welche von ganz anderer Beschaffenheit sind, als bei den Pferden, Eseln und Ochsen. Die Wolle besteht aus festen, dünnen und sehr biegsamen Fäden, welche sich ganz gelinde und fettlicht anfühlen lassen, auch so zu= sammen gedreht sind, daß ein fünfzehn Li= nien langer Flocken von der krausen Wolle,

wenn er nach einer geraden Linie ausgeschwannet wird, sich bis auf 3 Zoll und 3 Linien, auch wohl noch stärker, verlängern läßt. Eine solche Wolle hat man auf dem Rücken und an den Seiten des Halses zu suchen. An den übrigen Theilen des Halses, an den Seiten des Bauches, des Körpers und an den Bugen ist sie länger und minder gekrauset. Die Wolle an der innern Seite der Dickbeine und des Schwanzes, wird man allemal etwas härter, gröber und beinahe glänzend finden. Der Kopf endlich, nebst der innern Seite der Kegel und Dickbeine, und dem untern Theil der Schienbeine sind blos mit einer kurzen und harten Wolle überzogen, welche nur ohngefähr die Länge von neun Linien hat, und mehr dem Haar, als der Wolle, gleich siehet.

Die Gesichtszüge dieser Thiere, sind gleich beim ersten Anblick ungemein kenntlich, und lassen sich mit wenigen Worten erklären. Die großen und sehr weit von einander stehenden Augen, die niedergebogenen Hörner, die an jeder Seite des Kopfes horizontal oder gerade weg stehende Ohren, das lange zugespitzte Maul (Museau), sind lauter Züge, welche mit der Sanftmuth und Schwäche dieses Thieres genau übereinstimmen. Die Hörner sind von gelblichter Far-

be. Jedes steigt im Anfang ein wenig in die Höhe, nachmals aber beugt es sich hinter = und seitwärts. (S. in der letzten K. Pl. den Widder.) An gehörnten Schafen haben sie fast eben diese Richtung. Ohnerachtet an diesem Thiere die Hörner zu seiner Vertheidigung sehr ungeschickt zu seyn scheinen, und ihm eine ziemlich unedle Bildung geben, so scheinen doch die ungehörnten Schafe, Hammel und Lämmer noch dummer und schwächer, als die Widder und Schafe mit Hörnern zu seyn. Sowohl die Figur als die Stellungen dieser Gattung von Thieren, zeigen überhaupt weder Hurtigkeit, oder Stärke, noch Muth. Ihr Körper gleichet einem unförmlichen Klumpen, welcher auf vier dürren und steifen Füßen, wie auf so viel Stöcken, ruhet. Die vordern stehen ganz gerade, die hintern machen eine ganz einförmige Krümmung, mit vorwärts gekehrter Aushöhlung. Der Schwanz gehet bis auf die Kniekehle herab, und liegt am Körper unbeweglich an, als ob man einen Klump Wolle daran geheftet hätte. Wenn die Widder böse werden, und auf einander losgehen wollen, so entdeckt man gleich in ihrer ersten Bewegung vielmehr Zaghaftigkeit und Furcht, als Muth und Hitze. Sie bücken den Kopf

nieder, und stehen unbeweglich vor einander, endlich treten sie näher, und stoßen sowohl mit der Stirn, als mit dem Untertheil der Hörner stark zusammen. Sie besitzen keine andere Kunst, sich zu wehren oder einander anzugreifen, als die Stirne vorzuhalten, und damit zu stoßen. Bei dem hartnäckigsten Streite wird man im Auge kein Feuer, am Maul aber und an den Ohren fast gar keine Bewegung gewahr.

D.

Eine besondere Bemerkung von der Empfindlichkeit der Schafe gegen die Veränderungen des Wetters erzählet uns der Abt Royer Schabol in seiner Theorie vom Gartenbaue.

„ Als ich einst Mittags auf dem Felde spatzieren gieng, sagt er, meinen Geist an dem wundervollen Schauplatz der Natur zu ergötzen, sah ich eine Heerde von Schafen dichte vor mir hintreiben. Plötzlich wurden diese Thiere von den seltsamsten Verzuckungen überwältiget. Man hätte glauben sollen, ein wütender Dämon wäre in jedes derselben gefahren. Sie hüpften auf die lächerlichste Art herum, sprangen mit Ungestüm gegen einander, stießen mit ihren Köpfen zusammen und nahmen dann rottenweise die Flucht, als ob sie dem Rachen ei-

eines blutbegierigen Wolfes entrinnen wollten. Die Begierde, von der Ursache dieses Vorfalles unterrichtet zu seyn, machte, daß ich mich dem Schäfer näherte, ihn darum zu befragen. Dergleichen auserordentliche Bewegungen unter meiner Heerde, war des Schäfers Antwort, sind allemal sichere Vorbothen eines Sturmes oder Gewitters, das entweder noch an eben demselben, oder am folgenden Tage gewiß erscheinen wird. In der That fieng noch an selbigem Abend ein ungeheurer Wind an, die ganze Nacht hindurch schrecklich zu wüten. Dieser unstreitige Vorfall beweiset uns, daß zu solcher Zeit im Gehirne dieser Thiere gerade dieselbe Veränderung vorgehet, welche wir bei abwechselndem Wetter an unsern Barometern wahrnehmen. " *)

Merkwürdig ist es, in Südamerika und Guiana, wo die Schafe kein einheimisches Geschlecht sind, auch nicht so glücklich, als Pferde, Esel, Ochsen und Kühe fortkommen, daß diese Thiere daselbst eine förmliche Verwandlung ihrer Wolle in ordentliche Haare, wie man es auch in andern Gegenden zwischen den Wendezirkeln bemerket, erfahren müssen. Doch ersetzet hier die Natur diese Verwandelung durch

*) S. Gazette Salut. 1772. No. 17. p. m. 45.

die feinere Wolle der Baumwollenstauden *), welche in diesen Himmelsstrichen zum Gebrauch der Einwohner viel tauglicher ist, als die Wolle von Schafen **).

Auch bei diesen Thieren werden, wie bei den Ochsen und Kühen (S. oben p. 371,) zuweilen Haarballen oder Egagropilen gefunden, weil sie oft etwas von ihrer Wolle, zuweilen auch Haare von andern Thieren hinterschlucken. Herr Anderson hat sie unter der Benennung; Tophus ovinus Norvegicus beschrieben und in den Magen der nordischen Schafe nicht selten wahrgenommen. ***) Herr Daubenton beschreibt einen solchen Haarballen, welcher im königl. Kabinet aufbehalten wird. Er hat eine unregelmäßige rundlichte und gedrückte Figur, ist ohngefähr einen Zoll stark im Durchmesser, neun Linien dick, ein Quintchen und 32 Granen schwer. Die Oberfläche ist ungleich und mit einer braunen Schale bedekt. Im Jahr 1737 hatte man ihn, und noch neun und zwanzig andere in einem Hammel gefunden.

M.

Vom

*) Gossypium herbaceum Linn. Gossypium & Bombax officinarum. Fr. Cotonnier. S. Vallm. de Bom. l.c. T. III. p. 409.

**) S. Bankrofts Nat. Gesch. von Guiana. Frft. und Leipz. 1769. 8vo. p. 72.

***) S. Pontoppidans Nat. Hist. von Norwegen. Kopenh. 1753. 8vo. II. Th. p. 14.

Vom Nutzen einzelner Theile der Schafe.

Herr von Buffon hat schon im vorhergehenden etwas von der allgemeinen Nutzbarkeit gesunder Schafe beiläufig mit angebracht und es würde lächerlich seyn, wenn wir noch besonders von den allenthalben bekannten Vortheilen reden wollten, die wir uns vom Fleisch, von der Milch, Butter und Käse, vom Talg, dem Pferch und aus der Wolle dieser Thiere zu verschaffen gewußt. Allein es giebt einzelne Theile derselben, von deren Gebrauch und nützlicher Anwendung uns noch etwas zu sagen übrig ist.

Mit den glatten Schaffellen wird überhaupt ein starker Verkehr getrieben. Sowohl die Lederhändler und Walkmüller, als die Pergamentmacher, Buchbinder und andere Handwerker, pflegen sie ungemein stark zu suchen. Was das Schafleder noch vorzüglich angenehm und nutzbar machet, ist die seit vielen Jahren schon erfundne Kunst, das Leder zu spalten, wozu vieles Schafle-

der zum Vortheil derer verwendet wird, denen mit ganz dünnem Leder gedienet ist. *)

Die mit Wolle zubereitete Lammfelle liefern ein prächtiges Futter unter die Kleidungen, welches man Schafpelze (Fourrure d'Agnelins) zu nennen pfleget. Von der Zeit an, da man sich stärker auf die Vortheile der Handlung und Manufakturen geleget, hat man die Erlaubniß, junge Lämmer zu schlachten, deren feine Wolle zu Mützen, Hüten und in mancherlei Fabriken so nützlich zu brauchen ist, nur auf gewisse Oerter und auf besondere Jahreszeiten einzuschränken gesuchet. Überhaupt war das Schaffell die gewöhnliche Decke der Menschen des ersten Weltalters. Noch heut zu Tage bestehet ein großer Theil der spanischen und englischen Macht und des Handels in der Wolle. Sie allein ernähret einige Millionen von Menschen; sie unterstützet, als die Grundlage, das ganze Gebäude der Manufakturen. Ihre Zubereitung nimmt unter den verschiedenen Händen, welche sie bearbeiten, tausend unterschiedene Gestalten an, und sie wird ohnstreitig noch eine Decke aller künftigen Weltalter seyn. Noch können wir freilich bei uns nicht so schöne Schafpelze haben, als uns die persische, lombardische, tartarische u. s. w. Lämmer liefern, und

*) S. Ellis im Schreber l. c. XVI Th. p. 28

und man pfleget in Moskau so gar die persischen den tartarischen Schafpelzen weit vorziehen, weil sie grau von Farbe, viel kleiner gelockt und also viel schöner, als diese, sind. Sie stehen aber in einem so hohen Preise, daß man blos die Ausschläge der Kleidungen damit besetzet. In der Tartarei und an den Ufern des Wolgaflußes tragen die Lämmer eine schwarze, stark gekrauste, kurze, weiche und glänzende Wolle; mit welcher die Großen in Moskau ihre Kleider und Mützen ausfüttern lassen. *)

Auch die Hörner und Klauen der Schafe gehören unter die nutzbaren Theile derselben. Auf hohem Lande giebt es keine bessere Düngung, als diese. Die Pechzeichen und die Wolle am Hintern brauchen die Pächter oder Wollkäufer, welche sie zerrupfen lassen, zu gleicher Absicht auf ihren Aeckern. In Engelland schicken die Pächter wohl dreißig englische Meilen weit umher, Schafklauen und Hörner einzukaufen, weil ihnen in der Befruchtung eines hungrigen fleischten Landes gar nichts gleich zu schätzen ist. Man pfleget beides klein zu raspeln und in dergleichen Erde zu säen oder einzupflügen. Sieben ganzer Jahre lang hat man sich davon die beste Wirkung zu versprechen. Mit einem einzigen Wa-

*) S. Vallm. de Bom. l. c. Tit. Agneau.

gen voll sind, nachdem alles klein gemacht war, über fünf Acker Gerstenland bestellet worden. *)

Die Eingeweide der Schafe werden zu Raketen, zum Ballschlagen, zu Darmsaiten, und ihre Zwischenhaut, wenn das Aus- und Inwendige abgezogen ist, von einigen gebraucht, um dünne Würste darein zu füllen. In der ersten Absicht werden die Lämmerkaldaunen erst genugsam gereinigt, hernach in Wasser geweichet, alles Fett und Fasernwerk rein abgenommen, endlich aber nochmals in Wasser gelegt und gebleichet. Wenn dieses geschehen, werden sie von den Frauen herausgenommen, und an ihren Enden zusammen geklebt, damit sie gerade die Länge bekommen, welche sie haben sollen. Dann können ihrer so viel, als man es zur verlangten Dicke der Saite nöthig findet, zusammengedrehet werden. Die Saiten trocknet man endlich an der Luft, und schleimet sie, durch starkes Reiben mit einem Haarseil ab, das mit schwarzer Seife bestrichen worden. Die Geschmeidigkeit kann ihnen durch Nußöl ertheilet werden. Der größte Darmsaitenhandel wird ohnstreitig in Toulouse, Lyon, Marseille, Paris, vorzüglich aber in Rom und Neapolis getrieben. Die so genannte romanische Saiten haben bei den Ton-

*) S. Schreber l. c. p. 289.

Tonkünstlern einen vorzüglichen und längst entschiedenen Werth. *)

Außer dem Nutzen, welchen der Schafmist in Düngung der Felder hat, wissen auch die norwegische Bauern aus demselben, und aus der mittelsten Rinde von Erlenbäumen, beides in Sahne gekocht, eine gute Salbe wider die Brandschäden zu machen; wenn aber die Wunde sehr wäßericht ist, so wird gedörrter und pulverisirter Schafmist hinein gestreuet, wovon sie zusehens heilen soll. **)

Den Gebrauch, welchen die alten Aerzte von allen möglichen Theilen, Säften und Unreinigkeiten der Schafe vor Zeiten zu machen gewohnt waren, kann man beim D. Merklein ***) ausführlich nachlesen, und sich freuen, daß die Arzneigelehrten unseres erleuchtetern Jahrhunderts endlich die Güte gehabt, ihre Kranken vor der Paulinischen Dreckapotheke in Sicherheit zu stellen, und ihnen statt aller dieser schmutzigen, lauter wirksamere, vernünftiger gewählte und wohlgeprüfte Mittel zu verordnen.

M.

Ilter

*) S. Valm. de Bom. l. c.
**) S. Ponoppid. l. c. p. 14.
***) In seinem Thierbuch S. 193 = 201.

IIter Anhang.

von den Schafen.

Den Haus- und Landwirthen, die von diesem außerordentlich nützlichen, aber eben so zärtlichen Vieh etwas mehr, als die Naturgeschichte zu wissen verlangen, wollen wir zum Beschluß noch einige Schriften empfehlen, welche sie mit größtem Vortheil darüber nachlesen können, weil sie alle zur nähern Kenntniß der Natur, des Gesundheits- und Krankheitszustandes, der Wartung und Nutzung der Schafe gehören.

I.) Von den Schafen überhaupt handeln

1.) Linnaei Dissert. unter dem Titel: Ovis, in dem IVten Band seiner Amœnit. Academicarum.

2.) Hückels Abhandlung vom Schafvieh. Stargard, 1745.

3.) Hastfers (aus dem Schwedischen) übersetzter Unterricht von der Zucht und Wartung der besten Art von Schafen. Leipz. 1754.

4.) Ebendesselben Goldgruben eines Landes, oder von Verbesserung der Schafzucht, Kopenhagen 1756.

5.) Außerdem gehöret hieher noch alles, was

a) in Leopolds Einleitung in die Landwirthschaft
b) in den Abhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften
c) in des Hrn. Baron von Hohenthals ökonomischen Nachrichten
d) in des Hrn. Hofr. Zinkens Leipz. Sammlungen
e) in den Schlesischen ökonom. Sammlungen
f) in den Hannöver. nützlichen Beiträgen
g) im Hannöv. Magazin
h) im Hamburgischen Magazin
i) in den Stuttgarder physikal. ökonomischen Auszügen und andern guten ökonomischen oder vermischten Schriften hin und wieder zerstreuet vorkömmt.

II.) Von der Schafzucht insbesondere findet man gute Nachrichten:

1.) In dem Buche des Freih. von Tam (S. oben S. 175. n. 3.) von S. 391 - 508.

2.) Im Abilgard (s. oben S. 179. n. 18.) von S. 216 - 240.

3.) In des Hrn. Prof. Schrebers Sammlung verschiedener Schriften ꝛc.

I. Th. S. 43. ꝛc. von der Schafzuche in der Lausitz, imgleichen im XI-XVI Theil, wo des Herrn William Ellis vollständige Abhandlung versuchter Verbesserungen, die an Schafen, Weide- und Hauslämmern gemacht worden, oder die ganze englische Schafzucht, in 3 Büchern, Lond. 1749. 384 S. 8vo. völlig ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen vermehret, anzutreffen ist.

4.) In den Berliner Mannigfaltigkeiten II. Jahrgang S. 592-600. wo die beste Nachr. von der spanischen Schafzucht nachgelesen werden kann.

III.) Von den Krankheiten der Schafe und ihrer Kur verdienen gelesen zu werden:

1.) Die oben S. 175=179, besonders No. 1. 3. und 13 angeführte Schriften.

2.) Des Hrn. Boutrolle geschickter Viehhirte (oben S. 179. n. 19.) in der 2ten Abth. von S. 69=75.

3.) Die Encyclopedie œconomique &c. Tom. III. von p. 517 bis 532.

4.) Medicine des Bêtes à laine &c. (S. oben S. 177. n. 12.)

5.) — veterinaire &c. par Mr. Vitet. (S. oben S. 178. n. 14.)

6.) Dictionnaire veterinaire &c. par Mr. Buchoz &c. (S. oben S. 178. n. 17.)

7.)

7.) D. Schreber l. c. XI Th. S. 127=143. von den Arznei= und Hilfs=mitteln für verwundete Schafe. XII Th. S. 241=303. vom Faulwerden der Schafe. S. 304=325. von der Beschwerde des rothen Wassers. XIII Th. S. 1=28. XIV Th. S. 266=281. XV Th. S. 8=52. und XVI Th. S. 241=262. von unterschiede=nen Schafkrankheiten. (Lauter Vor=schläge des Hrn. Ellis in der oben II. n. 3) angeführten Abhandlung!

8.) D. Siegwardi Diss. de Scabie ovi-um. Tubingæ, 1763. S. Gött. gel. Anz. 65. p. 617.

9.) Außerdem, was Hr. Pr. Schreber l. c. noch im I Th. S. 96 und 121. von den Pocken, S. 118 von der Anbrüchigkeit, S. 313 von der Tumm=heit, u. s. w. der Schafe gesaget, wird man auch in allen sub No. I. 5. a. i angezeigten vermischten Schriften viel gute Anleitungen zur Kenntniß und Kur der bekanntesten Schaf=krankheiten antreffen.

IV.) Von ihrer Fütterung und Wartung könn=te man außer vielen andern, im vorherge=henden angezeigten Schriften, auch noch

1.) Im Abilgard l. c. S. 222. ꝛc. und

2) D. Schrebern l. c. I Th. S. 115. wa=rum sie nicht auf Heidestoppeln zu trei=

ben

den ?S. 114 vom Nutzen des Steinsal-
zes in Schäfereien, IITh. S. 320. von
der Zuträglichkeit des Spergelkrautes,
S. 363. vom Nutzen der unter das Salz
gemischten Tobacksasche, welche die Ver-
dauung befördern, das Blut mehr, als
bloßes Küchensalz reinigen, auch zu-
gleich ein Mittel wider die Würmer in
den Lebern der Schafe seyn soll, im
XIIIten Theil aber S. 28. von den Was-
serrüben (Turnips) als einem guten
Schaffutter — u. s. w. nachlesen.

M.

Inhalt.

I.) Von den zahmen und Haus-
thieren. S. 5

II.) Naturgeschichte des Pferdes. 17

III.) — des Esels. 256

IV.) — des Ochsen und der Kühe. 316

V.) — des Schafes und Widders. 392

Ende des ersten Bandes.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>, / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, / Otto, Bernhard Christian,

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 1

Troppau 1785

Bamberg, Staatsbibliothek -- Lyc.o.183(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11731925-7
VD18 80114059